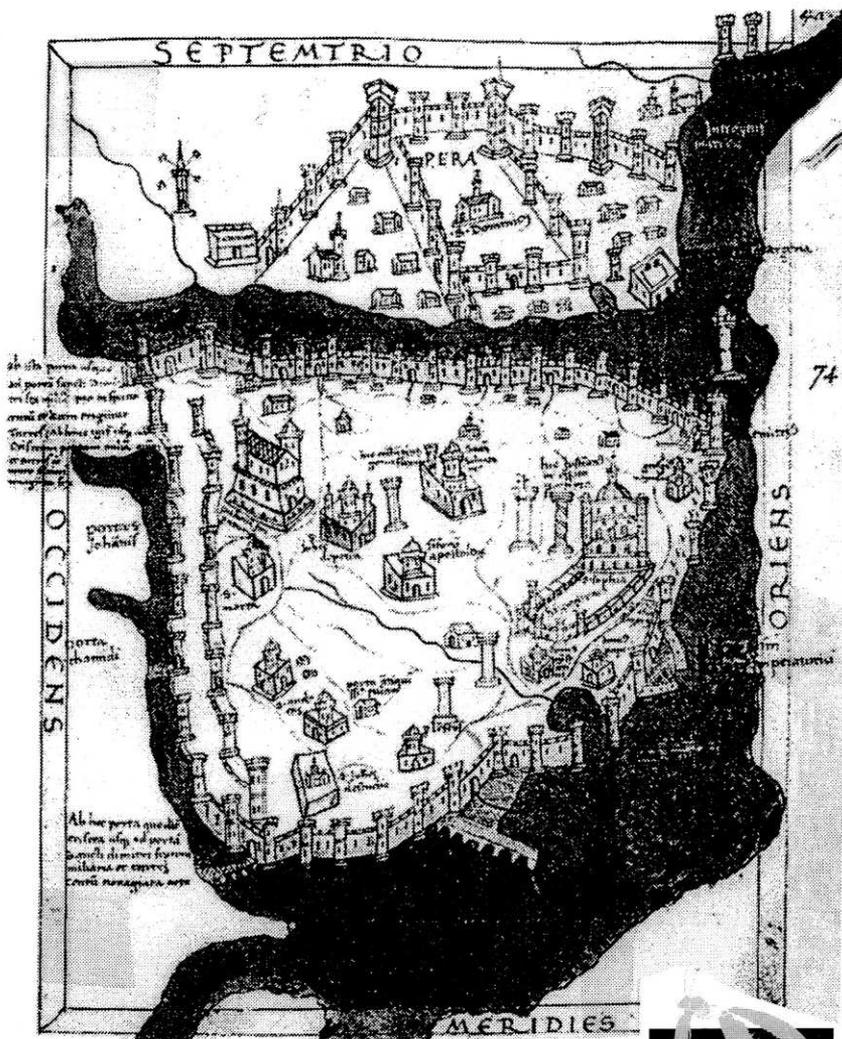


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2002



Jahrg. 14, Heft 2, Juni 2002

ISSN 0947-7233



MANTIS VERLAG

Titelbild: Konstantinopel-Plan des Cristoforo Buondelmonte aus dem Jahr 1420 ([Miller 1998, 58]; Abb. 18 von Gunnar Heinsohns Aufsatz)

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals „Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart“*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Gesamtregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 37,50 € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2002 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 10,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50; 1990 - 1991 je 20,-, 1992 - 1994 je 22,50,-, 1995 = 27,50, 1996 = 30,-, 1997- 1998 = 32,50, 1999 - 2000 = 35,-, 2001 = 37,50. Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 14, Heft 2
Juni 2002

Editorial

Diesmal meldet sich der Bulletinherausgeber primär als Verleger, Autor und Bucheditor zu Wort. Nach langer Pause sind neue Bücher aus dem Mantis Verlag anzukündigen. Zum ersten geht es um die Gemeinschaftsproduktion von Gerhard Anwander und mir:

Bayern in der Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters Eine systematische Studie in zwei Teilen

Im ersten Band werden zunächst die bayrischen Orte eruiert, die in Urkunden und Chroniken für die Phantomzeit genannt werden. In diesen 2.200 Orten wird dann nach archäologischen und architektonischen Zeugnissen aus der fraglichen Zeit gesucht. Dabei werden zunächst Reihengräberfelder und Erdwerke behandelt, danach Siedlungsreste, Holz- und Steinkirchen sowie Flechwerksteine.

Im zweiten Band werden statistische Auswertungen über den Gesamtbestand getroffen und Tabellen geliefert; die Haupttabelle listet Informationen von rund 2.350 vermeintlichen Fundorten auf.

Das Ergebnis lässt sich lapidar umreißen: Die Archäologen können das historische Konstrukt aus Merowinger-, Agilolfinger- und Karolingerzeit nicht belegen; die Phantomzeit trägt ihren Namen zu Recht.

2 Bände mit insgesamt mehr als 850 Seiten und mehr als 150 Abbildungen. Für Abonnenten der Zeitensprünge € 45,- ; erscheint im August.

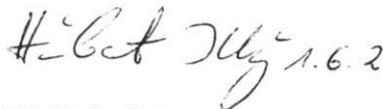
Zum zweiten wird ebenfalls noch im August erscheinen:

Franz Siepe: Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen.

Das erste Kapitel „Marienverehrung - ein katholisches Phänomen?“ stellt klar, dass hier viel weiter ausgegriffen wird. Es geht „Von Maria aus Nazareth zur Mutter Gottes“, dann quer durch die Zeiten – gerade auch durch die Phantomzeit – hin bis zum Problem der Schwarzen Madonnen.

Ca. 240 Seiten, davon 16 Kunstdrucks. Abb., für Abonnenten € 15,-

Ich wünsche bereichernde Lektüre



Das Regensburger Dutzend

Zur Jahrestagung 2002 am 10./11. Mai

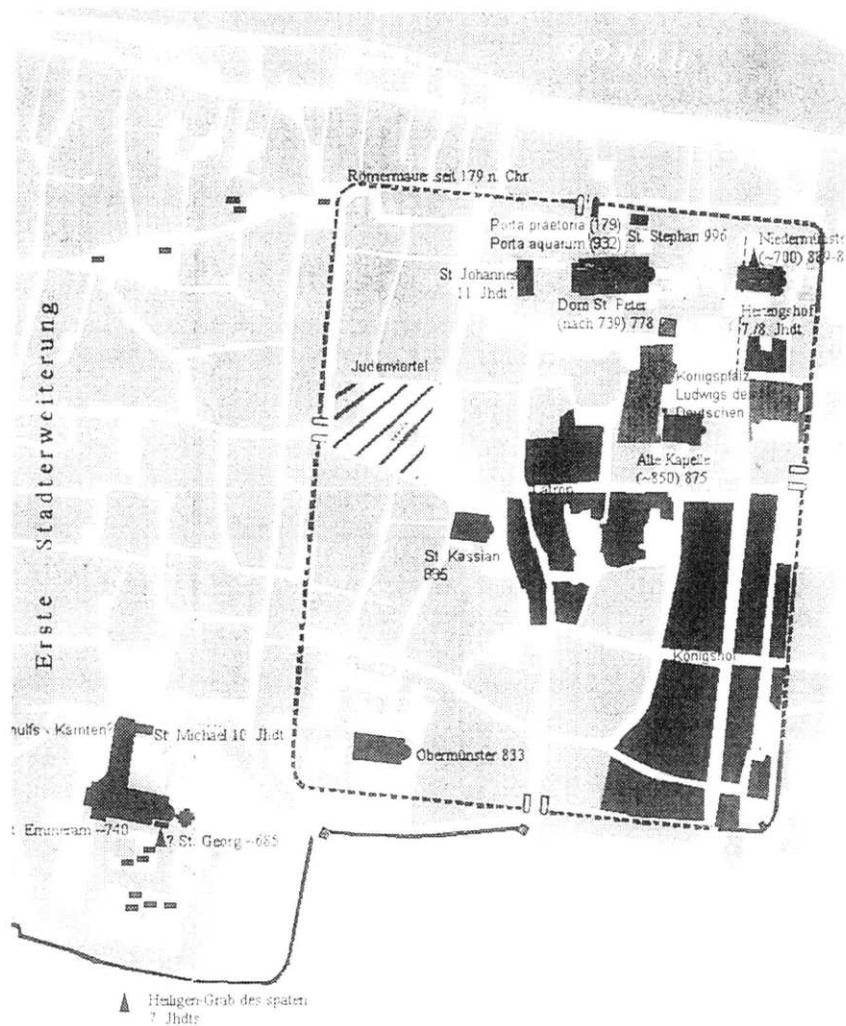
Heribert Illig

Es war wie immer: Wenn sich der Organisator erstmals umtut, wer denn vortragen möchte, so findet er allenfalls einen, der gerade etwas wirklich Neues zusammengetragen hat und es auch noch seiner Mitwelt vorstellen will. Alle anderen verweisen auf die Arbeitsüberlastung und die weitere Zukunft. Steht aber das Jahrestreffen dicht bevor, haben sich letztlich mehr Referenten – Referentinnen werden dereinst auch einmal dazustoßen – gefunden, als eigentlich im Terminplan möglich ist.

Das Treffen vor den Toren Regensburgs machte da keine Ausnahme. Es war so gut besucht wie das letzte im krönungsstrunkenen Aachen, im Herbst 2000. Während wir damals unmittelbar nach dem dort tagenden Historikertag eintrafen, war diesmal am Himmelfahrtstag dem Euro der Aachener Karlspreis verliehen worden, zweifellos eine lang überdachte und berechtigte Ehrung für eine seit vier Monaten kurante Währung. Übrigens wird im ortsbewussten Aachen bedauert, dass der Euro nicht Carlo getauft worden ist. Ein schwacher Trost war, dass für die Laudatio das italienische Staatsoberhaupt, Carlo Ciampi, gewonnen werden konnte.

Die Regensburger Ibis-Hotels haben uns zu einer Klausurtagung verholfen. Hatten wir schon einen Versammlungsraum im Schatten des Niedermünsters gebucht, so bestätigten 'die Ibis' unsere provisorische Reservierung nicht, weil sie schon belegt seien. Monate später stellte sich heraus, dass die Ibis-Herbergen nur deshalb ausgebucht schienen, weil sie unsere provisorische Reservierung bereits fest eingeplant und entschlossen gegen uns verteidigt hatten. So gab es am Freitagmorgen keinen Rundgang durch die Altstadt und ihre karolingerträchtige Vergangenheit, sondern wir blieben im Saale des *Tulip Inn*, das allen unseren Wünschen gerecht geworden ist, von der Saaltechnik bis hin zur prompten Gestaltung der Buffets. Das war auch notwendig, um das runde Dutzend an Vorträgen, dazu kleinere Beiträge und die Diskussionen gut 'verdauen' zu können.

Mangels realer Führung konnten die wichtigsten frühmittelalterlichen Bauten von ganz Bayern durch *Gerhard Anwander* und mich zumindest virtuell vorgestellt werden, insbesondere Niedermünster, Erhardikrypta, Alte Kapelle, St. Kassian und St. Emmeram. Dies gehörte zur Präsentation unserer bayerischen Phantomzeitstudie, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht fertig war



Das karolingische Regensburg [Regensburg im Licht seines geschichtlichen Selbstverständnisses. Regensburger Herbstsymposion 1995; Regensburg 1997, 58].

und deren beide Bände nur als Dummies gezeigt werden konnten. Sämtliche Details sind demnächst in der realen Ausgabe nachzulesen.

Nach dem Mittagessen trug *Werner Frank* zu den Verbindungen zwischen der Gregorianischen Reform und dem Nicäanischen Konzil vor, als klare Bestätigung der Phantomzeitthese. Er demonstrierte an Hand halbverschollenen Quellenmaterials, dass sich die Gregorianischen Reformer auf das Konzil von Nicäa berufen haben, aber der 21. 3. als Tag des Frühlingsäquinoktiums nicht von dort tradiert worden ist, sondern erstmals von Dionysius Exiguus genannt wird, der ungefähr von 500 bis 550 gelebt hat. So klafft eine Lücke von gut 200 Jahren in der Überlieferungskette. Dieser Vortrag gehörte bereits in die naturwissenschaftliche Sektion und leitete zu den nachfolgenden, konträren Ausführungen über.

Hans-Erdmann Korth präsentierte ausführliche Hintergrundinformationen zu seiner Arbeit über den Nachweis des frühmittelalterlichen Kalendersprunges [siehe ZS 1/2000]. Er zeigte noch einmal die physikalische Unmöglichkeit der konventionellen Erklärung aus Störungen des atmosphärischen C14-Gehalts, er zeigt weiterhin die alternative Erklärung einer deformierten Dendrochronologie, die sich an Vergleichswerten über mehr als 800 Jahre hinweg nachweisen lässt.

Nun trug *Hans-Ulrich Niemitz* eine emotional gefärbte Gegendarstellung vor, die wegen des Abdrucks von Korths Artikel noch ins Tagungsprogramm eingerückt worden war. Der 'Crashkurs zum C14-Crash' rief das fast fünf Jahre alte Buch von Christian Blöss und Niemitz in Erinnerung: C14 ist nicht in der Lage, sinnvolle Altersangaben zu liefern; die Dendrochronologie ist es genauso wenig. Beide liefern auch im Zusammenspiel nur dann sinnvolle Datierungen, wenn historische Vordatierungen vorliegen. Insofern sei es völlig nutzlos, die Existenz einer frühmittelalterlichen Phantomzeit mit Hilfe zweier längst widerlegter Verfahren nachweisen zu wollen.

Die anschließende Podiums- wie Publikumsdiskussion führte zu einer gewissen Ratlosigkeit, nicht zuletzt für die beiden Referenten, die sich am nächsten Morgen zusammensetzten, ohne letztlich einen gemeinsamen Nenner zu finden. Aus meiner Sicht gibt es hier nicht nur ein Entweder-Oder. Korths Arbeit, im Grunde für eine Fachzeitschrift und damit für das 'Außenverhältnis' geschrieben, enthält eine Zwickmühle der Sonderklasse: Wenn aus einer C14-Kalibrierkurve unter Einschluss von Dendrodatierungen zwingend folgt, dass das Frühmittelalter eine Phantomzeit enthält, dann muss C14 *oder* Dendro *oder* es müssen beide Methoden falsche Daten liefern. Will aber die Wissenschaft die beiden Methoden behalten, muss sie die Phantomzeit streichen. Blöss und Niemitz haben bereits die unübertreffbare Antwort gegeben: C14, Dendro *und* Phantomzeit sind gleichermaßen Chimären. Ihnen bleibt

jedoch das Problem, dass beide Verfahren partiell gültige Datierungen liefern, was wiederum Korth erklären kann.

Gunnar Heinsohn stellte den Kartographen Großkarl vor, wie hier im Heft nachgelesen werden kann. Dabei scheint die Schichtung zwischen mittelalterlichen und humanistischen Fakes deutlicher zu werden.

Am Abend gab es mehrere kürzere Beiträge, teils spontan, teils vorbereitet vorgestellt. So gab uns *Andreas Birken* eine Einführung in arabische Schrift und Sprache sowie Einblick in den Reichtum an arabischen Kodizes. Das war für *Paul C. Martin* Anlass, die Hochrechnung über die vermeintliche Unmenge frühmittelalterlicher Texte vorzustellen, die sich in seinem Beitrag für dieses Heft findet. *Dietmar Richter* schilderte uns verschiedene seiner Forschungsprobleme, etwa, dass das angeblich simple Aneinanderfügen von Baumscheiben zu einer Ringsequenz in Wahrheit eine ganz mühselige Sache ist, da sich selbst die Ringe eines Baumes je nach Wind- und Wetterseite deutlich unterscheiden, also nicht einmal zwei Segmente ein und derselben Baumscheibe leicht als identisch erkannt werden können. Dieses Forum für den kleineren Beitrag werden wir beibehalten.

Am nächsten Morgen lüftete ich das Geheimnis mittelalterlicher Gleisharfen, wie hier im Heft nachzulesen.

Dann kam ein kritischer Beitrag von *Andreas Birken* zu den Rändern der Zeitlücke. In einer Tour de Force arbeitete er diejenigen Merowinger heraus, die sich als Karolinger und andere Adelsgeschlechter im 10. Jh. fortgesetzt haben können. Er betrachtete dann Skandinavien und die britischen Inseln im Hinblick auf ähnliche Übergangsprobleme. Schließlich ging es um das Zusammenspiel zwischen christlicher und islamischer Geschichte. Hier zeigte er die Unterschiede und Probleme, wie sie insbesondere zwischen Zellers und zum Teil meinen Vorschlägen ungelöst bestehen. Wie es der Zufall wollte, lagen zu diesem Zeitpunkt bereits die beiden Aufsätze von Angelika Müller und Ulrich Becker vor, die hier im Heft abgedruckt werden und Positionen bekräftigen, bevor Birken seine Sicht zum Bulletinbeitrag geformt hat.

Es folgte ein Vortrag von *Gerald Schmidt*, der sich auf der Straße der Romanik vergeblich nach karolingischen Überresten umgesehen hat (bereits in diesem Heft abgedruckt).

Paul C. Martin nahm sich den hl. Bonifaz vor, der offenbar für ganz Mitteleuropa ein Zentrum gebildet zu haben scheint. Denn nirgendwohin wird öfters geschenkt als an das Grab dieses Heiligen. So stellte sich die Frage nach dem römischen Recht und seinem Fortwirken auf 'deutschem' Boden, die Frage nach dem Besitzrecht von juristischen Personen, nach dem kirchlichen Schenkungsrecht und anderes mehr. Dass dabei auch jede Menge an

Absurditäten aus Vita und anderen mittelalterlichen Quellen angeprangert werden konnte, die scheinbar problemlos von der der Zunft 'geschluckt' wird, versteht sich von selbst.

Erst jetzt wurde – klares Zeichen dafür, was die Referenten und wohl auch das Auditorium vorrangig beschäftigt – im Grunde das frühmittelalterliche Problemfeld verlassen, wurden andere Themen angesprochen.

Armin Wirsching setzte seine Reihe über antike Transportprobleme fort, indem er sich die Frage stellte, wie Rom zu seinen ägyptischen Obelisken gekommen ist. Aus den wenigen Angaben bei Plinius dem Älteren konstruierte er aus Triremen ein gewaltiges Tripelschiff, bei dem der Hunderte von Tonnen schwere Obelisk zwischen je zwei Schiffen oder sogar Doppelschiffen unter Wasser hängt. Zur Fortbewegung diente eine vorgespannte Trireme mit allemal 100 Ruderern und Besegelung. Ob ein solcher Schleppverband seetauglich ist, wird uns noch beschäftigen.

Schließlich kam *Wilfried Gärtner* auf Velikovskys Traumatisierung von katastrophisch Betroffenen zurück und zu den Problemen, die die Aufklärung darüber mit sich bringt. Hier ist in Erinnerung zu rufen, dass bereits 1997 die Corona bei einer ähnlichen Fragestellung (Jahrestreffen in Leipzig; Thomas Völkers Thesenpapier [2/1997]) die von Velikovsky postulierte kollektive Amnesie in keiner Weise mittrug. Dass Krieg aus dem Trauma entstanden sei, ist seit Heinsohns 'Menschengeschlecht' [118 f.] überholt, da schon altsteinzeitliche Höhlenzeichnungen kriegerische Handlungen zur Darstellung bringen. Ganz ähnlich sieht das übrigens Gerd Dieckvoß in „*Wie kam Krieg in die Welt? Ein archäologisch-mythologischer Streifzug*“ [Hamburg 2002, 179 ff.].

Trotz dichtem Programm reichte die Konstitution der TeilnehmerInnen so weit, dass post eventum am Samstagabend noch bis um halb Vier in der Nacht diskutiert wurde. So ist der Veranstalter zuversichtlich, dass die Teilnehmer auf ihre Kosten gekommen sind. Allemal ist ein Aphorismus von Emanuel Wertheimer – „Vorurteile ablegen, heißt vereinsamen“ – zumindest für 60 Stunden klar widerlegt worden.

Regensburg: Tagungsablauf

Freitag, den 10. 5.

10.45 Kaffeebegrüßung mit Einführung durch Heribert Illig

11.30 Gerhard Anwander / H. Illig: Bayern und die Phantomzeit oder Ganz Bayern und speziell Regensburg. Unverholene Werbung

12.30 Mittagessen

- 14.00 Werner Frank: Zur Kalenderreform 1582
- 15.00 *Kaffeepause*
- 15.30 Hans-Erdmann Korth: Kalendersprung - Physik einer Verwirrung
- 16.10 Hans-Ulrich Niemitz: Warum C14 und Dendrochronologie nicht funktionieren - Crashkurs zum „C14-Crash“
- 17.40 *Pause*
- 18.00 Gunnar Heinsohn: Karl als Kartograph
- 19.00 *Abendessen*
- 20.15 Aktuelles, Statements, Fragen, selbst Antworten

Samstag, den 11. 5.

- 9.30 Heribert Illig: Von mittelalterlichen Gleisharfen zum mittel-europäischen Urwald
- 10.15 Andreas Birken: Lücke mit Zähnen - Wie passt die Vorphantomzeit zur Nachphantomzeit ?
- 11.15 *Kaffeepause*
- 11.30 Gerald Schmidt: Karolingische Spuren auf der Straße der Romanik
- 12.30 *Mittagessen*
- 14.00 Paul C. Martin: Der ubiquitäre Bonifaz
- 15.00 Armin Wirsching: Wie die Obelisken nach Rom gelangten
- 16.00 *Kaffeepause*
- 16.30 Wilfried Gärtner: Rückblick auf das Ende der Welt. Sind wir Überlebende noch immer Gefangene des Schreckens?
- 17.30 *Tagungsende und allen Small talks Anfang*

Teilnehmer

Achim Babendreyer, Bonn ☞ Andreas Birken ☞ Andreas Schaale, Berlin
 ☞ Angela Helle, Norderstedt ☞ Angela Helmecke, Bielefeld ☞ Anke Rautzenberg, Berlin ☞ Armin Wirsching, Hamburg ☞ Berislava Jan-Illig, Gräfelting ☞ Berthold Giese, Bad Bentheim ☞ Christoph Marx, Basel · Liechtenstein ☞ Dieter Hoffmann, Brüssel ☞ Dieter Kluge, Koblenz
 ☞ Dietmar Richter, Radebeul ☞ Eibo Hinrichs, Oyten ☞ Elmar Holz, Berg-holz ☞ Emanuela Schwankl, Erding ☞ Ewald Ernst, Horn · Dubrovnik
 ☞ Franz Becker, Eisingen ☞ Franz Löhner, Penzberg ☞ Franz Ulrich, Hei-delberg ☞ Frau Hinrichs, Oyten ☞ Frau Kluge, Koblenz ☞ Frau Korth, Stuttgart ☞ Frau Schlaak, Berlin ☞ Frau Schleicher, Regensburg ☞ Frau Wittenbreder, Castrop-Rauxel ☞ Gerald Schmidt, Roßlau ☞ Gerhard Anwander, München ☞ Gisela Albrecht, Meppen ☞ Günter Braun, Aachen

☞ Gunnar Heinsohn, Bremen · Gdansk ☞ Hans-Erdmann Korth, Stuttgart
 ☞ Hans-Ulrich Niemitz, Berlin · Leipzig ☞ Hartmut Wittenbreder, Castrop-
 Rauxel ☞ Heiner Aichinger, Vohenstrauß ☞ Helga Paulsen, Rödermark
 ☞ Helmut Paulsen, Rödermark ☞ Helmut Voigt, Berlin ☞ Henning Hein-
 sohn, Hanau ☞ Herbert Helmecke, Bielefeld ☞ Heribert Illig, Gräfelfing
 ☞ Holger Hintze, Gilching ☞ Holger Langberg, Wedel ☞ Horst Nitz, Ols-
 berg ☞ Ingeborg Schleicher, Regensburg ☞ Ingrid Langer, München ☞ Jan
 Beaufort, Würzburg ☞ Jochen Seelig, Altbach ☞ Johannes Mißlbeck, Wies-
 baden ☞ John Spillmann, Bäretswil ☞ Jürgen Albrecht, Meppen ☞ Jürgen
 Feller, Erlangen ☞ Julian George, Büdingheim ☞ Jutta Prawitz, Hamburg
 ☞ Karl Günther, Landau ☞ Lee Reichel, Wien ☞ Manfred Knaust, Bremen
 ☞ Manfred Zeller, Erlangen ☞ Martrude Moeller, Duderstadt ☞ Mathias
 Dumbs, Donaueschingen ☞ Paul C. Martin, Wallisellen ☞ Paul Schlaak,
 Berlin ☞ Peter Mikolasch, Wien ☞ Rita Heinsohn, Bad Schwartau ☞
 Robert Zuberbühler, Winkel/Zürich ☞ Roland Hofmann, Regensburg
 ☞ Ronald Czapanski, Berlin ☞ Ronald Waehner, Wiesbaden ☞ Siegfried
 Diercks, Wolpertswende ☞ Sigbert Helle, Norderstedt ☞ Stefan Schmickler,
 Brohl- Lützing ☞ Ulf Heinsohn, Berlin ☞ Ulrich Becker, München ☞ Vol-
 ker Friedrich, Puchheim ☞ Volker-Matthias Lutteroth, Bad Füssing ☞ Wer-
 ner Frank, Solnhofen ☞ Wilfried Gärtner, Körle-Empfershausen ☞ Zoltán
 Skoda, Wien

Unverteilt bleiben mindestens 22 Doktorhüte und 5 Talare der 78 Teilneh-
 merInnen.

Der Höhenflug des Flinders Petrie

Andreas Birken

Der Fall Flinders Petrie ist ein ganz besonderer. Er war als Archäologe nicht bloß mit Wörtern, sondern auch mit Materialien und Werkzeugen vertraut. Er kannte, schätzte und zitierte Herodots Werk und glaubte fest an Manetho und die Sothisperiode. Er wusste, dass die 4. Pharaonen-Dynastie harte Steine in großen Mengen verarbeitet hat, und machte sich Gedanken über den Beginn der Eisenzeit. Und er schafft es, diese Einzelteile seines Wissens streng getrennt zu halten; auf keiner einzigen Seite seiner zahlreichen Bücher sind sie sich je begegnet.

Die Verdienste Petries als Archäologe stehen außer Frage. Die *Encyclopaedia Britannica* sagt über ihn:

„British archaeologist and Egyptologist who made valuable contributions to the techniques and methods of field excavation and invented a sequence dating method that made possible the reconstruction of history from the remains of ancient cultures.“

Petrie wurde 1853 in der Nähe von Greenwich geboren und interessierte sich schon als Junge für Ägyptologie. Im Alter von 24 Jahren veröffentlichte er eine Schrift über die Maße der Antike (*Inductive Metrology*), dann erforschte er Stonehenge und begann im Jahre 1880 seine Arbeit an den großen Pyramiden von Gize. Er arbeitete insgesamt vier Jahrzehnte als Archäologe in Ägypten und Palästina. Petrie wurde 1892 zum Professor am University College in London ernannt, sein Standardwerk „*Methods and Aims in Archaeology*“ erschien 1904; 1923 wurde er geadelt. Er starb 1942 in Jerusalem im Alter von 89 Jahren.

Petrie gehörte zu den Wissenschaftlern, die die Archäologie von der Schatzgräberei zur Wissenschaft entwickelten. Seine Methode, Tonscherben zum Aufbau einer chronologischen Reihe heranzuziehen, von den Zeitgenossen noch belächelt, wurde zum Routineverfahren. Er war stets bemüht, seine Grabungsergebnisse in ein Gesamtbild der Geschichte einzufügen. Er schrieb die ersten drei Bände einer monumentalen sechsbändigen Geschichte Ägyptens, die ab 1894 erschien. Der erste Band, der das Alte und Mittlere Reich umfasst, erschien 1924 in der 11. (revidierten) Auflage.

Bezüglich der Chronologie des alten Ägypten folgte er Lepsius [Birken 2001] und dem durch diesen wiederhergestellten Manetho samt Sothisperiode. Hinsichtlich des Zeitrahmens, den die Geschichte Ägyptens ausfülle, hatte er keine Zweifel, denn schließlich stimmten alle wichtigen Quellen überein.

Manethos Darstellung nahm dabei den ersten Rang ein, denn – so schlecht sie auch überliefert war – sie diente als Gerüst, um die unvollständigen älteren Königslisten einzuordnen [Petrie 1942, Vorwort, viii – in der Folge zitiert als „*History*“]. Petries Zeitrahmen für das Alte und Mittlere Reich sah (im Jahre 1924) so aus:

I. Dynastie	5484 – 5293
II. Dynastie	5293 – 4991
III. Dynastie	4991 – 4777
IV. Dynastie	4777 – 4493
V. Dynastie	4493 – 4275
VI. Dynastie	4275 – 4077
VII. Dynastie	4077 – 4007
VIII. Dynastie	4000 – 3910
IX. Dynastie	3907 – 3807
X. Dynastie	3807 – 3733
XI. Dynastie	3733 – 3579
XII. Dynastie	3579 – 3368
XIII. Dynastie	3366 – 2913
XIV. Dynastie	2913 – 2729
„Interval of confusion“	2729 – 2516 [<i>History</i> , 248 f.]
XV. Dynastie	2516 – 2256
XVI. Dynastie	2256 – 1738
XVII. Dynastie	1738 – 1587.

Mit Erstaunen und Abscheu musste er aber ansehen, was die deutschen Ägyptologen trieben [Übersetzung Birken]:

„Bunsen und Lepsius begannen die belegte Geschichte abzulehnen, und das willkürliche Kürzen ist in Deutschland weitergegangen, bis Menes halbwegs bis zur Zeitenwende heruntergebracht worden war. Das einzige Argument das vorgebracht wird ist, 'I cannot believe the time to be so long' (Meyer); die einzige ausführliche Studie, die diese Kürzung unterstützt (Weill), enthält viele Fehler und unterdrückt völlig die Länge der Regierungszeiten des Turiner Papyrus. Es hat keine präzisen Aussagen darüber gegeben, wie die XIII. bis XVII. Dynastie komprimiert werden soll: Meyer weicht diesem Teil der Frage aus. Kurz, die gesamte belegte ägyptische Geschichte wird ohne vernünftigen Grund beiseite geschoben. Der Kalenderbeweis wird auf einen vollen Zyklus – 1460 Jahre – später bezogen.“ [*History*, Vorwort, ix]

Und schlimmer noch:

„Es gibt noch eine dritte Richtung, hauptsächlich in Frankreich und England, die so weit geht, die belegte Geschichte und den Kalenderzyklus

außer Acht zu lassen und das zu nehmen, was dem jeweiligen Autor gerade passt." [ebenda]

Die zeitlichen Differenzen zwischen den verschiedenen Ansätzen betragen 2.500 Jahre [zu den verschiedenen Daten s. Heinsohn/Illig 1997, 26].

Die Differenz zwischen Petrie und Lepsius allerdings beträgt genau eine Sothis-Periode von 1.460 (julianischen) Jahren. Sie ergibt sich zwingend aus der Annahme, dass der ägyptische Kalender zu Beginn einer Sothisperiode eingeführt wurde, und zwar zur Zeit der IV. Dynastie [Birken 2001, 573]. Wenn man nämlich von dieser Annahme ausgeht, kann die IV. Dynastie nur in Sprüngen von 1.460 Jahren verschoben werden. Petrie braucht diesen Zeitraum vor allem, um die Manetho-Daten der XII. bis XVII. Dynastie, also die zweite Zwischenzeit mit den Hyksos, unterzubringen, für die er 1.781 Jahre ansetzt. Heute nimmt selbst die konventionelle Chronologie für diesen Zeitraum nur noch 570 Jahre an. Andere Faktoren wie die inzwischen ersatzlos gestrichene VII. Dynastie Manethos (70 Jahre) spielen dem gegenüber eine geringe Rolle.

Allerdings hat Petrie auch noch einen anderen Grund, die ägyptische Geschichte möglichst früh beginnen zu lassen:

„Obwohl es keine Synchronismen mit anderen Geschichten gibt, die entscheidende Hinweise geben könnten, so gibt es doch eine externe Verbindung von Wert. Die vorgeschichtlichen ägyptischen Kulturen, rund dreitausend Jahre vor der I. Dynastie, haben Feuersteingeräte genau der gleichen Art wie das Magdalénien in Europa und auch Harpunen diesen Typs. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass diese Typen ein zweites Mal erfunden wurden; sie sind vermutlich recht eng mit den entsprechenden Arbeiten in Europa verknüpft. Nun ist das späteste Datum für das Magdalénien 8 000–10 000 v. Chr., und es ist daher viel wahrscheinlicher, dass die ägyptische prähistorische Kultur um 6 000–10 000 lag als um 3000 – 4 000." [History, Vorwort, x]

Die dann sich immer noch auftuende Lücke ist leicht zu schließen:

„Die Aussage über die früheste Zeit nach der Liste der Götter und Halbgötter, die man als historisch betrachten kann, findet sich am Anfang von Manethos Geschichte (so wie sie Lepsius aus Eusebius wiederhergestellt hat), wo gesagt wird, dass zehn Könige von Thinis dreihundertfünfzig Jahre vor Menes regiert haben. Warum die nummerierten Dynastien mit Menes und nicht mit diesen früheren Königen beginnen, ist offensichtlich, wenn wir uns erinnern, dass Manetho ein Priester aus Sebennytos im Delta war, und seine Geschichte natürlich mit dem Gründer von Memphis beginnt." [History, 1]

„Anzunehmen, dass die Kultur, die wir unter Menes vorfinden, voll entwickelt zu diesem Zeitpunkt begann, oder dass die dynastischen [= zur Zeit der nummerierten Dynastien] Eroberer Ägyptens vor der Unterwerfung des ganzen Landes keine Herrscher gehabt hätten, ist notwendigerweise absurd. Bevor ein König von Thinis-Abydos (von wo Menes kam) möglicherweise dazu schreiten konnte, in Memphis eine neue Hauptstadt für Unterägypten zu gründen, musste der Weg dazu von einer langen Reihe von Vorgängern vorbereitet worden sein, die eroberten und ihre Macht festigten. Dass ein solcher Vorgang drei oder vier Jahrhunderte beanspruchte, ist sehr wahrscheinlich. Die Sachsen brauchten vier Jahrhunderte, um ein geeintes Königreich in England zu schaffen, und die Römer ungefähr die gleiche Zeit, um Italien zu unterwerfen“ [History, 2].

Damit wäre der Beginn der „historischen“ Zeit Ägyptens auf ca. 5484 + 400 = ca. 5900 festgelegt. Einzuwenden bleibt, dass die Nähe der ägyptischen Frühgeschichte zum Magdalénien ja auch dadurch zu erklären wäre, dass letzteres erheblich später anzusetzen ist [Illig 1988, Heinsohn 2000]. Immerhin geschah dessen ursprüngliche Datierung völlig ‘freihändig’.

Mit diesem Höhenflug begründete Petrie die Ägyptologenschule der „langen“ Chronologie. Diese konnte sich jedoch gegen Eduard Meyers Schule der „kurzen“ Chronologie nicht durchsetzen – auch nicht in England.

Immerhin hat auch Petrie selbst nicht mit einem Maximalprogramm begonnen. Noch um 1900 hatte er die IV. Dynastie auf 4000–3800 angesetzt [Petrie 1900, 9 – in der Folge zitiert als „Digging“].

Jeder, der die Manetho-Chronologie – wie auch immer abgewandelt oder versteckt – vertritt, kommt unweigerlich zu der Feststellung, dass die ägyptische Kultur anders als alle anderen plötzlich und fast voll entwickelt in die Welt trat, wie Athene aus dem Haupt des Zeus. Daraus folgt dann die Analyse, dass Altägypten seinen kulturellen Höhepunkt zu Beginn hatte (zur Zeit der IV. Dynastie), und dass dann drei Jahrtausende lang alles stagnierte – von einzelnen militärischen Erfolgen kurzfristiger Wirkung einmal abgesehen.

„Die Kultur, die wir in der frühesten bekannten Geschichte vor uns sehen, erscheint kunstvoll und vollendet. Danach wurde sie nur noch von langsamen Veränderungen von Mode und Geschmack beeinflusst, und in den Tausenden von Jahren, die folgten, wurden nur wenige wichtige Entdeckungen gemacht.“ [Digging, 150]

Zur Ehrenrettung Petries sei aber gesagt, dass ihm dabei doch das eine oder andere auffiel:

„Das Grab in Abydos [des Den-Semti, 5383–5363 v. Chr.] ist eine große, mit

Ziegeln eingefasste Grube von ungefähr 28 x 50 Fuß mit einer 78 Fuß langen Treppe, die in sie hinabführt. Sie war mit Granitblöcken gepflastert, eine erstaunliche Pracht, weil Steinbauwerke noch für drei Jahrhunderte unbekannt blieben." [History, 19]

Trotz seiner Fixierung auf Manetho schätzte Petrie offenbar Herodot durchaus. So sagt er im Zusammenhang mit den Pyramiden der IV. Dynastie:

„Die von Herodot aufgezeichnete Überlieferung für die aufgewendete Arbeit ist so gänzlich angemessen für die Ausführung eines solchen Werkes, dass wir nicht zögern können sie zu akzeptieren." [History, 58]

Das Erstaunliche ist nun, dass Petrie an dieser Stelle weder auf Herodots von Manethos völlig verschiedene Chronologie eingeht, noch auf dessen Hinweis auf eiserne Werkzeuge [Herodot, *Historien* II:125], die für die Bearbeitung von Granit vorausgesetzt werden. Dabei beschreibt er verschiedentlich und ausführlich die beim Pyramidenbau und überhaupt im Alten Reich verwendeten Gesteine. Seine Zusammenfassung der Geschichte des Alten Reichs lässt Granit als zeittypisches Baumaterial erscheinen:

„An diesem Punkt ist es angebracht zurückzublicken und festzuhalten, was die charakteristischen Änderungen waren, die jede Dynastie mit sich brachte.

Die I. Dynastie erbrachte eine geeinigte und organisierte Verwaltung, Rechnungswesen und Register, riesige Holzbauten für die großen Gräber, den Beginn der Bearbeitung großer Granitplatten. In der Religion waren die Horus-Verehrung und der heilige Falke die wichtigsten Züge; die Dynastiker hatten die Seth-Verehrer besiegt und unterworfen.

Die II. Dynastie beginnt mit einem Kompromiss der beiden Mächte der Horus- und Seth-Anbeter. Der erste König nannte sich 'der Friede oder die Befriedung der beiden Mächte.' An die Stelle von Reihen offener Gruben um die königlichen Gräber trat ein unterirdischer Zugang zu Reihen von Grabkammern, ein Typus, der bis zur XII. Dynastie fortbestand.

Die III. Dynastie beginnt mit umfangreichen Bauten. Die gewaltige Felskammer von Zowyet al Aryan mit seinem kolossalen Granitfußboden war nur die Vorbereitung für einen nie vollendeten Bau. Später weisen die Pyramide von Meydum und die umliegenden Gräber solche Werke auf.

Die IV. Dynastie bringt weitere Änderungen. Das Bauen erreichte nun den größten je gekannten Maßstab. Die Pyramiden bekamen nicht nur Tempel zugeordnet, sondern auch Tempel im Tal am Fuße der Hauptrampe. Die Statuen der Könige wurde in diesen Tempeln aufgestellt. Die Gräber der Vornehmen nahmen an Zahl, an Detail und Ausschmückung zu. Die staatliche Organisation des Landes wurde vollendet. Die Seth-Verehrer wurden unterdrückt, und Khufu nahm den neuen Titel des über Nubtiset trium-

phierenden Horus an, wobei der Falke über dem Zeichen *nub* stand. Zugleich wurden die einfachen Riten des Landes unterdrückt und nur noch Keramiknachbildungen der Opfer erlaubt.

Die V. Dynastie brachte eine weitere große Änderung. Die Verehrung von Ra lebte wieder auf, Set verschwand, und der Falkengott Horus musste zurückstehen, indem er sich mit Ra vereinigte. Im Bauen setzten sich völlig neue Ideale durch. Der Sonnentempel mit einem Obelisk zu Ehren des Ra wurde ein Hauptkennzeichen jeder Regierungszeit.

Die Pyramidentempel veränderten stark ihre Form und bekamen Palmblattkapitelle auf Granitsäulen, Monolithen von 20 Fuß Höhe. Die Säule in Form von in Granit gearbeiteten Papyrusbündeln wurde ebenfalls neu entwickelt. Beide Formen lebten während der späteren Geschichte fort. Die Wände, die bislang flach gewesen waren, wurden nun mit großen Figuren in Bas-Relief und Farbe bedeckt und zeigten Gottesdienst und Triumph des Königs über die Nachbarvölker" [History, 96 f.].

Außer dem Granit zählt Petrie auch zahlreiche Objekte aus dem noch härteren Diorit auf, die dem Alten Reich zugeordnet werden, so für die II. [ebd., 36], die III. [ebd., 45] und die IV. [ebd., 70 f.] Dynastie. Zu den Statuen des Chephren sagt er:

„Die Statuen des Khofra haben uns mit ihm Angesicht zu Angesicht gebracht und sein Aussehen in unserer Zeit fast so bekannt gemacht wie in seiner eigenen (Abb. 1). Die große Dioritstatue ist ein Wunderwerk der Kunst; die Genauigkeit des Ausdrucks verbindet das, was ein Mann sein sollte, um unsere Gefühle zu gewinnen, mit dem, was ein König sein sollte, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Die Feinheit, die diese Kombination von Ausdruck zeigt, die Genialität des ihn überschattenden Falken, die den frontalen Anblick nicht stört, die technischen Fähigkeiten, dies in dem widerstandsfähigen Material zu verwirklichen, alles vereint sich, um uns den Eindruck eines führenden Beispiels der antiken Kunst zu vermitteln. Sechs weitere Statuen geringerer Größe aus Diorit und grünem Basalt wurden ebenfalls in dem Granit-Tempel gefunden.“ [History, 70 f.]

Aber mit welchen Werkzeugen sollen diese Meisterwerke geschaffen worden sein? Welche Werkmetalle standen zur Verfügung? Natürlich hat sich der Archäologe Petrie darüber Gedanken gemacht. In „*Ten Years Digging*“ hat er dazu ausgeführt:

„Die früheste Kultur hat die Künste der kombinierten Arbeiten, des Mauerhandwerks, der Skulptur, der Metallarbeiten, des Drechselns, des Zimmererhandwerks, der Töpferei, des Webens, des Färbens und andere Elemente hochorganisierten Lebens völlig gemeistert; und in mancher Hinsicht sind ihre Arbeiten dem gleichzustellen, was die Menschheit in

späteren Zeiten geleistet hat. Obwohl einfach, beweisen sie doch höchste Fertigkeit, und sie sind später nur hinsichtlich der Mittel, nicht hinsichtlich der Fähigkeiten übertroffen worden. Manche Produkte waren damals selten oder unbekannt, und es ist deren Anwendung, worin die Kultur späterer Zeiten einen Unterschied aufweist. Kein Metall außer Kupfer wurde verwendet, und deshalb wurde Feuerstein viel gebraucht. Und Glas war vermutlich unbekannt, obwohl Glasuren angewendet wurden. Aber in anderer Hinsicht waren die Veränderungen späterer Zeiten meist der Ökonomie der Produktion und einer verstärkten Nachfrage nach billigen Imitationen zu verdanken.

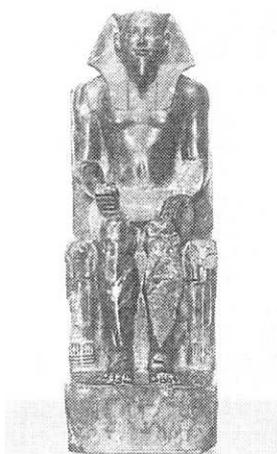
Das Werk der großen Periode der zwölften Dynastie unterscheidet sich hauptsächlich durch den freien Gebrauch der Schrift, der größeren Quantität und geringeren Qualität der Skulpturen und Gemälde und der Einführung des Glases. [...]

Die nächste große Periode, die achtzehnte bis neunzehnte Dynastie, zeichnet sich durch den Gebrauch der Bronze und das Verschwinden von Feuersteinwerkzeugen aus. Die Kunst des Glasmachens war hoch entwickelt und erreichte einen Glanz, eine Farbenvielfalt und Kühnheit der Gestaltung, die nie wieder erreicht wurde, außer vielleicht von den Orientalen des Mittelalters. Aber künstlerisch betrachtet erreichen die besten Arbeiten dieser Zeit selten die Perfektion der Skulptur und Malerei der Vergangenheit.

Die nächste wichtige Änderung war die Einführung des Eisens, von dem es keine eindeutigen Beweise bis ungefähr 800 v. Chr. gibt. Eisen mag vielleicht als eine Besonderheit bekannt gewesen sein, so wie auch ein einziges Beispiel von Bronze zweitausend Jahre, bevor sie tatsächlich in Gebrauch kam, belegt ist, aber es hatte keine Auswirkungen auf die Künste. Und bald darauf kam die ägyptische Renaissance, worin der Zyklus der Erfindungen [erneut] durchlaufen wurde, und die Ägypter nur noch sklavisch und ohne Originalität die Werke ihrer Vorfahren kopierten" [Digging, 151 f.].

Ob die technologische Entwicklung von Petrie richtig wiedergegeben ist, sei hier nicht weiter untersucht [hierzu ausführlich Heinsohn/Illig 1997]. Uns interessiert ja zunächst die Frage, wie Petrie sich die Hartsteinbearbeitung des Alten Reiches vorstellt, einer Periode, die er der Kupferzeit zuordnet. Denn:

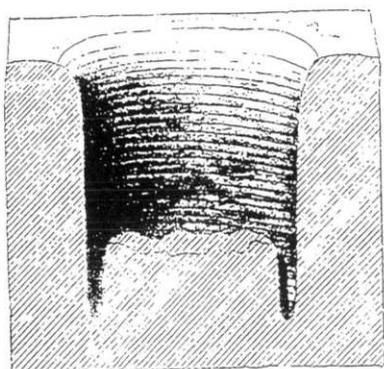
„Werkzeuge waren ebenso von Nöten wie Arbeitskräfte; und die Frage, welche Werkzeuge benutzt wurden, ist nun durch Beweise geklärt, denen auch moderne Ingenieure von Herzen zustimmen. Ich habe öfter gefunden, dass die harten Gesteine, Basalt, Granit und Diorit, gesägt worden sind, und dass die Säge nicht aus einem Blatt oder ein Draht bestanden hat, die mit Schmirgelpulver eingesetzt wurden, sondern mit festen



Dioritstatue des Chephren [Michalaowski Abb. 195; Lange/Hirmer Tafel 36 f.]

Schneiden besetzt, also eine mit Edelsteinen armierte Säge war. Diese Sägen müssen bis zu neun Fuß lang gewesen sein, denn die Schnitte in den Sarkophagen gehen längs. Eines der gebräuchlichsten Werkzeuge war der Hohlbohrer, der ebenfalls mit festen Schneiden besetzt war. Ich besitze einen Kern aus einem Bohrloch, der während der Arbeit ausgebrochen ist, der die von den Schneiden erzeugten spiraligen Rillen aufweist, den sie beim Eindringen in das Material erzeugten; er ist aus rotem Granit. Und es gab kein Abrutschen oder Springen des Werkzeugs; jeder Kristall, Quarz oder Feldspat ist in ganz gleichmäßiger Weise geschnitten mit einem sauberen, unwiderstehlichen Schnitt. Ein Ingenieur, der die Arbeit mit dem Diamantbohrer so gut wie sonst einer kennt, sagte zu mir, 'Ich wäre stolz, heutzutage einen solchen sauber gebohrten Kern zu bekommen', und, um die Wahrheit zu sagen: Moderne Bohrkern können den ägyptischen nicht das Wasser reichen; verglichen mit der antiken Arbeit wirken sie elendiglich herausgekratzt und unregelmäßig. Dass solch harte Schneidespitzen bekannt und in Gebrauch waren, wird bewiesen durch die sauber geschnittenen feinen Hieroglyphen in Diorit, die ohne jeglichen Kratzer graviert sind, und durch die Drehbankarbeiten, von denen ich Stücke von gedrehten Schalen gefunden habe, in denen die Spuren des Drehwerkzeugs zu sehen sind, was beweist dass ihre Oberfläche nicht ausgeschliffen wurde. Die Drehwerkzeuge wurden wie heute eingeklemmt, um von einem Mittelpunkt aus regelmäßige Kreise zu drehen, und die Arbeiten sind kühn und kraftvoll, wie ein flacher Diorit-Tisch mit Fuß, der aus einem Stück gedreht ist, und auch unübertrefflich fein, wie eine Diorit-Schale, deren Wände nur so stark wie Karton sind." [Digging, 26 ff.]

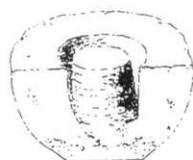
Diese Darstellung Petries zeugt nicht gerade von technischem Verständnis, denn so kann es nicht gewesen sein [vgl. Illig/Löhner 1992; Stender 1994]. Seine Vorstellung von der Funktionsweise eines Diamantbohrers ist völlig falsch. Ein solcher Bohrer arbeitet nicht wie ein Hobel, der Zug um Zug den Fels abspant, sondern kratzt wie eine Feile am Material. Eine höhere Arbeitsleistung als beim Schmirgeln ergibt sich nur durch extrem hohe Drehzahlen, die aber die Ägypter nicht erreichen konnten. Jedenfalls kann man mit einer Kante aus Edelstein – welcher Juwel eingesetzt wurde, sagt Petrie nicht – keinesfalls wie mit dem Messer durch die Butter so durch den Fels schneiden, dass bei jeder Umdrehung ein sichtbarer Fortschritt erreicht wird. Aber Petries spiralförmige Rillen im Bohrkern würden gerade dies erfordern. Jeder derartige Prozess ist ein Kratzen, der bei den im alten Ägypten verfügbaren Methoden einen ungeheuren Zeitaufwand erfordert hätte. Unklar bleibt auch, wie die Bohrspitzen so an einem Kupferrohr hätten befestigt werden können, dass sie sich beim Drehen nicht lösten und das Rohr sich nicht verbog.



1



2



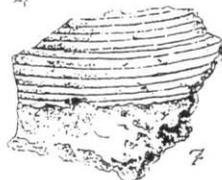
3



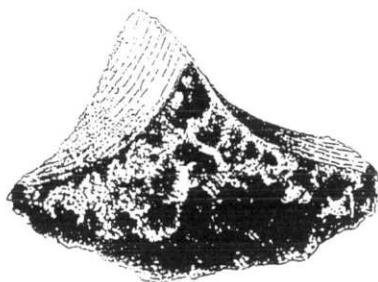
4



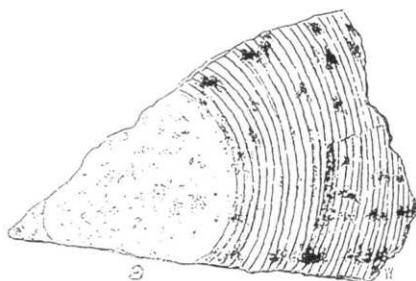
5



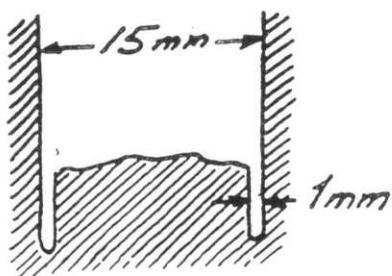
7



6



8



Hohlbohrungen in Diorit gemäß Petrie [Kjellson/Mattson 241, 244]

Einen Meißel aus Hartstein (Edelstein) zu machen, ist wegen der Brüchigkeit dieses Materials ausgeschlossen. Die randscharfen Hieroglyphen im Diorit können aber nur mit dem Meißel eingetieft werden. Auch eine Diamantsäge wäre hierfür aus einsichtigen geometrischen Gründen nicht einsetzbar. Hier helfen nur Meißel aus Stahl.

Auch das Sägen der Granitblöcke ist nicht ganz so einfach. Es genügt nicht, das mit Steinen armierte Sägeblatt aus Kupfer hin und her zu ziehen; es muss auch in Sägerichtung – also lotrecht zur Zugrichtung – Druck ausgeübt werden. Wie wäre das bei einem fast drei Meter langen Kupferband mitten im Granitblock zu bewerkstelligen gewesen?

Es ist ganz offensichtlich: Für Petrie war das Alte Reich aufgrund von Manetho und Sothis kupferzeitlich und nicht – wie Herodot meinte – eisenzeitlich. Alle technischen Vorgänge mussten in diesem Sinne interpretiert werden.

Mit der Frage des Beginns der Eisenzeit hat sich Petrie noch in anderem Zusammenhang beschäftigt. In „*Palestine and Israel*“ [1934 – in der Folge zitiert als „*Palestine*“) geht es unter anderem um die viel diskutierte Frage der Datierung des Exodus [s. Engel 1979]. Er entscheidet sich hier für die Zeit Ramses' II. um 1220 und gegen die Zeit des Amenhotep II. um 1440. Zur Eisenzeit führt er aus:

„Die häufige Erwähnung von Eisen zur Zeit des Exodus wurde manchmal als späterer Einschub betrachtet; aber mit dem späten Datum für den Exodus stimmt das gut überein. Eisen war unter der Midianiter-Beute (Num. xxxi. 22); das Bettgestell des Og von Bashan war aus Eisen; Israel wird ein Land versprochen, dessen Steine aus Eisen sind; Eisen war unter den Metallen Jerichos (Jos. vi. 19); die Kanaaniter besaßen eiserne Streitwagen – neunhundert bei Haszor. All das passt nicht zum Jahr 1400 v. Chr. für den Einzug nach Kanaan, aber es ist ganz in Ordnung für 1180 v. Chr. Das früheste Eisen – oder genauer der früheste Stahl –, das in Palästina gefunden wurde, ist der zerbrochene Stahldolch mit Bronzegriff (Bethtelet, Grab 542); das Grab gehört zu der Gräbergruppe aus der Zeit um 1320 v. Chr., aber zu den frühesten, da es sich in der unteren Schicht befand [...], so dass 1350 v. Chr. ein wahrscheinliches Datum ist. Der früheste Eisendolch Ägyptens ist der des Tut-ankh-amen, ebenfalls um 1350. Nach 1290 bat Rameses II. um einen Eisendolch aus dem Norden als ein wertvolles Königsgeschenk. Offensichtlich war es damals so kostbar wie Aluminium im Jahre 1850 n. Chr.

Ein Jahrhundert später – um 1200 v. Chr. – ist der Überfluss an Eisen gut belegt, denn die eisernen Hochöfen von Gerar setzen um 1190 mit einem von 11 zu 6 Fuß ein, offenbar für die Massenproduktion bestimmt (Gerar,

24, vi). Ungefähr zur selben Zeit gehören große Eisenwerkzeuge, die bei dem Hochofen in einer etwas tieferen Schicht gefunden wurden – ein schwerer Pickel von 6 oder 7 Pfund, 14 Zoll lang, und große viereckige Hacken, 13 Zoll lang und 5 Zoll breit. Eisen war also um 1200 v. Chr. so verbreitet wie heute.“ [*Palestine*, 71 f.]

Diese Ausführungen passen nicht zu der in der „*History*“ von 1924 gemachten Angabe, dass es in Ägypten vor dem Jahr -800 kein Eisen gegeben habe. Es kann ja nicht 400 Jahre gedauert haben, bis die Eisentechnologie von Palästina nach Ägypten gelangte.

Für die Geschichte Israels ergaben sich für Petrie folgende Daten:

Geburt Abrahams	1830
Abraham in Kanaan	1805
Geburt Ismaels	1794
Geburt Isaaks	1780
Geburt Jakobs	1736
Geburt Judas	1701
Geburt Josephs	1695
Verkauf Josephs	1678
Tod Isaaks	1678
Joseph an der Macht	1665
Einzug in Ägypten	1656
Tod Jakobs	1639
Tod Josephs	1585
Vertreibung der Hyksos	1583
Knechtschaft in Ägypten	
Exodus	1227
Niederlage in Südpalästina	1225
Einzug in Kanaan	1186
Regierung Davids	1028–988 [<i>Palestine</i> , 92]

Das 11. Kapitel von „*Ten Years Digging*“ trägt die Überschrift „Ein neues Licht auf die Vergangenheit“. Dort lesen wir den erstaunlichen Satz: „Aber es ist eher Europa als Ägypten, das im Mittelpunkt unseres Interesses steht.“ Und dann breitet Petrie seine Geschichtsphilosophie aus:

„Da uns keine europäische Literatur überliefert ist, die älter ist als das sechste oder siebente Jahrhundert v. Chr. (außer mündlicher Dichtung), hat man zu rasch angenommen, dass es in Europa keine nennenswerte Kultur gegeben habe und dass wir all unsere Fähigkeiten dem Osten verdanken. Dies ist nicht nur bei weitem nicht der Fall, sondern es scheint nun, dass wir diese Ansicht geradezu ins Gegenteil verkehren müssen. Wir

haben in den ägyptischen Aufzeichnungen Berichte über eine große europäische Konföderation, die Ägypten wieder und wieder geschlagen hat – Griechenland, Kleinasien, Italien und Libyen, alle waren verbündet. Wir wissen jetzt dank der in Ägypten gefundenen Objekte, dass diese Völker dort schon seit 1400 v. Chr. gesiedelt haben, wenn nicht sogar seit 2000 v. Chr. Durch die jetzt gesicherte Chronologie der Handwerkskünste können wir die große Kultur von Mykene auf ungefähr 1600 bis 1000 v. Chr. datieren; und wir sehen eine große Vergangenheit sich vor unseren Augen erheben, stumm, aber bedeutungsvoll. Manche Metalle waren in Europa bekannt, bevor sie in Ägypten in Gebrauch kamen; der Gebrauch der Bronze ist im Norden ebenso alt wie südlich des Mittelmeeres; und das Zinn Ägyptens kam vermutlich aus dem Minen Ungarns und Sachsens, die höchstwahrscheinlich Europa zu dieser Zeit versorgten. Eisen kam in Europa so früh in Gebrauch wie in Ägypten. Die besten Werkzeugformen waren in Italien zwei oder drei Jahrhunderte bekannt, bevor Ägypten sie besaß.

Was kann man also bezüglich Europas von unserem jetzigen Gesichtspunkt aus schließen? Dass Europa eine einheimische Kultur hatte, die von Ägypten und Babylonien so unabhängig war wie die einheimische arische Kultur in Indien. Dass diese Kultur die Handwerkskünste unabhängig entwickelt hat, ebenso wie Indien dies tat, und dass Europa dem Osten so viel gegeben, als es von dort übernommen hat. Es scheint, dass schon 1600 v. Chr. eine bedeutende Kultur in Griechenland existierte, die in den folgenden Jahrhunderten blühte, besonders in Verbindung mit Libyen. Vielleicht hat sie schon zur Zeit der dreizehnten Dynastie begonnen, vor 2000 v. Chr. Um 1400 v. Chr. zeigt sich ein großes künstlerisches Können; komplizierte Metall- und Einlegearbeiten entstanden, von ägyptischen Formen beeinflusst, aber weder in Ägypten noch von Ägyptern gemacht. Glasierte und bemalte Keramik wurde erfolgreich produziert und die Fertigkeiten des Glasierens und Brennens wurden gemeistert. Und um 1000 v. Chr. war diese Kultur schon dekadent. Darüber hinaus geschah dies nicht nur in einer Ecke Europas; sie hatte Kontakt sowohl mit dem Norden als auch mit Italien und Afrika und war ein Bestandteil der Bronzezeit, dessen Krone und Blüte sie war. Diese Kultur reichte quer durch Europa von der griechischen Halbinsel zur Ostsee, und obwohl sie in Griechenland zu einem frühen Fall reifte und von der barbarischen dorischen Invasion zerstört wurde, behielt sie ihre zähe Kraft im Norden und in Italien. Wenn wir uns dem Jahr 800 v. Chr. nähern, sehen wir, dass das Handwerk in Norditalien ein hohes Niveau hatte. Die Erfordernisse der Zimmerleute dieser Zeit hat sie die vollendetsten Stemmeisen erfinden lassen, und unsere Hohl- und Kantbeitel haben für 2700 Jahre keine Ver-

besserung mehr erfahren. Die Bronzezeit ist der Ursprung der Gegenstände, die wir heute benützen. Von dort wurden diese beiden Typen einige Jahrhunderte später von den Griechen nach Ägypten gebracht. Wenn wir weiter hinabsteigen, sehen wir diese unabhängige europäische Kultur als die überragende. Die Sachsen und Normannen haben ihre Waffen, ihre Gesetze und ihre Gedanken nicht von Griechenland oder Italien übernommen. Die Kelten überfluteten Südeuropa, wie sie wollten, und waren trotz der voll entwickelten griechischen Kriegswissenschaft in der Lage, weit nach Süden zu dringen und Delphi zu plündern. Sie waren mächtig genug, Italien über das etruskische Territorium hinweg zu überfallen. Wenn wir weiter nach Osten blicken, sehen wir die Daker mit Waffen, Schmuck und Kleidern, die ihrer eigenen Kultur angehörten und nicht von Griechenland übernommen waren. Kurz, Griechenland und Italien haben Europa nicht zivilisiert, sie haben die Zivilisation nur für kurze Zeit angeführt. Und der italienische Einfluss, der der viel stärkere war, dauerte nur einige Jahrhunderte. Von den Feldzügen Caesars bis zum Ende der Antoninen dauerte die Zeit der italienischen Vorherrschaft. Danach hat es keinen römischen Kaiser mehr gegeben außer für kurzlebige Regenschäften. Das Zentrum von Macht und Autorität in Europa lag auf der Balkanhalbinsel. Die Kaiser stammten meist aus dieser Region, und das nördliche Heilige Römische Reich Deutschlands hat seine Ursprünge praktisch im dritten Jahrhundert. Die Kultur Europas war also ein unabhängiges Gewächs, das dem Osten gegeben und von ihm empfangen hat. Die Vorhut dieser Völkergruppe bildeten nacheinander das mykenische Griechenland, dann Etrurien, Hellas, Rom, Dakien und Pannonien, die Langobarden und dann die Normannen, und einer nach dem anderen hat jenen Völkern, die weniger fortgeschritten waren, seinen Charakter aufgeprägt. Unser üblicher Glaube an die übermächtige Bedeutung Roms für unsere ganze Geschichte ist wohl stark beeinflusst dadurch, dass unsere geschriebene Geschichte aus römischen Quellen stammt und diese italienische Sicht aus kirchlichen Gründen im Mittelalter gestützt wurde. In der breiteren Sicht der Geschichte der europäischen Kultur ist die Verbreitung von Gesetz und lateinischer Sprache in Südeuropa vielleicht Roms wichtigstes Erbe. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die italienische Vorherrschaft genauso kurz, wenn auch mächtiger war als die anderer Völker, die vorher und nachher den Weg wiesen." [Digging, 152 ff.]

Dies ist eine wundersame Volte des großen Archäologen. Erst verlängert er die Geschichte Ägyptens bis in die graue Vorzeit, nur um dann zu sagen: Das hat dem Hasen nichts genützt, der Igel war doch vorher da. Offenbar waren die Ägypter nicht in der Lage, den Vorsprung zu nutzen, den ihnen Petrie verschafft hatte.

Aber vielleicht wird andersherum ein Schuh daraus; vielleicht lebten die Pharaonen tatsächlich so spät, wie Illig und Heinsohn meinen, und vielleicht ist gerade die Eisentechnologie zuerst in Europa entstanden – dann aber später als Petrie glaubte.

Literatur

- Birken, Andreas (2001): Richard Lepsius und die Inthronisierung Manethos, in *Zeitensprünge*, 13 (4) 556–66
- Encyclopædia Britannica*: “Petrie, Sir (William Matthew) Flinders” [accessed January 14, 2002].
- Engel, Helmut (1979): *Die Vorfahren Israels in Ägypten, Forschungsgeschichtlicher Überblick über die Darstellung seit Richard Lepsius*, Frankfurt/Main
- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit*, Frankfurt/Main
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²1997): *Wann lebten die Pharaonen?*, Gräfelfing
- Heinsohn, Gunnar (³2000): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?*, Gräfelfing
- Herodot (⁴1971): *Historien*, Kröner-Ausgabe, Stuttgart
- Illig, Heribert / Löhner, Franz (1992): Auf Granit beißen. Von den praktischen Möglichkeiten, Hartgestein zu bearbeiten, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*, 4 (2) 58-66
- Kjellson, Henry / Mattson, Carl-Anton (1984): *Teknik i Forntiden*; Stockholm
- Lange, Kurt / Hirmer, Max (³1961): *Ägypten. Architektur, Plastik, Malerei in drei Jahrtausenden*; München
- Michalowski, Kazimierz (²1971): *Ägypten. Kunst und Kultur*; Freiburg
- Petrie, Flinders (¹1924): *A History of Egypt from the earliest Kings to the XVIIth Dynasty*, Vol. 1 of A History of Egypt, 11., überarbeitete Aufl., London (zitiert „History“)
- (1911): *Historical Studies*, London
 - (1934): *Palestine and Israel, Historical Notes*, London (zitiert „Palestine“)
 - (³1900): *Ten Years Digging in Egypt, 1881–1891*, 3., überarb. Aufl., London (zitiert „Digging“)
- Ploetz, Der große (²1988), Freiburg
- Stender, Walter (1994): Technik im alten Ägypten, in *Vorzeit- Frühzeit-Gegenwart*, 6 (2) 8-19

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

Straßen durch Germaniens Urwälder

Heribert Illig

Mit genauen Begehungen niederbayerischer Wälder ist es gelungen, alte Straßennetze nachzuweisen. Insbesondere sind zahlreiche Römerstraßen und Spuren ihrer späteren Benutzung gefunden worden. Sie geben einen klaren Hinweis, dass zu dieser Zeit die Rodung südlich des Limes weiter fortgeschritten sein muss als bislang gedacht.

Der Landwirt und Heimatkundler Johann Auer machte eine Beobachtung, die Folgen hatte. In einem Waldstück seiner niederbayerischen Heimat um Dünzling, nahe Bad Abbach und damit unweit von Regensburg, begegnete ihm neben dem alten Stadtweg von Schierling nach Regensburg terrassenförmig in den Hang eingeschnittene Fahrrinnen und Hohlwege. Bei einem tiefen Hohlweg stellte sich ihm die Frage, ob der Weg sich einst in südlicher Richtung fortgesetzt hat. Im nächsten Forst wurde er tatsächlich fündig. Neben Gleisspuren fand er auch einen ca. 80 m langen Damm.

Ab da durchkämmte Auer 22 Jahre lang systematisch die Wälder zwischen Donau und Isar, also halb Niederbayern auf Überreste von Straßen. Die Beschränkung auf Wälder ergab sich zwangsläufig, da die landwirtschaftlich genutzten Äcker und Wiesen dazwischen so wenige Spuren überdauern ließen, dass die Suche weitgehend ergebnislos blieb. Hier half nur der Blick in alte Kataster weiter. Oft ließen sich Straßen als überaus schmallange Gemarkungen ausmachen, womit ein großes Netz immer deutlicher hervortrat, das er 1999 [A. = Auer] in einer Publikation der Universität Regensburg vorstellte.

In den Wäldern fanden sich noch in großer Anzahl Dämme, also Aufschüttungen aus Kies und Schotter. Mit einem kräftigen Spatenstich lässt sich feststellen, ob hoher Schottergehalt vorliegt und damit ein künstlicher Damm. Die jeweilige Breite liegt zwischen 4 und 12 m, ihre Höhe beträgt bis zu 2,5 m [A. 31]. Die Länge ist natürlich geländeabhängig: Kurze Stücke von 20 m treten genauso häufig auf wie längere Passagen von 100, 200 und 300 Metern [A. 16, 19, 21 etc]. In einem Einzelfall hat sich sogar ein 1.500 m langer Damm erhalten [A. 67]. Es können sich auch vier je über 100 m lange Dammkörper in einem Waldgebiet finden, die auf ein Ziel ausgerichtet sind, und von weiteren aufgedämmten Stellen begleitet werden [A. 45].

Die hier vollbrachten Leistungen sind leicht zu kalkulieren, aber schwer zu verstehen. Ein 100 m langer Damm von 6 m Breite, 2 m Höhe und 100 m Länge bedeutet eine Aufschüttung von 1.200 Kubikmetern an Material, das aus der näheren oder weiteren Umgebung herangekarrt werden musste. Denn

der Boden neben den Dammstücken besteht in der Regel aus Lehm oder Ton [A. 31]. In dieses sich immer besser abzeichnende Straßensystem ist also enormer Arbeitsaufwand investiert worden.

Natürlich stellte sich für Auer die Frage, wer die Bauherren waren. In vielen Fällen ergab sich römische Urheberschaft. Für sie spricht insbesondere:

- Die Trassenführung zwischen römischen Siedlungen. Insbesondere das so peripher im Norden gelegene Regensburger Legionslager bildete das Zentrum eines weiten Fächers an Straßen und Wegen.

- Die erstaunlich konsequente Linienführung unter bestmöglicher Ausnutzung der topographischen Verhältnisse. Es gibt Strecken, die auf 60 km Länge nirgends mehr als einen 1 km von der Luftlinie abweichen. Die größte Abweichung bei allen aufgespürten Straßen beträgt maximal 6 km, doch das nur an wenigen Stellen [A. 31]. Diese geradlinige Führung verlangte selbstverständlich das häufige Einfügen von Dämmen, um Steigungen oder morastige Stellen zu überwinden. Selbst bei Geländeeinschnitten, die nur einen Umweg von wenigen Metern erfordert hätten, wurden Dämme gebaut, was eine zentrale Leitung voraussetzt.

- Die Straßen werden durchgehend von römischen Funden begleitet. Auer hat die Funddichte für 21 Trassen belegt, darunter so wichtige wie Regensburg-Straubing-Passau oder Regensburg-Landshut [A. 32-37]

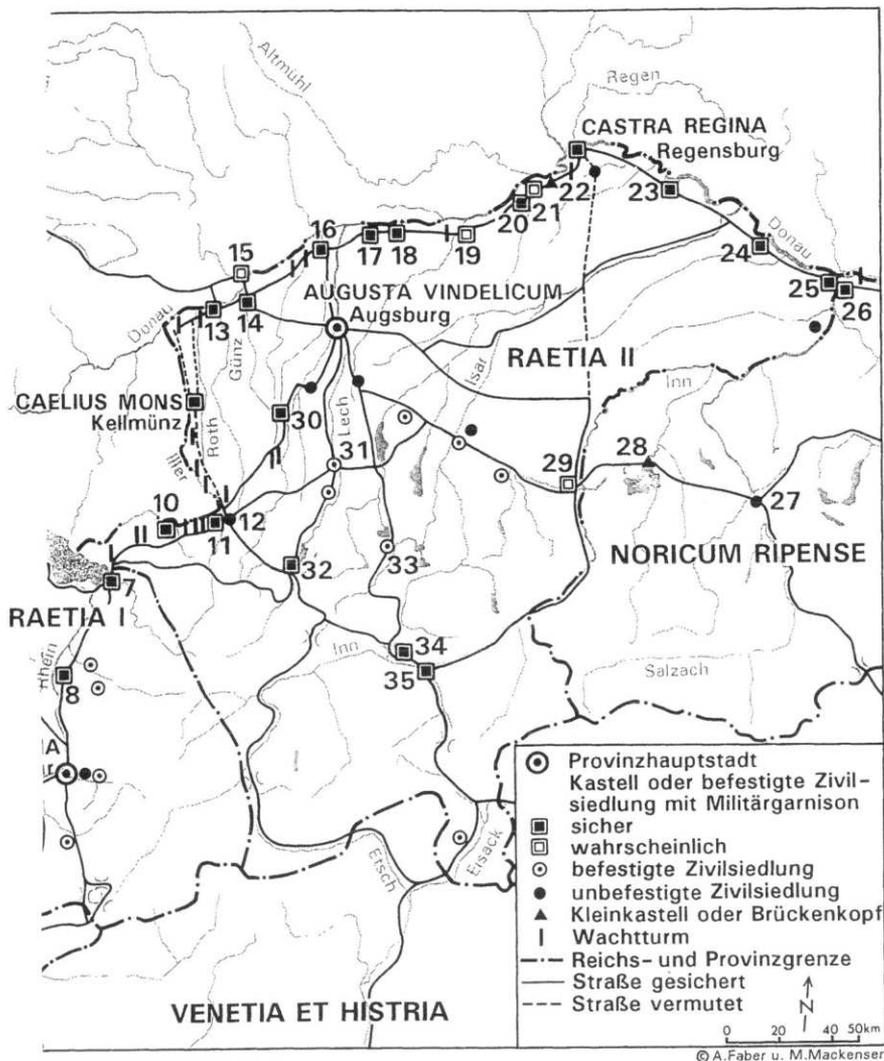
- Entlang der Trassen liegen zahlreiche Orte, deren Namen in die Zeit der bajuwarischen Landnahme und noch weiter zurückreichen [A. 37 ff.]. So lässt sich erkennen, dass die Bajuwaren entlang bestehender Straßen gesiedelt haben.

- Patrozinien wie St. Laurentius oder St. Georg können bis in die Römerzeit zurückreichen. Auch Orte mit derartigen Kirchweihen ließen sich entlang der Trassen nachweisen.

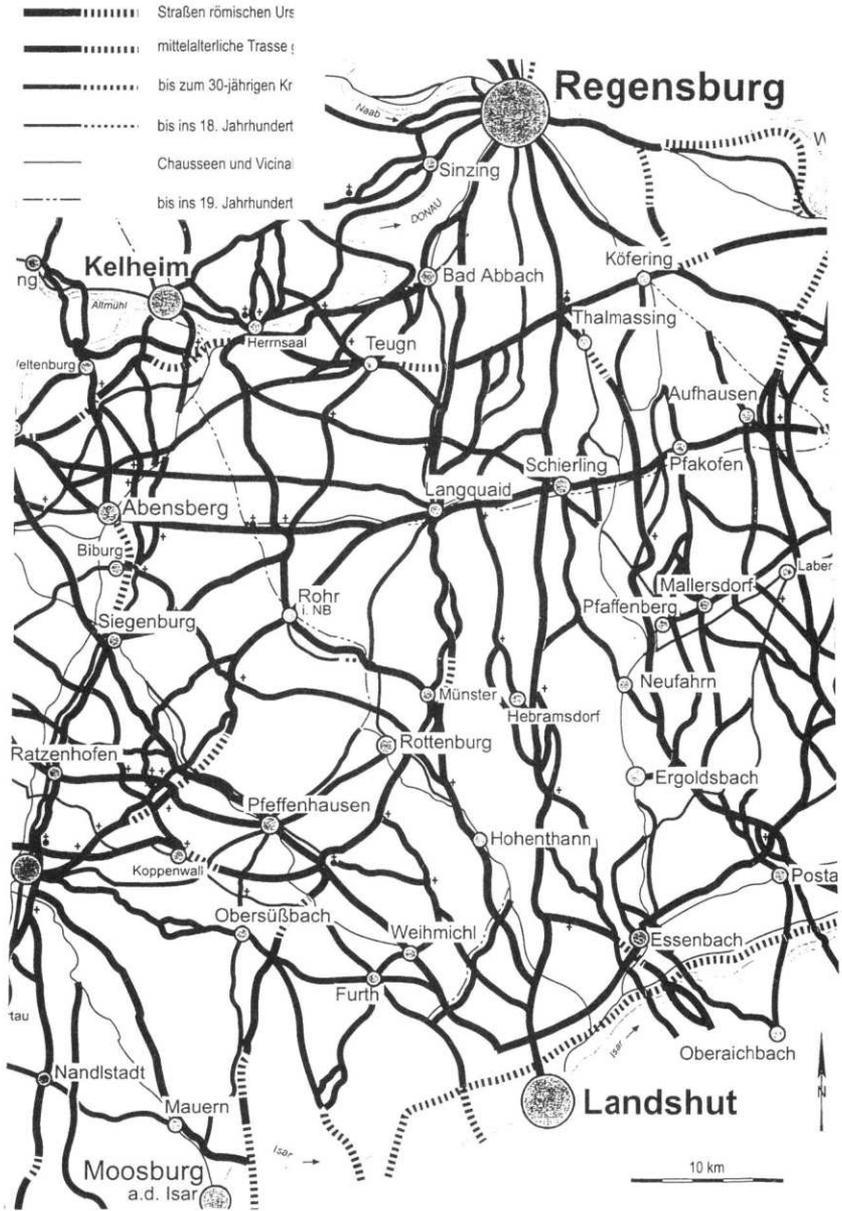
- Weitere Beweismittel waren alte Flurnamen [A. 43] und die so genannte Fiskalsukzession. Ihr zufolge ist römisches Fiskalland auf die frühmittelalterlichen Herrscher übergegangen. So wurde aus einem Römerort ein agilolfingisches Herzogsgut und schließlich ein deutsches Königsgut.

„Sämtliches schon von DACHS sowie durch die Arbeiten am Historischen Atlas von Bayern eruierte Herzogs- oder Königsgut liegt im in Frage kommenden Gebiet ohne Ausnahme an unseren Routen“[A. 41].

Auf diese Weise ließ sich ein römisches Straßennetz gewinnen, das ein Vielfaches vom bislang bekannten umfasst. Dabei handelt es sich hier nicht um die bekannten gepflasterten Römerstraßen mit massivem Unterbau, sondern um Straßen für Fußgänger und Saumtiere. Auch sie müssen eine schützende



Das Straßennetz der Provinz Raetia II um 370, wobei die wenigen Straßen zum Teil nur vermutet sind [Dietz/Fischer 197].



Von Auer gefundene Altstraßen zwischen Regensburg und Landshut; die dicksten Linien sind römische Trassen [Auer, Beilage]

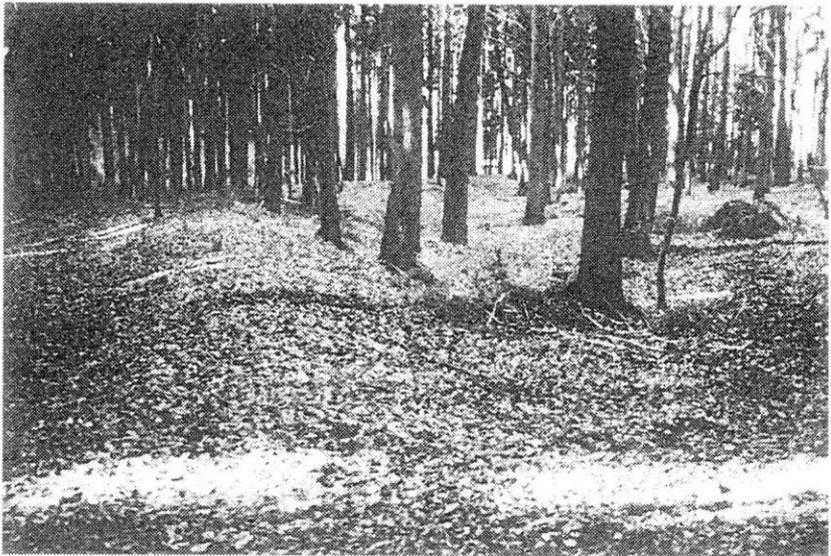
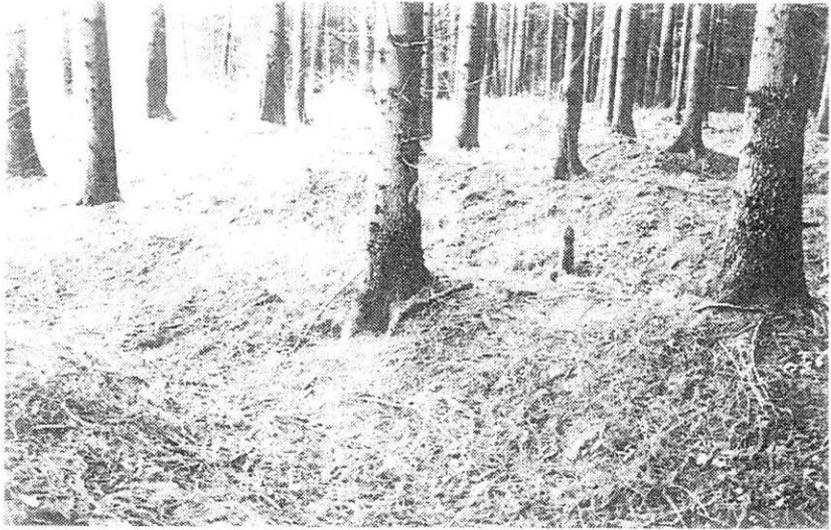
Verschleißschicht besessen haben [A. 45], doch ist sie bislang nicht bekannt. Auer selbst spricht aber gelegentlich von Fahrinnen [etwa A. 15]. Es ist auch für römische Verhältnisse schwer vorstellbar, dass man Dämme von 4 bis 12 m aufgeschüttet hätte, nur damit zwei Maulesel aneinander vorbeikommen.

Die Gleisharfenbildung

In dem Maß, in dem Verschleißschicht und Unterbau nicht mehr gepflegt wurden, sind diese Trassen allmählich verfallen. Dazu trug an den Steigungen nicht nur der Verkehr bei, sondern vor allem die Erosion durch Regenfälle. Als Konsequenz bildeten sich Umgehungen von schlecht passierbaren Dämmen und vor allem von Steigungsstrecken. Diese Umgehungen können ganz erstaunliche Ausmaße annehmen. So fand Auer auf seiner 14. Trasse bis zu 13 Fahrinnen bzw. Hohlwege [A. 24]. Auf Trasse 7 zählte er bei Niedergerabach in einer Breite von 250 Metern 25 nebeneinander liegende Geleise [A. 16]. Seine Strecke 5 enthält eine ganze Abfolge von Gleisbündeln: Zunächst tritt eine Gleisharfe von ca. 30 Fahrinnen auf. Am folgenden steilen Abhang beginnt der nächste Fächer mit tief ausgefahrenen Hohlwegen, die in einen einzigen Strang zurückmünden. Bald darauf fächert sich die Strecke erneut auf ungefähr 30 Geleise auf, wobei es hier in zwei Richtungen weitergeht, beide Strecken durch Hohlwege und Fahrinnenfächer erkennbar. Auf derselben Strecke folgte ein Anstieg, bei dem das Terrain in einer Breite bis zu 100 Metern mit tiefen Geleisen bzw. Hohlwegen geradezu übersät ist [A. 66]

Mehr als 30 Geleise auf einer Breite von 200 Metern fand Auer [83] in der Nähe von Landau ebenso wie auf seiner Trasse 18 [A. 27]. Auf seiner Strecke 7 von Regensburg nach Moosburg ziehen in einem Wald auf einer Breite von mehr als 300 Metern Breite zahlreiche, heute teilweise eingefüllte hohlwegartige Fahrtrinnen den Hang hinauf, führen dann zu einem Damm, um sich erneut auf eine Breite von über 300 Metern zu verzweigen, um in einer Spannweite von 200 Metern weiterzulaufen [A. 71]. Auf der Strecke 28 von Siegenburg nach Teugn laufen Geleise sogar auf einer Breite von 400 Metern über einen nicht allzu steilen Hang [A. 92] – wohl das regionale Maximum.

Fahrinnen auf einer Breite von 200, 300, ja 400 Metern wollen begründet werden. Sie liegen heute allesamt in Wäldern, sonst wären sie längst vom Pflug zerstört worden. Wie aber war das bei ihrer Anlage? Ein 400 Meter breites und sicher ebenso langes Waldgebiet befahrbar zu machen, verlangt einen harten Einsatz: Wann immer eine Strecke unbenutzbar erschien, legte man eine zweite Strecke parallel. Aus heutiger Sicht wäre es aber viel einfacher, eine vorhandene Strecke herzurichten, als eine neue anzulegen: Es bedeutet ja nicht nur Bäume fällen, sondern vor allem die Baumstümpfe samt



Oben: Ausschnitt eines Geleisbündels mit über 20 Fahrinnen beiderseits der Straße Thalmassing - Wolkering / **Unten:** 175 m langer Straßendamm im Wald zwischen Oberhausen /Straubing) und Oberndorf (Landshut) [Auer 15]

Wurzelstöcken aus dem Boden zu holen, damit die Benutzbarkeit erreicht wird. Dieser Arbeitsaufwand gehörte zu den schwersten landwirtschaftlichen Aufgaben überhaupt; ihn hat mit Sicherheit niemand geleistet, dem schon das Herankarren von Kies und Schotter zu anstrengend war. Auer kann diese heikle Frage nur teilweise beantwortet:

„Offen ist, wie die Geleisfächer und -bündel in den Wäldern, die sich nicht dahinschlängeln, sondern erstaunlich gerade Linien hinterlassen haben, zustande gekommen sind. Entweder war der Baumbestand unglaublich dünn oder es wurde vor dem Abweichen auf eine neue Linie der Aufwuchs beseitigt, was wiederum die Frage aufwirft, wer das veranlaßt haben könnte und wie sich das mit den Rechten der jeweiligen Grundherrschaft vertragen hat“ [A. 93].

Klar ist ihm nur die zeitliche Dimension. Von seinem Heimatort Dünzling aus liefen zwei Fernwege und neun Verbindungswege:

„Obwohl diese neun Routen mindestens 1000 Jahre lang bis in unser Jahrhundert herein in Gebrauch waren, kam es in keinem Fall zu mehr als vier, höchstens fünf Geleisbildungen, wobei die bis zuletzt als Verbindungs- und heute noch als Wirtschaftsweg benützte Fahrbahn durchaus einen Hohlweg gebildet haben kann. Beobachtungen in anderen Gebieten bestätigen die um Dünzling gemachten Erfahrungen, selbst an größeren Steigungen bildeten sich bei Ortsverbindungen nur drei bis fünf Geleise bzw. Hohlwege, während bei Fernstraßen je nach Beschaffenheit des Bodens schon bei geringen Niveauunterschieden oft zehn und mehr Fahrinnen den Kurs weisen, obwohl so gut wie alle weniger als ein Jahrtausend, die meisten nur ein paar Jahrhunderte oder noch kürzer dem Verkehr dienen“ [A. 46].

Als Arbeitsthese ist hier nur eines denkbar: Das Gebiet war zur Zeit der Gleisfächerbildung ungleich weniger bewaldet als bislang gedacht.

Die römischen Zeugnisse

Dazu wollen wir die römischen Quellen prüfen. An ihrer Spitze erwartet man vielleicht die *Germania* des **Tacitus** (~55 - ~120) respektive von Pseudo-Tacitus. Allerdings bringt gerade sie sehr wenig zu der uns beschäftigenden Problematik, nämlich nur einen Satz:

„Das Land, obgleich von nicht geringer Verschiedenheit im Ansehen, ist im allgemeinen doch entweder von finstern Waldungen oder scheußlichen Sümpfen bedeckt, feuchter nach Gallien, windiger nach Noricum und Pannonien hin, für Kornsaaten ertragreich, für Obstbäume untauglich, an Vieh reich, das jedoch meistens unansehnlich ist“ [Heine 20].

Der sich hinter einem Pseudonym verbergende Andreas Schaefer fügt als Herausgeber an:

„Diese Beschreibung des unwirtschaftlichen [korr. statt „unwirklichen“] Germaniens finden wir auch bei Caesar, Strabo, Mela oder Plinius. Man darf sich trotzdem Germanien nicht als eine Waldwildnis vorstellen. Der Wald hat zu Zeiten des Tacitus zwar einen erheblich größeren Raum eingenommen, aber schon die Kopffzahlen, die für die germanischen Heere und Völker angegeben werden [korr. statt wird], lassen auf eine stärkere Besiedlung des Landes schließen. Zwischen den Wäldern muß weites Siedlungsland gelegen haben, das zum großen Teil schon seit vorgeschichtlicher Zeit waldfrei und gut bebaut war“ [Heine 20].

Hier wird bereits die Parole „Wehret den Wäldern“ ausgegeben. Dabei rühmt vor Tacitus bereits *Gajus Plinius Secundus „der Ältere“* (~23-79) in seiner *Historia Naturalis* [XVI, 5-6] den deutschen Wald:

„Ein anderes Wunder Germaniens sind seine Wälder; sie bedecken das ganze übrige Germanien und sind kühl und schattig. Am höchsten sind sie nicht weit vom Gebiet der Chauken, die ich vorhin erwähnt habe, besonders in der Nähe der beiden Seen (Zuidersee). An ihren Ufern stehen Eichen, die üppiges Wachstum zeigen. [...] In derselben nördlichen Zone liegt der riesige Hercynische Wald, der mit der Welt zusammen entstanden ist. Er ist durch die Jahrhunderte hindurch unberührt geblieben und hat eine beinahe ewige Lebensdauer. Es gibt kein größeres Wunder auf Erden als ihn“ [Ronge 115].

Er schildert auch, wie die holländischen Eichen unterspült werden, mit großem Wurzelballen aufrecht im Wasser treiben und sich in der Takelage der Schiffe verheddern, weshalb die römischen Matrosen „einen regelrechten Seekrieg gegen die Bäume“ führen müssen.

Von da ist es nur ein kleiner Schritt zu *Gajus Julius Caesar* (100-44), der wohl den ersten Waldbericht für unsere Gegend geschrieben hat. Er beschreibt auch den ersten „Elchtest“: Selbiges Tier entbehrt Knöchel und Gelenke, kann sich folglich nicht niederlegen und lehnt sich deshalb, „ein wenig zurückgeneigt“, zum Schlafen an einen Baum. So brauchen die Jäger nur noch die Bäume seines Schlupfwinkels anzusägen oder zu untergraben, und schon fällt der schläfrige Elch um [V.27]. Diese Realie berichtet Caesar in dem Abschnitt über den hercynischen Wald, der die Römer ab da beschäftigt haben muss:

„Der oben erwähnte hercynische Wald erstreckt sich der Breite nach für einen guten Fußgänger neun Tagesreisen weit. Eine andere Bestimmung ist nicht möglich, weil die Germanen von Längenmaßen nichts wissen.

Der Wald beginnt an den Grenzen der Helvetier, Nemeter und Rauricer und zieht sich in paralleler Richtung zu dem Donaustrom bis zum Gebiet der Dacer und Anarten. Hier biegt er links in mehreren Verzweigungen ab und berührt bei seiner großen Ausdehnung noch die Länder vieler Völkerschaften. Niemand in diesem Teil Germaniens könnte behaupten, bis an das Ende des Waldes gekommen zu sein, auch wenn er sechzig Tagesreisen weit vorgedrungen war, oder vernommen zu haben, wo sich jenes Ende befindet“ [V.25; Heine 112 f.].

So erstreckt sich dieser Vater aller Wälder von Basel, Augst, Bodensee nach Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und mindestens in die Walachei. Nachdem Ren, Elch und Auerochs in ihm heimisch sind, dürfen wir ihn noch weit in die Tundra hinein vermuten. Erstnennung und Bezeichnung stammen von *Aristoteles* [Pauly → *Hercynia silva*], dessen Schrift nicht dem -4. Jh., sondern wie die Caesars dem -1. Jh. angehören dürfte [vgl. Illig 1995]. Gemeint sind nicht zuletzt alle Mittelgebirge vom Schwarzwald bis zu den Karpaten.

In wie weit hier ein Topos vorliegt, ist nicht ohne Weiteres zu entscheiden. Wichtig ist zunächst, dass alle römischen Stimmen aus der Zeit der ersten Germanenkontakte stammen. Wie aber sah das Gebiet während des kaiserzeitlichen Roms aus? Wir können südlich des Limes ebenso emsige Rodungsarbeit erwarten, wie sie in der rauen Eifel belegt ist:

„Die Römer hatten das Land methodisch erschlossen und dabei selbst vor den rauhen Eifelhöhen nicht haltgemacht. Außer Ackerbau trieben sie dort vor allem Schaf- und Schweinezucht; auch die Bienenhaltung dürfte in einer Zeit, da Honig das Universalmittel zum Süßen war, in ihrem Etat eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die Franken vernichteten diese spezialisierten, für den Bedarf der großen Städte und der Armee arbeitenden Betriebe und ließen sie veröden. Noch heute findet man in den Tiefen der Eifelwälder zahlreiche gras- und moosbewachsene Villenreste, die traurigen Überbleibsel der nie wieder aufgebauten römischen Gutshöfe.

Auch in den Niederungen schrumpfte der alte Siedlungsraum mächtig zusammen. Die Landesaufnahme im Kreise Bergheim ergab zum Beispiel, daß sich »nahezu die Hälfte aller Villen und deren Ländereien . . . wieder mit zusammenhängenden Wäldern« bedeckten“ [Pörtner 99].

Wir können also davon ausgehen, dass die Römer nur so viel Wald in den leichter zugänglichen Regionen beließen, als sie Holz benötigten. Zurückkehrend ins einst römische Niederbayern löst sich der bislang bestehende Widerspruch: Es können tatsächlich viele der heutigen Waldgebiete in römischer Zeit landwirtschaftlich genutzte Gebiete gewesen sein, weshalb es relativ einfach war, neben einer alten Strecke eine neue zu spüren. Dieses Verhalten demonstriert auf jeden Fall, dass es keine regionale, schon gar keine überregionale Planung mehr gegeben hat.

Zum Übergang Römerzeit - Frühmittelalter - Hochmittelalter

Wenn Römerzeit und Hochmittelalter verbunden werden sollen, gerät die Forschung in ein Dilemma. Auf der einen Seite stellte sie fest, „dass das System der Römerstraßen in Bayern während der Karolingerzeit noch weitgehend intakt war“ und viele Straßen noch zu Zeiten der Staufer, also um 1200 genutzt worden sind [Schmid 12 f., 32], andererseits aber – „wahrscheinlich schon in der spätantiken Zeit“ – der Trassenverfall eingesetzt hat [A. 44], ohne dass man von frühmittelalterlichen Reparaturarbeiten wüsste. Vier Trassen mit jeweils über 100 m langen Dammkörpern in einem einzigen Waldstück brachten Auer [ebd., 45] besonders ins Grübeln:

„Dieses Phänomen reizt zu der Überlegung, ob und eventuell wie lange es nach der Antike einen künstlichen Straßenbau gegeben hat. Die erste Frage kann angesichts der vielen Relikte in den Wäldern eindeutig mit Ja beantwortet werden, wenngleich K. SCHWARZ zu dem Ergebnis kam, dass auf den römischen Kunststraßenbau die *Rückkehr zu prähistorischen Verhältnissen* erfolgt ist, während DIEPOLDER dem Mittelalter durchaus künstliche Straßenbauten zutraut, wobei sie den *Karlsgraben als Beleg* anführt.“ [Hvhg. H.I.]

So stehen wir vor dem Widerspruch: Hier ein absoluter Rückfall beim Straßenbau, doch gleichzeitig Hoffnung, die sich ausgerechnet auf den Karlsgraben stützt. Da diese Stütze schon weggebrochen ist, und kein einziger unstrittiger Straßenbau der Karolinger vorgestellt werden kann, sieht es im frühen Mittelalter mit dem Straßenbau düster aus. Auer [45] selbst zieht einen möglichst großen zeitlichen Bogen, um der Karolingerzeit keine direkten Aktivitäten zuschreiben zu müssen:

„Mit dem Zerfall der zentralen Macht nach dem Ende der Karolingerherrschaft kam der künstliche Straßenbau wohl weitgehend ab, spätestens infolge der großen Pestzeit in der Mitte des 14. Jahrhunderts geriet er in Vergessenheit.“ [A. 45]

So wird kaschiert, dass die Karolingerzeit keinerlei Straßenbauaktivitäten entfaltet hat. Auers eigene Recherchen verweisen aber auf eine bestimmte Zeit mit hohem Verkehrsaufkommen:

„Die Geleis- bzw. Hohlwegfächer und -bündel in den Wäldern sprechen für einen außerordentlich dichten und regen Verkehr in der Zeitspanne von ca. 900 - 1300 n. Chr.“ [A.93]

Mit Streichen der Phantomzeit entfallen die Widersprüche: Nun können die Römer ad libitum Straßen bauen und sie beim Zerfall des Imperiums auch verfallen lassen. Wenn die nennenswerte Nutzung gegen 900 – und das heißt nunmehr 614^{||}911 – einsetzt, dann bilden sich die Gleichharfen noch in einer

Zeit, in der die Wälder bei weitem noch nicht so viel Gelände zurückerobert haben, wie sie das 300 wuchsreiche Jahre später getan hätten.

Ein weiteres Problem löst sich: Die frühen Klöstergründungen werden gerne als Rodungsinseln in den tiefen Urwäldern gesehen. Doch die alten Klöster auf dem von Auer untersuchten Gebiet liegen gar nicht einsam:

„Das, was für die römischen Kastelle galt, gilt auch für die frühmittelalterlichen Klöster, sie liegen im Schnittpunkt von Landwegen, außerdem an den alten Übergangsstellen und waren damit wieder Kreuzungspunkte der Wasserstraße Donau, deren Bedeutung für den Transport von Waren nicht unterschätzt werden darf, mit nach Norden führenden Verbindungen“ [A. 48].

Er nennt in diesem Zusammenhang Metten, Moosburg, Münchsmünster, Münster, Niederalteich, Obermünchen, Pfaffmünster und Weltenburg. Insofern unterscheiden sich diese 'Zentralorte' nicht von späteren Gründungen wie Biburg, Mallersdorf, Neustift bei Freising, Oberalteich, Prüfening, Prüll und Rohr [ebd.], die mit Ausnahme von Prüll (997) erst zwischen 1104 und 1142 begonnen worden sind. Das fügt sich zwanglos in den Befund, wonach die angeblichen Zweitgründungen der vermeintlichen tassilonischen Klöster zum großen Teil zwischen 1000 und 1141 erfolgt sind, Tegernsee (978) vornweg [vgl. Illig/Arwander i.V., Fazit und Ausblick].

Klostergelände wurde aber zwangsläufig zu immer weitläufigerem Rodungsgebiet, wenn wir den Zahlen für das Eifelkloster Prüm im 10. Jh. Glauben schenken sollen. Es

„verbraachte jährlich etwa 15000 Fuhren Brennholz, 17600 Holzpfähle, 25000 Holzschindeln und 96 Fuhren Bauholz“ [Laudage 2001, 50].

Für einen solch exorbitanten Bedarf braucht es nicht nur ausgedehnte Wälder, sondern auch sehr viel Arbeiter. Allein für im Schnitt 50 Fuhren Brennholz an jedem Werktag des Jahres (heutiger Rechnung) waren allemal 500 Personen beschäftigt, die Haltung der Zugtiere noch nicht gerechnet. Wenn da nicht regelmäßig aufgeforstet wurde, fehlte es bald an geeignetem Bauholz. Es darf aber bezweifelt werden, dass diese Zahlen realistisch sind.

Damit erweist sich die Urwaldszenerie zumindest auf ehemals römischem Gebiet als Erfindung späterer Tage. Wenn zum Beispiel Karl der Große auf der Jagd von Aachen durch die Wälder und Auen bis zum späteren Zürich galoppiert, um hier Heiligengräber aufzudecken, Stadt und Großmünster zu gründen, dann wird das als üblicher Topos erkennbar, der furchtlosen Christen noch schärfere Kontur verleihen sollte. Sturmli dringt mit zwei Gefährten drei Tage weit in die unwegsamen, wolfsverseuchten Urwälder zwischen Vogelsberg und Rhön ein; dann werden sie von Bonifaz nicht wegen der

Wölfe, sondern wegen der nahen Sachsen zurückbeordert, um dann nach Süden „in das unheimliche Walddickicht hinein“ vorzudringen und Fulda zu gründen. Das charakterisiert Bonifaz in einem Brief an den Papst so: „Inmitten der Völker meines Missionsbereiches habe ich in tiefer Waldeinsamkeit ein Kloster erbaut“ [Pörtner 229 f., 235]. Hier darf offen bleiben, ob und wie weit der Urwald nördlich des Limes ein imaginiertes ist.

Ausblick in fernere Vergangenheit

Die Problematik des Waldanteils in Mitteleuropa ist in dieser Zeitschrift schon wiederholt angesprochen worden. Als erster hat Remigius Geiser [1997] darauf hingewiesen, dass die Vorstellung undurchdringlicher Dschungel nicht realistisch sein kann.

„Entscheidend ist dabei, daß in der traditionellen Haustier-Weidelandschaft die Auflichtung des Waldes und seine Umwandlung in eine halbbofene Parklandschaft in großen Teilen Mitteleuropas nicht durch Menschenhand (Rodung, Brandrodung, Schwenden, Plackenhieb) geschah, sondern der aufkommende Baumwuchs allein durch den Weidefraß der Haustiere kontinuierlich unterdrückt wurde.

In diesem Punkt stimmen sowohl die Gegner als auch die Befürworter des neuen wie des alten Modelles vollständig überein. Die essentielle Kontroverse besteht jedoch in der Frage, ob in Mitteleuropa auch die natürliche Huftierfauna (wenn es den Menschen nie gegeben hätte) die Landschaft in einem ähnlichen Ausmaß auflichten würde, was von der Lehrmeinung der etablierten Wissenschaft bisher heftig bestritten wurde“ [Geiser 324].

Dieses neue Modell geht davon aus, dass Tiere wie Riesenhirsch, Steppenwisent, Wisent, Elch, Auerochse, Rothirsch, Schelchpferd, Wildsau, Wildziege, Wildschaf, Gämse und Reh das Aufkommen eines herzynischen Waldes zuverlässig verhindert hätten. Es sei denn, er wäre wirklich mitsamt der Welt entstanden.

Doch dieser Riesenwald hätte sich erst nach dem Eiszeitende ausbreiten können. Nun sind die Ausbreitungsgeschwindigkeiten vieler Baum- und Nichtbaumpollen gut untersucht. Georg Menting hat hier fundamentale Schwächen des bisherigen Modells herausgearbeitet: Die aktuell ermittelbaren Ausbreitungsgeschwindigkeiten wären viel größer gewesen als die nach der Eiszeit rekonstruierten, obwohl es damals um fruchtbare, noch pflanzenlose Lössgebiete gegangen ist. Des Weiteren hätten sich starke Pflanzen wie die Rotbuche viel zu langsam etwa gegen Ulme und Eiche durchgesetzt. Um diese Rätsel zu lösen, sei es notwendig, sich vom Zeitdiktat herkömmlicher Naturgeschichte zu lösen. Deshalb schlug er vor, gerade aus dem Blickwinkel der Forstbotanik heraus das ca. 15.000 Jahre lange Spät- und Postglazial um

mindestens 10.000 Jahre zu kürzen [Menting 1998a, 380]. Dies noch einmal bekräftigend [Menting 1998b, 540] ergab sich Übereinstimmung mit meinem eigenen, aus Artefakten abgeleiteten Vorschlag, das Ende der Altsteinzeit bis ins -3., wenn nicht -2. Jtsd. zu bringen [1988, 155].

Literatur

- Auer, Johann (1999): *Altwege zwischen Abens, Donau und Isar* (Regensburger Beiträge zur Regionalgeographie und Raumplanung. Institut für Geographie an der Universität Regensburg, Band 5 / 1999); Kallmünz
- Dietz, Karlheinz / Fischer, Thomas (1996): *Die Römer in Regensburg*; Regensburg
- Geiser, Remigius (1997): „Das Modell der Natur-Weidelandschaft. Eine ‘Häresie’ greift um sich“; in: *ZS* 9 (3) 320-329
- Heine, Alexander (Hg., 1986): *Caesar - Tacitus. Berichte über Germanen und Germanien*; Essen
- Illig, Heribert (1995): „Aristoteles – fern seiner Logik“; in: *ZS* 7 (4) 450-460
- (1988): *Die veraltete Vorzeit*; Frankfurt/Main
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern ohne Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie* in 2 Teilen; Gräfelting
- Laudage, Johannes (2001): *Otto der Große 912-973. Eine Biographie*; Darmstadt
- Menting, Georg (1998b): „Der Einfluß des Menschen auf die nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas“; in: *ZS* 10 (4) 536-567
- (1998a): „Ist die spät- und postglaziale Waldgeschichte Mitteleuropas zu lang?“; in: *ZS* 10 (3) 352-381
- Pauly, Der Kleine, 5 Bände (1979); München
- Pörtner, Rudolf (1964): *Die Erben Roms. Städte und Stätten des deutschen Früh-Mittelalters*; Berlin · Darmstadt
- Ronge, Herbert (²1937): *Die Germania des Tacitus und die wichtigsten antiken Schriftstellen über Deutschland*; München

Was las man denn zur Karolingerzeit ?

Teil IV

Paul C. Martin

Was gelesen werden kann, muss zuvor geschrieben worden sein. Dabei muss es sich bei dem Geschriebenen um Texte handeln, die im Abendland in der Zeit „um 800“ in Form von Schriftrollen, Kodizes oder Einzelblättern vorhanden gewesen sein müssen. Als Material kam Papyrus oder Pergament in Frage.

Theo Kölzer hat uns mit seiner Edition der Merowinger-Urkunden bemerkenswerte Einsichten in das schriftliche Schaffen der vorkarolingischen Periode ermöglicht [Kölzer 2001].

Von 196 Merowinger-Urkunden, die er ediert hat, sind für ihn 129 gefälscht, interpoliert oder zweifelhaft, was nebenbei die „mit Abstand höchste Fälschungsquote unter den mittelalterlichen Herrscherurkunden“ [ibid. XIII] darstellt. Kölzer landet schließlich bei 38 „Originalen“ des Zeitraums von 625 bis 717, was natürlich die Frage aufwirft, wie viele Urkunden aus dieser „dunklen Zeit“ überhaupt auf uns gekommen sind. Kölzer schätzt nach Ganz/Goffart [1990, 912 f.] den Anteil des Erhaltenen auf weniger als 0,001 % und meint, dass

„selbst einfache Überlegungen [zeigen], daß bezüglich der Königsurkunden mit Sicherheit nur Bruchteile von Prozent überliefert sind“ [Kölzer 2001, XV],

wobei er seinen Lehrer Brühl und sich selbst als Autorität angibt.

Beziehen wir das auf die 38 „Originalen“, kommen wir also „mit Sicherheit“ auf mehrere Zehntausend, wenn nicht gar Millionen Urkunden der Merowinger-Zeit. Letzteres, sofern wir die 38 Urkunden als 0,001 % der insgesamt ausgefertigten ansehen. Nehmen wir die als „unecht“ betrachteten Urkunden hinzu, die zum großen Teil im nämlichen Zeitraum ausgefertigt wurden, könnten wir sogar mit insgesamt an die 5 Millionen echten oder gefälschten, jedenfalls geschriebenen Urkunden konfrontiert sein, und dies allein für die „Merowingerzeit“, was sich von der Fabrikation der „Karolingerzeit“ nicht wesentlich unterscheiden dürfte.

Damit könnten wir im Zeitraum zwischen dem Ende des 5. und dem letzten Drittel des 9. Jhs. mit einer Zahl von 10 Millionen Urkunden zu rechnen haben, wenn nicht gar mit noch viel größeren Zahlen, da sich das Gebiet, in dem und für das Urkunden ausgestellt wurden, gewaltig vergrößert hatte. Das

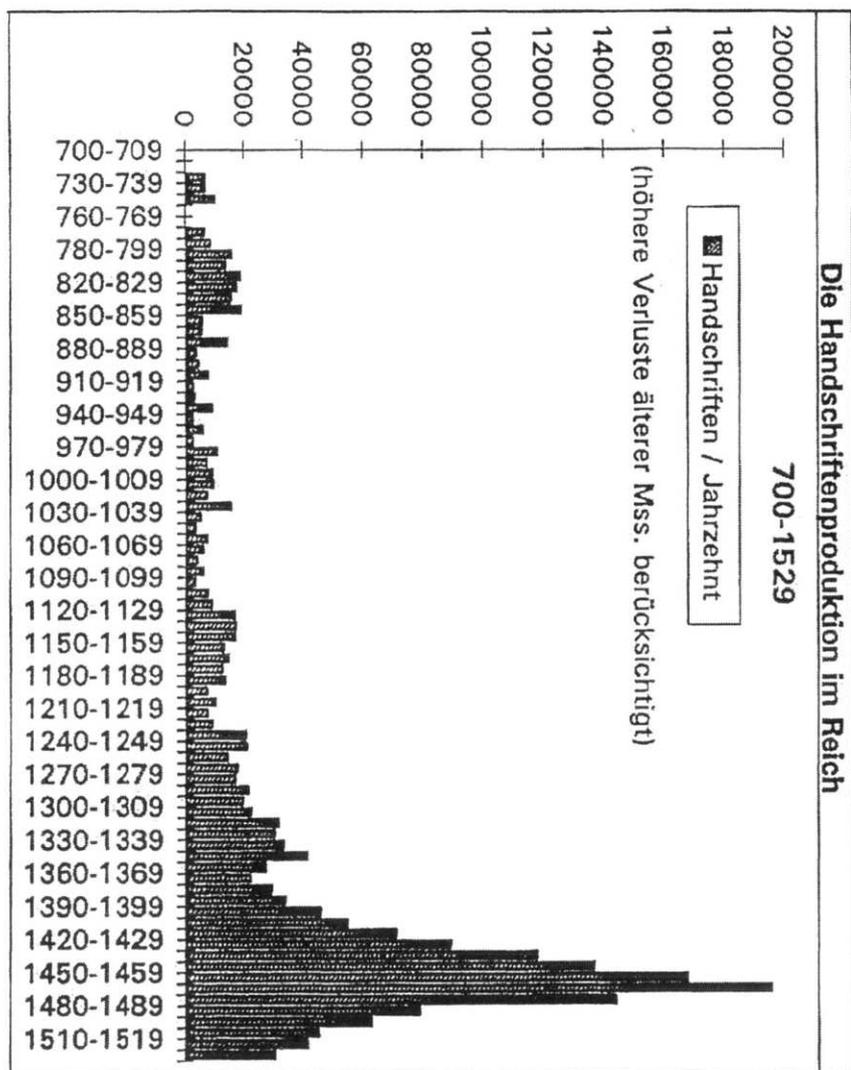
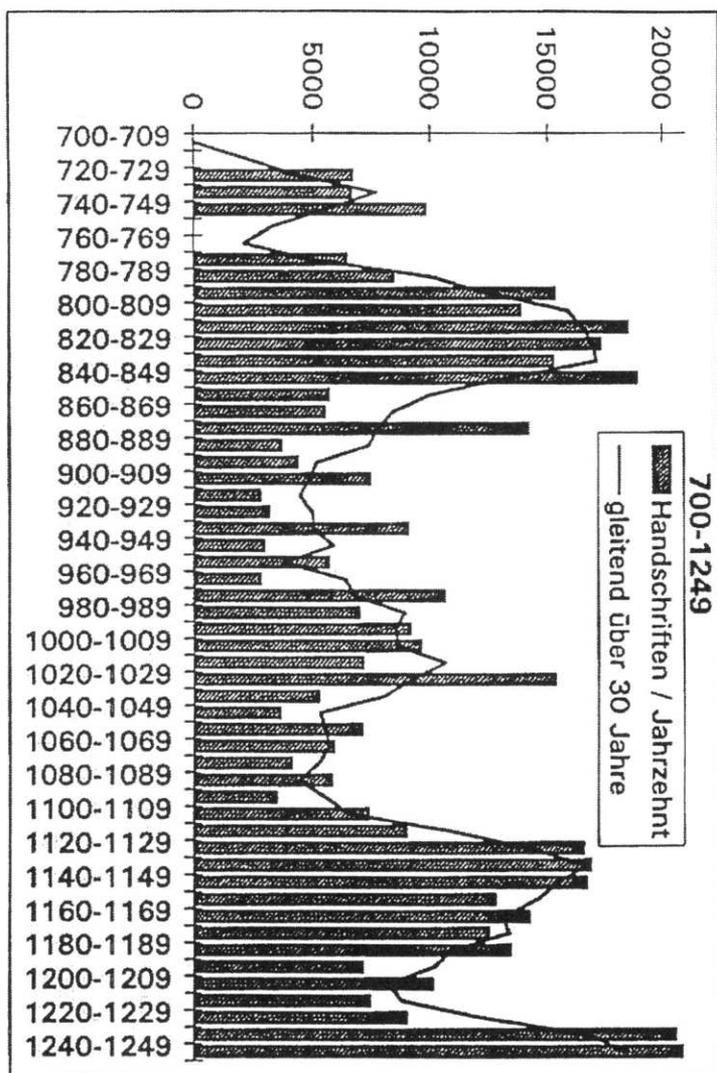


Abb. 1: Handschriftenproduktion im Reich [Neddermeyer 1998, 615]. Ein statistisch nachvollziehbarer Trend startet erst um ca. 1100.



„Karolingerreich“ stellt flächenmäßig das mindestens Achtfache des Reichs der Merowinger dar, womit selbst **40 bis 50 Millionen Urkunden** nicht ausgeschlossen werden können, was einer durchgehenden Tagesproduktion von ca. 300 Stück entspräche.

Dieses kolossale Schriftgut ist nun bis auf die bekannten minimalen Reste rätselhaft verschwunden. Hinweise auf die Umstände dieses großen Verlustes sind nirgends zu finden. Ganz offensichtlich haben wir es also mit märchenhaften Vorgängen zu tun. Eine Würdigung der von Kölzer als „echt“ bezeichneten Urkunden wird in kommenden Ausgaben der ZS erfolgen.

Die überwiegende Mehrzahl aller bis heute erhaltenen Texte sind Kodizes, diese wiederum fast ausschließlich auf Pergament geschrieben; mit ihnen beschäftigen wir uns in diesem mehrteiligen Aufsatz. Die Karolingerforschung spricht bis heute von ca. 8.000 aus der Karolingerzeit überlieferten Kodizes, worauf bereits in Teil I hingewiesen wurde.

Als Entstehungsorte dieser Kodizes, sofern es nicht höfische Schreibstätten waren, gelten gemeinhin die sog. „Skriptorien“ der zahlreichen Klöster, die es zur Karolingerzeit gegeben haben soll.

Ipsi mihi scripsi?

Wir können davon ausgehen, dass nur dann etwas geschrieben wurde, wenn es außer dem Schreibenden selbst auch noch mindestens einen Zweiten gegeben hat, der es anschließend auch lesen konnte. Das Verhältnis Leser zu Schreiber muss daher bei mindestens bei 2 : 1 gelegen haben. Dies schließt auch den Schreiber ein, der nur wissen kann, ob und was er weiter schreiben soll, wenn er das bereits Geschriebene außer beim Schreiben selbst ein weiteres Mal liest.

Zu dem Problem, ob es nur einen Schreiber und Leser geben kann, hat der Philosoph *Hans Blumenberg* [1998] einen kleinen Aufsatz veröffentlicht, der sich mit dem Nietzsche-Satz „Mihi ipsi scripsi“ auseinandersetzt. Der Aufsatz ist auf ausdrücklichen Wunsch Blumenbergs nach seinem Tod veröffentlicht worden, so dass sich das Problem bereits erledigt hatte, bevor es überhaupt entstehen konnte.

Uwe Neddermeyer hat im selben Jahr, da der Blumenberg-Aufsatz erschienen ist, eine groß angelegte Untersuchung über Schriftlichkeit und Leseinteresse im Mittelalter und in der frühen Neuzeit unter quantitativen und qualitativen Aspekten in zwei Bänden erscheinen lassen. Die Untersuchung ist mir erst während des Verfassens dieses Teils des Aufsatzes bekannt geworden.

Im Folgenden werden Neddermeyers quantitative Aspekte für das Thema

herangezogen. Das Diagramm 1a/b Neddermeyers ist als **Abb. 1** zu sehen. Es zeigt in der oberen Hälfte insgesamt einen Zuwachs der Handschriftenproduktion im Reich, der nach der Erfindung des Druckens mit beweglichen, konkreter: beliebig reproduzierbaren Lettern um 1450 noch steigt, um danach steil abzufallen. In der letzten Spitze konkurrierten Buch-Handschrift und Buch-Druck noch kurze Zeit gegeneinander, bis sich dann ergab, was sich ergeben musste: Die Produktion von handgeschriebenen Büchern verlor aus Gründen der unterschiedlichen Herstellkosten.

Würde ab sofort die Herstellung von Druckerzeugnissen unmöglich, würde die Handschriftenproduktion wieder einsetzen und zu einem neuen Gipfel gelangen, der über dem um 1450 erreichten liegen muss. Aus dieser Tatsache lässt sich unschwer ableiten, dass im Zeitablauf jeweils erreichte Hochs und Tiefs relativ zu zeitlich vorangegangenen Hochs und Tiefs immer ansteigen müssen, sofern das, worum es geht (Mehr Leser als Schreiber = Lesen > Schreiben) mindestens den selben Wert beibehält.

Dies muss bei Lesen > Schreiben der Fall sein, da es sonst 'wertvoller' (besser, vorteilhafter) für den Leser würde, nicht zu lesen als zu lesen. Da dies als außerhalb jeglicher rationalen Betrachtung liegend angenommen werden kann, muss sich also immer verifizieren lassen, was als verifiziert vorausgesetzt wurde, dass nämlich Lesen einen Vorteil gegenüber Nichtlesen hat, was auch für das entsprechende Schreiben, das Lesen immer erst ermöglichen kann, gelten muss.

Neddermeyer hat in seinem Diagramm eine um die höheren Verluste älterer Manuskripte bereinigte Statistik geliefert. Ihr Tief im 14. Jh. („jäger Einschnitt“) ist eindeutig durch die damals in Europa wütende Pest bedingt, die einen ansteigenden Lese- und damit Schreibtrend unterbrochen hat. Auch für den Abbruch des im Jahrzehnt 1100 bis 1109 (deutlicher in der unteren Hälfte des Diagramms) begonnenen Aufwärtstrend zwei bis drei Jahrzehnte später („Plateauphase“, danach „langsamerer Abstieg“) lässt sich unschwer eine Ursache finden: die Zeit der Kreuzzüge und der durch sie bedingten Wirren, die letztlich auf eine Minderung der Zahl der potenziellen Leser hinausgelaufen sind.

300 Jahre mit und ohne Lesen & Schreiben

Davor lässt sich nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung, bezogen auf einen vorgegebenen Trend, keinerlei Erklärung mehr für das Hin und Her zwischen den einzelnen Jahrzehnten finden. Ein vorgegebener Trend (da Lesen > Nichtlesen) kann nicht zum reinen Zufall werden (in welchem gilt: Nichtlesen = Lesen). Wie unschwer aus dem unteren Teil des um Zufälligkeiten bereinigten Diagramms zu entnehmen (z.B. späteres Pergament hält län-

ger als früheres Pergament), handelt es sich bei dem „Zufallszeitraum“ just um die ca. 300 Jahre, deren Existenz *Heribert Illig* seit Jahren vehement bestreitet. Es ist die Zeit, die um ca. 800 beginnt (Trendbeginn) und um ca. 1100 (Trendende) schließt.

Dass der 'Zeithaufen' davor, die drei einzeln stehenden Säulen keinerlei Aussage über Trend oder Nichttrend ermöglichen, versteht sich von selbst. Wann welche 300 Jahre erfunden wurden, spielt keine Rolle, sie müssen nur *vor* Mitteilung ihrer „Existenz“ erfunden worden sein. Es kann sich um *jede davor* liegende x-beliebige Zeitspanne handeln: also um 1500/1200, um 1400/1100, um 1000/700 oder um – wofür alles spricht, was Illig & Co. behaupten – um ca. 900/600.

Was folgt aus alledem? Wir haben im Neddermeyer-Diagramm einen ca. 300 Jahre dauernden Trend, der kein Trend ist, weder aufwärts, noch abwärts. Daraus folgt wiederum, dass diejenigen, die Handschriften über einen 300-Jahres-Zeitraum datieren, falsch datieren müssen. Dabei spielt es keine Rolle, wann datiert wurde: entweder durch das Vermerken (Ex-Ante-Fälschen) eines Datums auf einer bereits vorhandenen Handschrift oder durch das Ex-Post-Datieren einer Handschrift.

Die Fälscher waren raffiniert, aber nicht raffiniert genug

Beide, die Ex-Ante-Datumsfälscher und die Ex-Post-Datierer haben bei aller Raffinesse ihres Vorgehens übersehen, dass sie *entlang eines Trends* hätten fälschen bzw. datieren müssen. Geschichte läuft nicht als Nichtgeschichte ab. Durch den Ablauf von Geschichte ergeben sich ununterbrochen neue Informationen, die vermittelt werden können, was aber nur über zusätzliches Schreiben und Lesen geschehen kann, nachdem es Schreiben und Lesen gibt – was es bekanntlich seit der Früh-Antike geben muss (wann immer „Frühantike“ datiert wird).

Werden diese Informationen nicht vermittelt, bedeutet dies gleichzeitig, dass bei ununterbrochen *zunehmender* Möglichkeit, über mehr informiert zu werden, der Wille *abnimmt*, informiert zu werden und daraus irgend einen Vorteil (und sei es nur Vergnügen) zu ziehen.

Je mehr also – quantitativ – geschieht, weil Zeit verstreicht, desto geringer wird bzw. würde – quantitativ – die Information über das Geschehene. Oder, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren: Je mehr Klöster und damit Skriptorien gegründet werden, um so mehr erlischt das Interesse der Skriptorien daran, über das Kloster selbst, die Umstände seiner Gründung, seinen Gründer, die Zahl und das Schicksal der Äbte, die Taten der Äbte usw. schreibend zu berichten. Dies gilt natürlich auch für Karl den Großen selbst.

Obwohl nicht nur über ihn selbst (Lichtgestalt), sondern auch über seine Nachfolger (Nicht-Lichtgestalten) immer mehr zu berichten war (sofort bekannte Fakten, neu entdeckte Fakten, Sagen, Lieder, formulierte Sehnsüchte nach seiner Wiederkehr usw.), nimmt die Tradierung Karls des Großen *relativ* zur Tradierung allen Geschehens ab, überdies in unerklärlichem Hin und Her, da überhaupt erst ab 1100 ein erkennbarer Handschriften-, also Tradierungstrend einsetzt, der wenig später bereits – wie im Diagramm zu sehen – als Aufwärtstrend abbricht und von einem Abwärtstrend abgelöst wird, um ab 1220 von einem neuem Aufwärtstrend, entlang der gesamten Trendlinie verlaufend, abgelöst zu werden.

„Karls-Literatur“ 300 Jahre nach Karl

In der Zeit „um 800“ hat es bereits „Literatur“ gegeben, wie allein schon das bekannte „Karls-Epos“ („De Karolo rege et Leone papa“) zu Genüge beweist, das nach allerletztem Stand der Forschung als „am Aachener Hof *um* 802 [! PCM] verfasst worden“ definiert wird [Hentze 1999, 72]. In diesem Epos wird überdies ausdrücklich auf „Literaten“ wie Cato, Cicero und Homer (!) Bezug genommen [Brunhölzl 1999, 14, Zeilen 73 ff.].

Nun muss nur noch gefragt werden, warum die „deutsche“ Karls-Literatur erst im 12. Jh. beginnt [Geith 1977], also just um jene 300 Jahre später, die Illig als völlig frei erfunden enttarnt hat. Denn dass es „deutsche“ Literatur bzw. die Möglichkeit, sich in deutscher Sprache auszudrücken schon „um 800“ gegeben hat, beweisen zahlreiche erhaltene „Deutsch“-Dokumente [vgl. u.a. Schmuki-Ochsenbein-Dora 1998, 11].

In einem „um 790“ datierten Pergament wird sogar ein lateinisch-deutsches „Vokabular“ vorgestellt [ibid., 13], das Wörter enthält wie „cumito“ (= „elinpogo“ = Ellenbogen) und „babilie“ (= „tuten haubit“ = Brustwarzen), die in keinem „vor 790“ datierten biblischem oder sonstigem „religiösem“ Text vorkommen.

Da kein (!) akademischer Historiker der Welt die Frage, warum „lateinische“ Karls-Literatur ohne gleichzeitige „deutsche“ Karls-Literatur auftritt, wobei „deutsch“ immerhin die Volkssprache war, schlüssig und in sich nachvollziehbar beantworten kann, müssen sich die Historiker über kurz oder lang die Frage gefallen lassen, was sie eigentlich so treiben.

Wie viele Klöster gab es überhaupt?

Zur Angabe von konkreten Zahlen der um 800 existenten Klöster kann sich die Karolingerforschung bis heute nicht durchringen, ein Problem, auf das Illig [1998, 213] unter Zuhilfenahme von Angaben von Bayac und Mann bereits eingegangen ist: „400 Klöster entstanden ab 750 in den Wäldern des Reiches,

mehr als fünf in jedem Jahr von Karls Herrschaft." Wie viele Klöster aber existierten bereits 750, und zwar solche, welche die Karls-Zeit noch erlebten?

Der 1997 erschienene „Große historische Bildatlas des Christentums“ bildet auf den Seiten 104/05 und 112/13 Karten ab, auf denen Klöster aus dieser Zeit verzeichnet sind. Der Autor des Textes ist der Chef der Abteilung Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Päpstlichen Universität Comillas in Madrid, Dr. D. *Juan Maria Laboa Gallego* (geb. 1939). Erschienen ist der Atlas im Stuttgarter Kreuzverlag, der auf seiner Homepage (www.kreuzverlag.de) schreibt:

„Seit der Verlagsgründung im Jahr 1945 erscheinen bei uns Publikationen für Menschen, die sich für Fragen des Christentums interessieren. Wir bieten Antworten und Hilfen für Menschen, die sich als Christen bezeichnen, egal ob sie evangelisch oder katholisch orientiert sind - durchaus auch kritische Geister. Spiritualität ist heute aktueller denn je.“

Nach den Angaben Laboas wurden im Gebiet des späteren Karolingerreiches 590 bis 640 insgesamt 28 Klöster gegründet, 641 bis 660 weitere 29, 661 bis 680 weitere 23 und 681 bis 730 weitere 12. Zusammen also 92. Gründungen zwischen 730 und dem Beginn der Regierungszeit Karls des Großen werden nicht aufgeführt. Ab 750 können wir uns mit den 400 „karolingischen“ Klöstern behelfen (anteilig, siehe eben), so dass wir für die Zeit „um 800“ mit **450 bis 500 Klöstern** rechnen können, zumal die Aufzählung Laboas verschiedene Klöster nicht abdeckt, die nach Angaben im Internet [www.bayern.de; www.pantel-web.de] vor 730 in Bayern und Baden-Württemberg bzw. der Schweiz gegründet worden sein sollen, wie Amorbach, Kelheim/Weltenburg, Gengenbach und vor allem Reichenau.

Auch entstehen zwischen 730 und dem Regierungsantritt Karls des Großen als König (768) allein in Bayern weitere 28 Klöster, darunter so namhafte Abteien wie Benediktbeuren (740), Kempten (752) oder Tegernsee (746/65). In Baden-Württemberg sind es weitere 4, darunter das famose *Lorsch* (764). Die Zahl der Klöster, die bei Karls Regierungsantritt vorhanden waren und dies in seinem 'Stammreich' und dem Teil seines Reiches, den er mit Hilfe von Eroberungen, vor allem in Südwestdeutschland und Italien später seinem Reich einverlebte, kann grosso modo mit 130 bis 150 angegeben werden (Angaben aus Frankreich sind nicht zu erhalten).

Aus dem Neddermeyer-Diagramm geht nun hervor, dass sich aus der Zeit von 750 bis 780 rätselhafterweise keine einzige Handschrift erhalten hat. Die mindestens 130 bis 150 Klöster (vielleicht sogar 200 bis 250 Klöster, sofern die so genannte „Klostergründungswelle“ ab 750 mit berücksichtigt wird) müssen sich der Schreibkunst offenbar 30 Jahre lang entledigt haben, um sie dann erneut zu entdecken.

Karl der Knausrige

Nun hat Laboa [1997, 113] auch eine Zusammenstellung von „Schenkungen und Privilegien, die Karl der Große Klöstern und Kirchen zukommen ließ“ publiziert. Daraus ergeben sich in Bezug nur auf Klöster insgesamt 65 Schenkungs- und/oder Privilegienvorfälle.

Vergleicht man nun die Liste der Vor-Karl-Klöster mit denen, die er in irgendeiner Form bedacht hat, so ergibt sich ein weiterer merkwürdiger Befund. Der überaus freigiebige Herrscher hat von den ca. 500 bis zu seinem Regierungsende vorhandenen Klöstern nur insgesamt 6 beschenkt bzw. mit Privilegien ausgestattet (Bobbio, Disentis, Ebersmünster, Flavigny, Honau, St-Maur-des-Fosses). Das Gründungsprivileg Karls des Großen für **Werden**, datiert auf den 26. April 802, ist *gefälscht*, wird aber dennoch weiterhin auf Ausstellungen gezeigt [Gerchow 1999, 424]. Die beiden Karls-Privilegien in **Nonantola** sind ebenfalls *gefälscht*, da sie identische Privilegien enthalten, wie ich beim Besuch des dortigen Archivs feststellen konnte. Alle anderen Klöster (außer den sechs) entbehrten der königlich-kaiserlichen Gnade. Dass sich dies nicht zusammenreimt, liegt auf der Hand, zumal die Klöster teilweise auf engem Raum zusammenstanden.

Über die Besetzung der Klöster um 800 gibt es nur vage Andeutungen. Auf die sog. „Verbrüderungs“- oder „Professbücher“ kann hier nur exemplarisch eingegangen werden. St. Peter in **Salzburg**, das als „ältestes Kloster im deutschen Sprachraum“ bezeichnet wird [St. Peter 1982, Titelblatt] gibt mit Hilfe des

„im Todesjahr Bischof Virgils 784 angelegten Verbrüderungsbuches von St. Peter wie für die Unterschriftenreihe der *Notitia Arnonis* von 788“

18 Kleriker und Mönche an, von denen mindestens 10 romanisch-lateinische Namen tragen“ [St. Peter 15 f.]. Weitere 86 Namen kommen aus der Zeit des Episkopats Virgils dazu (746/7–784). So beläuft sich die Zahl der Mönche binnen 100 Jahre auf ca. 100. Daraus ließe sich, grob orientierend an der Regierungszeit Virgils, eine durchschnittliche Konventsgröße von 30 bis 40 Mönchen errechnen.

In **St. Gallen** finden wir aus der Zeit von Abt Otmar (Audemarus, 719–759) 53 Namen [Krieg 1931, Tafeln I u. II], deren Namen angeblich „nur zum Teil überliefert“ sind [ibid., 18] (vgl. **Abb. 2**). Für Abt Johannes sind es 25 Eintragungen. Unter oder nach Abt Werdo (784–813), in dessen „letzten Jahren“ das Professbuch angelegt wurde [ibid. 18], erscheint bis Seite XV des Buches die gleiche Professformel mit Schwerpunkt auf „stabilitas“, „oboedientia“ „conversio morum“ (mit Varianten), die sich insgesamt auf ca. 370 Namen bezieht.

† ego autunus p̄m̄ro obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego beſtgoz̄ p̄m̄ oboed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego eghino p̄m̄ oboed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego uincarius p̄m̄ oboed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego adcelyh p̄m̄ oboed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego lapiciny p̄m̄ oboed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego uucnilo p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego uualdhyrc̄ p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego autoinus p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego arto arto p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego theoraysh p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego alrman p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego hyradbeſtur p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego ſniegter p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego regimbald p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego zotten p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego urolf p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego ſcalcom̄ny p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego ſc̄muel p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego hrocdolf p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego r̄at̄ pot̄ p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego r̄m̄colſur p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄
 † ego hadubur p̄m̄ obed̄ fac̄bit̄ cor̄edō & sc̄ir̄ gur̄

Abb. 2: St. Galler Professbuch, hier die Seite 4 [aus Krieg 1931]. Die Mönchsgelübde sind auf den ersten sieben Seiten jeweils von der selben Hand geschrieben.

† Ego Chunze † Ego Luitoldo p̄mittō stabilitatē meā
 & cōnūsiōnē morū meorū corā dō & sc̄is ei
 † Ego adalbe † Ego Loringger
 † Ego Gibrhet † Ego Collote † Ego ho
 † Ego Luup̄. † Ego Ruodman
 † Ego Ruodoro p̄mittō stabilitatē meā & cōnūsiōnē morū
 corā dō & sc̄is ei † Ego portat
 † Ego Crimolt † Ego Ruodol. Vuunbr̄. Baln̄
 † Ego yualto p̄mittō stabilitatē meā
 cōnūsiōnē morū meorū corā dō & sc̄is ei † Ego Anno
 † Ego Goticco † Ego Gotheby p̄mittō stabilitatē
 † Ego yualto † Ego Goticco p̄mittō stabilitatē
 cōnūsiōnē morū meorū corā dō & sc̄is ei
 † Ego alberich † Ego Goticco p̄mittō stabilitatē
 cōnūsiōnē morū meorū corā dō & sc̄is ei
 † Ego ymmo † Ego Ikket p̄mittō stabilitatē
 † Ego Luup̄ † Ego Ikket p̄mittō stabilitatē
 cōnūsiōnē morū meorū corā dō & sc̄is ei
 † Ego Vuolucraz p̄mittō stabilitatē meā & cōnūsiōnē
 † Ego Luito p̄mittō stabilitatē meā & cōnūsiōnē

Abb. 3: St. Galler Professbuch, die dort mit 19 nummerierte Seite. Die Mönche haben sich in ihren Autographen höchst unterschiedlich dargestellt.

Die St. Galler Professformel ändert sich, oft sogar von Eintrag zu Eintrag, und für das gesamte Dokument sind 61 (!) Verschiedenheiten in der Professformel festzustellen. Außerdem ist die Schrift der ersten sieben Seiten *einheitlich*, die der

„folgenden Seiten aber zeigt so große Mannigfaltigkeit und Unordnung, dass die Handschrift gegen Schluss den Eindruck eines *Schülerheftes* macht, in das die Professoren ihre Namen in unbeholfener und willkürlicher Weise eintrugen“ (ibid. 12], vgl. **Abb. 3**).

Zählt man sämtliche Namen, unbeschadet diverser Doppeleintragungen zusammen, so kommt man auf etwa 620 Namen von St. Galler Professoren. Da das Professbuch für „rund zwei Jahrhunderte“ zur Eintragung der Mönchsgelübde gedient haben soll [ibid. 33], landen wir bei durchschnittlich 3 Neuzugängen pro Jahr. Nehmen wir die durchschnittliche Verweildauer, abhängig vom erreichten Lebensalter, der Mönche mit 40 Jahren an, wobei wir uns an der Regierungszeit von Abt Otmar orientieren können, so lag die Mönchszahl St. Gallens im Schnitt bei etwa 120.

Für **Fulda**, einem noch zentraleren und bedeutenderen mönchischen Ort als St. Gallen, werden unter Abt Sturm nach 751 sogar insgesamt „400 Brüder, außer den vielen Novizen und niederen Personen“ gezählt [Böhringer 1849, 129].

Zahlen aus Frankreich waren mir nicht zugänglich. Immerhin wird das vom Iren Kolumban um 590 im Burgund gegründete **Luxeuil** ausdrücklich als „Großkloster“ bezeichnet [St. Peter 1982, 18], was auch auf mehr als 100 Mönche hinweist. Im nicht minder bedeutenden **Corbie** an der Somme in Norden Frankreichs wurde Ende des 8. Jhs. der berühmte „Corbie Orosius“ geschrieben, an dem insgesamt 12 Schreiber wie am Fließband gearbeitet hatten (siehe Teil I). Ein so stark bestückter einzelner Teil des Klosters, das in erster Linie ein Wirtschaftsbetrieb war, lässt auch auf eine ‘Besatzung’ von mehr als 100 Mönchen schließen.

20.000 Mönche in der Karolingerzeit ?

Um ein Kloster überhaupt als Kloster zu führen, sollte die Mindestzahl der Mönche zwischen 30 und 50 gelegen haben. Daraus ergibt sich bei den ca. 500 Klöstern der Zeit um 800 eine Gesamtzahl von 15.000 bis 25.000 Mönchen. So können wir ein nicht ganz unwahrscheinliches Mittel von 20.000 annehmen. Was konnten bzw. *mussten* diese Mönchen gelesen haben, also in Kodizes, die in bereits geschriebener Form – möglicherweise von ihnen selbst in ihren eigenen „Skriptorien“ gefertigt – existiert haben müssen?

Einige Klöster konnten zunächst durchaus nach Regeln geführt worden sein, die nicht der des Hl. Benedikts entsprachen und die für das 7. Jh. als „regula mixta“ bezeichnet werden. Für eine Diskussion darüber, welche Regeln nun für welche Klöster galten und ob um 600 Papst Gregor der Große die Benediktsregel für verbindlich erklärt oder nur empfohlen hat, ist hier nicht der Platz.

Die beiden ältesten erhaltenen Manuskripte der *Benediktsregeln* sind Oxford, Bodleian, Hatton 48 und der Kodex 914 St. Gallen, wo 747 Abt Otmar „auf Druck von König Pippin“ die Benediktsregeln eingeführt hatte, was dieser wiederum „im Rahmen von Vereinheitlichungsbestrebungen im fränkischen Reich“ veranlasst hatte [Schmuki/Ochsenbein/Dora 1998, 52]. Daraus muss geschlossen werden, dass die meisten Klöster zumindest im Kernreich Karls des Großen dieser Regel folgen mussten.

Wo sind die Bücher der Mönche geblieben?

Wir dürfen also davon ausgehen, dass für die 20.000 Mönche diese Regeln verbindlich waren. Die Regeln schreiben die Existenz einer *Bibliothek* zwingend vor, worauf zahlreiche Stellen hinweisen. Laut Regel 9 „lesen die Brüder [...] abwechselnd aus einem Buch aus dem Pult drei Lesungen vor.“ Laut Regel 10 „fallen wegen der kurzen Nächte die Lesungen aus dem Buch weg“. Laut Regel 38 darf

„beim Tisch der Brüder [...] die Lesung nie fehlen. Doch soll dort nicht der nächste beste das Buch nehmen und lesen, sondern der für die Woche bestimmte Leser beginne am Sonntag.“

Laut Regel 48 „sollen sich die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit, zu bestimmten Stunden dagegen mit heiliger Lesung beschäftigen“, dabei „lese [jeder, nach der Sext] so, dass er keinen anderen stört“ und:

„Während der Tage der österlichen Bußzeit sind die Brüder vom Morgen bis zum Ende der dritten Stunden frei für ihre Lesungen. [...] **Für diese Tage der österlichen Bußzeit erhält jeder aus der Bibliothek ein Buch, das er von Anfang bis Ende ganz lesen soll. Diese Bücher werden zu Beginn der österlichen Bußzeit ausgeteilt**“ (Fettkursive Hervorhebungen bei Zitaten immer von mir).

Laut Regel 53 „liest [man] dem Gast zur Erbauung aus dem göttlichen Gesetz vor.“

Die Mindestausstattung aller Klöster umfasste dabei außer der Hl. Schrift noch die Regeln des Hl. Benedikts, worauf Regel 58 verweist:

„Wenn er [der Novize] verspricht, standzuhalten und auszuhalten, soll man ihm nach Verlauf von zwei Monaten diese *ganze Regel* vorlesen“.

Somit muss eine gigantische Buchproduktion die Klostergründungen begleitet haben.

Dazu nehmen wir für die (geschätzt) 20.000 Mönche, die es „um 800“ im Karolingerreich gegeben haben sollte, jeweils ein Buch zur „heiligen Lesung“ an, wobei es sich letztlich nur um die Bibel oder Teile derselben gehandelt haben kann, was allerdings als „kaum beweisbar“ bezeichnet wird [Steidle 1983, 86, Fußnote]. Die Bibel wurde gemeinhin in neun „Bücher“ geteilt, die sich wiederum in entsprechende einzelne Kodizes hätten verwandeln lassen.

Nun müsste betreffend die Produktion der „Skriptorien“ überschlägig etwa so gerechnet werden:

Pro Seite lassen sich 30 bis 40 Zeilen, jeweils zweispaltig geschrieben unterbringen. Daraus ergibt sich für den gesamten Text der Bibel ein Kodex im Umfang von 1.200 Seiten. Die 42-zeilige **Gutenberg-Bibel**, zweispaltig gesetzt, hat insgesamt 1.282 Seiten. Die Auflage Gutenbergs betrug ca. 180 Stück. Zahl der gedruckten Seiten also ca. 230.000!

Die 1.200 Seiten der karolingischen Kloster-Kodizes hätten in neun kleinere Kodizes für die Lesungen der Mönchen auf ihren Zellen zerlegt werden können, so dass das Buch zur heiligen Lesung aus jeweils einem Kodex von durchschnittlich ca. 130 Seiten bestanden hätte. Neun Mönche hätten sich also in neun Klein-Kodizes, alias „Bücher“ der Bibel „geteilt“.

Bei 20.000 Mönchen, die alle Klöster der Karolingerzeit gleichzeitig bevölkert haben dürften, ergeben sich demnach umgerechnet 2.200 Bibel-„Bücher“ oder 286.000 Seiten oder 143.000 Blatt oder etwa 10 (zehn!) Millionen einzelne Zeilen.

Schon dieser grobe Überschlag zeigt, dass entweder mit den Klöstern oder ihren Skriptorien oder der „Regel“ etwas nicht gestimmt haben kann, zumal sich von diesen beschriebenen, geradezu überbordenden biblischen Skriptorien-Materialien nirgends etwas erhalten hat.

Sollte gar aus der von Benedikt vorgeschriebenen Bibliothek jedem Mönch eine **Vollbibel** zur „Lesung“ zur Verfügung gestellt worden sein, hätte es in der Zeit „um 800“ mehrere Tausend Vollbibeln gegeben haben, mit ca. 20 Millionen beschriebener Seiten zu je 30 bis 40 Zeilen, was bei aller vorstellbaren Leistungskraft der Skriptorien ins Reich fantastischer Historiographie gehört.

85.000 Seiten Benediktus-Regeln ?

Hinzu kommen die **Benediktusregeln**, die beim St. Galler Exemplar 172 Seiten umfassen, wahrscheinlich schon aus dem einfachen Grund, dass sie auch leicht lesbar sein sollten, was übrigens für die Bibeln nicht minder gegolten haben muss. Dass es gerade bei zentralen religiösen Texten auf deren gute

Lesbarkeit ankommt, ergibt sich u.a. aus einem Brief von *Enea Silvio Piccolomini* vom 12. März 1455 an den späteren spanischen Kardinal Juan de Cavajal, der 1454 auf dem Frankfurter Reichstag Lagen von fünf Bögen verschiedener, unbezweifelbar von Gutenberg gedruckter Bücher der Hl. Schrift, in „höchst sauberer und korrekter Schrift ausgeführt“, einsehen konnte, die „müheles und ohne Brille lesbar“ waren [Füssel 2000, 11].

Wenn jedes Kloster nur eine Benediktsregel zur Verfügung gehabt hätte, was für Fulda rätselhafterweise nicht der Fall war (siehe Teil I), dann wären wir bei weiteren ca. 170 Seiten × 500 Klöster und weiteren 85.000 beschriebenen Seiten. Dass sich von diesen Massen an mit der Benediktregel Beschriebenem, die es im einstigen Karolingerreich gegeben haben muss, so gut wie *nichts* aus der Zeit „um 800“ erhalten hat, außer dem bereits erwähnten St. Galler Gesamtexemplar, geschrieben um 817, stellt ein weiteres Rätsel der Buchgeschichte dar, das sich innerhalb der herkömmlichen Geschichtssicht nicht auflösen lässt.

Wie viele Schreiber hat es denn gegeben?

Der langjährige (1947-81) St. Galler Stiftsbibliothekar *Johannes Duft* lässt die „erstmal nachweisbare ‚Herstellung von Handschriften‘“ in St. Gallen in das 8. Jh. fallen. Um 760 gibt er 15 einheimische Schreiber an [1983, 10*]. Im Professbuch (s. o.), haben wir 719/59 insgesamt 53 Eintragungen. Angenommen, alle Professoren hätten die 40 Klosterjahre erlebt, ergäbe sich noch kein Missverhältnis zwischen Mönchen und Schreibern, wenn auch von den Mönchen nur Eintragungen von ein und derselben Hand zu finden sind (Abb. 2).

Aus der Zeit *Waldos* (782-84 Abt in St. Gallen, danach bis 806 Abt und Bibliotheksgründer auf der Reichenau) lassen sich nach Duft „gegen sechzig einheimische Schreiberhände erfassen“ [ibid.].

Dies ist für die Zeit bis 784, also bis zum Beginn der Zeit des Abtes *Werdo* schon fragwürdig, da zu den 53 bereits angeführten gerade noch 25 neue Professoren hinzu gekommen waren, so dass von den seit 719 erschienenen Mönchen (in Gesamtzahl 78) insgesamt 60 als Schreiber hätten tätig gewesen sein müssen. Duft weiter:

„Unter dem Scriptor Wolfcoz zur Zeit des Abtes *Gozbert* (816-837) und dessen unmittelbaren Nachfolgern sind sogar gegen hundert einheimische Schreiber tätig gewesen.“

Da das Professbuch in den letzten Jahren von Abt *Werdo* abgelegt wurde (er starb 813) müssen diese hundert Schreiber sich zum größten Teil also im Professbuch eingetragen haben, deren Gesamtzahl mit ca. 370 ermittelt werden konnte, dessen letzte Seiten von den Professoren (und fraglos späteren Schrei-

bern) allerdings in eigenwilliger Form gefüllt wurden (s. Abb. 3). Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, dass ein „Wolcoz“ im Professbuch nicht auftaucht.

Die Ermittlung der Zahl der Schreiber und ihr Verhältnis zum gesamten Mönchsbestand ist von besonderer Delikatesse. Das Problem der offenkundigen Nichtübereinstimmung der Autogrammschrift und späteren Schriften, die der Mönch dann gefertigt haben mag (Buchseiten, Urkunden) löst Krieg [20] mit dem Hinweis:

„Manchmal ist eine Übereinstimmung schwer nachzuweisen, da zwischen der Eintragung ins Professbuch und der Niederschrift einer Urkunde von der Hand des gleichen Mönches ein größerer Zeitraum liegt, innerhalb dessen eine Handschrift sich *geändert* haben kann. Zuweilen mag der *gleiche* Schreiber *hier* mehr *kursiv* geschrieben, *dort* seine Schrift zur *Buchschrift* stilisiert haben.“

Wer konnte denn nun wie gut schreiben?

Allerdings sind auch Professbucheintragungen selbst „in schöner *Buch-schrift*“ geschrieben [Krieg 21], drei weitere Eintragungen sind „von einer sorgfältigen *Buchhand* [...] geschrieben“ [ibid., 22], „Eintragungen [...] sind wiederum in *Buchschrift* mit Neigung zur Unziale [geschrieben]“ [ibid., 23], drei weitere Eintragungen sind „in einer sehr schönen *Buchschrift* geschrieben“ [ibid., 23].

Außerdem gibt es (Seiten VIII u. IX) zwölf Eintragungen, die im ersten Teil „von einer *steilschreibenden*, im *zweiten* Teil von einer gerne *kursiv-schreibenden Hand*“ stammen [ibid., 23], womit sich Kriegs Erklärungsversuch per se erledigt.

Zu den möglichen Übereinstimmungen zwischen dem Schreiber des Autogramms und seinen ihm namentlich zugeschriebenen „Urkunden“ können wir u.a. lesen [Krieg 21 ff.]: „Eintragungen [...] stehen nahe“; „gewisse *Berührungspunkte*“; „lassen sich schwerlich Schlüsse auf ein Autogramm ziehen“; „Urkunden [...] gehören zum gleichen Schreiberkreis“; „Schrift zeigt [...] *Berührungspunkte*“; „vielleicht stammen [...] alle [...] vom gleichen Schreiber“; „ein Vergleich [...] zeigt ganz auffällige *Ähnlichkeit*“; „Schrift [...] *erinnert*“ [an den Schreiber einer Urkunde]; „*Berührungspunkte* [mit Urkunden] sind unverkennbar“; „Schrift hat gewisse *Berührungspunkte*“ [mit einer Urkunde]; „Schrift [...] weist [auf Urkunden] hin“; „Schrift deckt sich *anscheinend* mit jener der Urkunde des gleichnamigen Schreibers“; „*dürfte* mit der Schrift [der Urkunde] identisch sein“; „weist eine gewisse *Ähnlichkeit* [mit der Urkunde] auf“.

DE LIBRIS AUGUSTINI EPISCOPI
 De bono credulitate. & bono nature. & scilicet ex illis innot. 1.
 De libris sancti Ambrosii Episcopi -
 Ambrosii in euangeliū luce uot. 1.
 In tractatibus sancti Ambrosii in epistolas pauli uolum. 1.
 Exameron sancti Ambrosii. uot. 1.
~~Ambrosii de ciuitate dei. & de uisibilibus & inuisibilibus. uot. 1.~~
 In tractatibus sancti Ambrosii de bono mortis. Et eiusdem sermo quidam
 pastoris. Et hieronimi ad anatholiū in apocalypsin ioh.
 In tractatibus sancti Ambrosii. lib. iij. de officiis. In uot. 1. uot. 1.
 Ambrosii de fide. lib. iij. item de spiritu & incarnatione. in singulis uot. 1.

DE LIBRIS PROSPERII EPISCOPI
 Liber prosperi de permissione & predictio uol. 1. uot. 1. uot. 1. uot. 1.
 In de gratia & libero arbitrio ad rufinum & respensio
 nes pl. & capitula. & Augustini de octo questionibus ad
 dulcium. & y. prognosticon casle de p. destinatione. atq;
 in d. h. hoc totū in codice. 1.
 In de actiua & contemplatiua uita libri. in. In cod. 1.
 In de eiusdem epigramata in uoluminibus. duobus. ^{1.} ^{2.} ^{3.} ^{4.} ^{5.} ^{6.} ^{7.} ^{8.} ^{9.} ^{10.} ^{11.} ^{12.} ^{13.} ^{14.} ^{15.} ^{16.} ^{17.} ^{18.} ^{19.} ^{20.} ^{21.} ^{22.} ^{23.} ^{24.} ^{25.} ^{26.} ^{27.} ^{28.} ^{29.} ^{30.} ^{31.} ^{32.} ^{33.} ^{34.} ^{35.} ^{36.} ^{37.} ^{38.} ^{39.} ^{40.} ^{41.} ^{42.} ^{43.} ^{44.} ^{45.} ^{46.} ^{47.} ^{48.} ^{49.} ^{50.} ^{51.} ^{52.} ^{53.} ^{54.} ^{55.} ^{56.} ^{57.} ^{58.} ^{59.} ^{60.} ^{61.} ^{62.} ^{63.} ^{64.} ^{65.} ^{66.} ^{67.} ^{68.} ^{69.} ^{70.} ^{71.} ^{72.} ^{73.} ^{74.} ^{75.} ^{76.} ^{77.} ^{78.} ^{79.} ^{80.} ^{81.} ^{82.} ^{83.} ^{84.} ^{85.} ^{86.} ^{87.} ^{88.} ^{89.} ^{90.} ^{91.} ^{92.} ^{93.} ^{94.} ^{95.} ^{96.} ^{97.} ^{98.} ^{99.} ^{100.} ^{101.} ^{102.} ^{103.} ^{104.} ^{105.} ^{106.} ^{107.} ^{108.} ^{109.} ^{110.} ^{111.} ^{112.} ^{113.} ^{114.} ^{115.} ^{116.} ^{117.} ^{118.} ^{119.} ^{120.} ^{121.} ^{122.} ^{123.} ^{124.} ^{125.} ^{126.} ^{127.} ^{128.} ^{129.} ^{130.} ^{131.} ^{132.} ^{133.} ^{134.} ^{135.} ^{136.} ^{137.} ^{138.} ^{139.} ^{140.} ^{141.} ^{142.} ^{143.} ^{144.} ^{145.} ^{146.} ^{147.} ^{148.} ^{149.} ^{150.} ^{151.} ^{152.} ^{153.} ^{154.} ^{155.} ^{156.} ^{157.} ^{158.} ^{159.} ^{160.} ^{161.} ^{162.} ^{163.} ^{164.} ^{165.} ^{166.} ^{167.} ^{168.} ^{169.} ^{170.} ^{171.} ^{172.} ^{173.} ^{174.} ^{175.} ^{176.} ^{177.} ^{178.} ^{179.} ^{180.} ^{181.} ^{182.} ^{183.} ^{184.} ^{185.} ^{186.} ^{187.} ^{188.} ^{189.} ^{190.} ^{191.} ^{192.} ^{193.} ^{194.} ^{195.} ^{196.} ^{197.} ^{198.} ^{199.} ^{200.} ^{201.} ^{202.} ^{203.} ^{204.} ^{205.} ^{206.} ^{207.} ^{208.} ^{209.} ^{210.} ^{211.} ^{212.} ^{213.} ^{214.} ^{215.} ^{216.} ^{217.} ^{218.} ^{219.} ^{220.} ^{221.} ^{222.} ^{223.} ^{224.} ^{225.} ^{226.} ^{227.} ^{228.} ^{229.} ^{230.} ^{231.} ^{232.} ^{233.} ^{234.} ^{235.} ^{236.} ^{237.} ^{238.} ^{239.} ^{240.} ^{241.} ^{242.} ^{243.} ^{244.} ^{245.} ^{246.} ^{247.} ^{248.} ^{249.} ^{250.} ^{251.} ^{252.} ^{253.} ^{254.} ^{255.} ^{256.} ^{257.} ^{258.} ^{259.} ^{260.} ^{261.} ^{262.} ^{263.} ^{264.} ^{265.} ^{266.} ^{267.} ^{268.} ^{269.} ^{270.} ^{271.} ^{272.} ^{273.} ^{274.} ^{275.} ^{276.} ^{277.} ^{278.} ^{279.} ^{280.} ^{281.} ^{282.} ^{283.} ^{284.} ^{285.} ^{286.} ^{287.} ^{288.} ^{289.} ^{290.} ^{291.} ^{292.} ^{293.} ^{294.} ^{295.} ^{296.} ^{297.} ^{298.} ^{299.} ^{300.} ^{301.} ^{302.} ^{303.} ^{304.} ^{305.} ^{306.} ^{307.} ^{308.} ^{309.} ^{310.} ^{311.} ^{312.} ^{313.} ^{314.} ^{315.} ^{316.} ^{317.} ^{318.} ^{319.} ^{320.} ^{321.} ^{322.} ^{323.} ^{324.} ^{325.} ^{326.} ^{327.} ^{328.} ^{329.} ^{330.} ^{331.} ^{332.} ^{333.} ^{334.} ^{335.} ^{336.} ^{337.} ^{338.} ^{339.} ^{340.} ^{341.} ^{342.} ^{343.} ^{344.} ^{345.} ^{346.} ^{347.} ^{348.} ^{349.} ^{350.} ^{351.} ^{352.} ^{353.} ^{354.} ^{355.} ^{356.} ^{357.} ^{358.} ^{359.} ^{360.} ^{361.} ^{362.} ^{363.} ^{364.} ^{365.} ^{366.} ^{367.} ^{368.} ^{369.} ^{370.} ^{371.} ^{372.} ^{373.} ^{374.} ^{375.} ^{376.} ^{377.} ^{378.} ^{379.} ^{380.} ^{381.} ^{382.} ^{383.} ^{384.} ^{385.} ^{386.} ^{387.} ^{388.} ^{389.} ^{390.} ^{391.} ^{392.} ^{393.} ^{394.} ^{395.} ^{396.} ^{397.} ^{398.} ^{399.} ^{400.} ^{401.} ^{402.} ^{403.} ^{404.} ^{405.} ^{406.} ^{407.} ^{408.} ^{409.} ^{410.} ^{411.} ^{412.} ^{413.} ^{414.} ^{415.} ^{416.} ^{417.} ^{418.} ^{419.} ^{420.} ^{421.} ^{422.} ^{423.} ^{424.} ^{425.} ^{426.} ^{427.} ^{428.} ^{429.} ^{430.} ^{431.} ^{432.} ^{433.} ^{434.} ^{435.} ^{436.} ^{437.} ^{438.} ^{439.} ^{440.} ^{441.} ^{442.} ^{443.} ^{444.} ^{445.} ^{446.} ^{447.} ^{448.} ^{449.} ^{450.} ^{451.} ^{452.} ^{453.} ^{454.} ^{455.} ^{456.} ^{457.} ^{458.} ^{459.} ^{460.} ^{461.} ^{462.} ^{463.} ^{464.} ^{465.} ^{466.} ^{467.} ^{468.} ^{469.} ^{470.} ^{471.} ^{472.} ^{473.} ^{474.} ^{475.} ^{476.} ^{477.} ^{478.} ^{479.} ^{480.} ^{481.} ^{482.} ^{483.} ^{484.} ^{485.} ^{486.} ^{487.} ^{488.} ^{489.} ^{490.} ^{491.} ^{492.} ^{493.} ^{494.} ^{495.} ^{496.} ^{497.} ^{498.} ^{499.} ^{500.} ^{501.} ^{502.} ^{503.} ^{504.} ^{505.} ^{506.} ^{507.} ^{508.} ^{509.} ^{510.} ^{511.} ^{512.} ^{513.} ^{514.} ^{515.} ^{516.} ^{517.} ^{518.} ^{519.} ^{520.} ^{521.} ^{522.} ^{523.} ^{524.} ^{525.} ^{526.} ^{527.} ^{528.} ^{529.} ^{530.} ^{531.} ^{532.} ^{533.} ^{534.} ^{535.} ^{536.} ^{537.} ^{538.} ^{539.} ^{540.} ^{541.} ^{542.} ^{543.} ^{544.} ^{545.} ^{546.} ^{547.} ^{548.} ^{549.} ^{550.} ^{551.} ^{552.} ^{553.} ^{554.} ^{555.} ^{556.} ^{557.} ^{558.} ^{559.} ^{560.} ^{561.} ^{562.} ^{563.} ^{564.} ^{565.} ^{566.} ^{567.} ^{568.} ^{569.} ^{570.} ^{571.} ^{572.} ^{573.} ^{574.} ^{575.} ^{576.} ^{577.} ^{578.} ^{579.} ^{580.} ^{581.} ^{582.} ^{583.} ^{584.} ^{585.} ^{586.} ^{587.} ^{588.} ^{589.} ^{590.} ^{591.} ^{592.} ^{593.} ^{594.} ^{595.} ^{596.} ^{597.} ^{598.} ^{599.} ^{600.} ^{601.} ^{602.} ^{603.} ^{604.} ^{605.} ^{606.} ^{607.} ^{608.} ^{609.} ^{610.} ^{611.} ^{612.} ^{613.} ^{614.} ^{615.} ^{616.} ^{617.} ^{618.} ^{619.} ^{620.} ^{621.} ^{622.} ^{623.} ^{624.} ^{625.} ^{626.} ^{627.} ^{628.} ^{629.} ^{630.} ^{631.} ^{632.} ^{633.} ^{634.} ^{635.} ^{636.} ^{637.} ^{638.} ^{639.} ^{640.} ^{641.} ^{642.} ^{643.} ^{644.} ^{645.} ^{646.} ^{647.} ^{648.} ^{649.} ^{650.} ^{651.} ^{652.} ^{653.} ^{654.} ^{655.} ^{656.} ^{657.} ^{658.} ^{659.} ^{660.} ^{661.} ^{662.} ^{663.} ^{664.} ^{665.} ^{666.} ^{667.} ^{668.} ^{669.} ^{670.} ^{671.} ^{672.} ^{673.} ^{674.} ^{675.} ^{676.} ^{677.} ^{678.} ^{679.} ^{680.} ^{681.} ^{682.} ^{683.} ^{684.} ^{685.} ^{686.} ^{687.} ^{688.} ^{689.} ^{690.} ^{691.} ^{692.} ^{693.} ^{694.} ^{695.} ^{696.} ^{697.} ^{698.} ^{699.} ^{700.} ^{701.} ^{702.} ^{703.} ^{704.} ^{705.} ^{706.} ^{707.} ^{708.} ^{709.} ^{710.} ^{711.} ^{712.} ^{713.} ^{714.} ^{715.} ^{716.} ^{717.} ^{718.} ^{719.} ^{720.} ^{721.} ^{722.} ^{723.} ^{724.} ^{725.} ^{726.} ^{727.} ^{728.} ^{729.} ^{730.} ^{731.} ^{732.} ^{733.} ^{734.} ^{735.} ^{736.} ^{737.} ^{738.} ^{739.} ^{740.} ^{741.} ^{742.} ^{743.} ^{744.} ^{745.} ^{746.} ^{747.} ^{748.} ^{749.} ^{750.} ^{751.} ^{752.} ^{753.} ^{754.} ^{755.} ^{756.} ^{757.} ^{758.} ^{759.} ^{760.} ^{761.} ^{762.} ^{763.} ^{764.} ^{765.} ^{766.} ^{767.} ^{768.} ^{769.} ^{770.} ^{771.} ^{772.} ^{773.} ^{774.} ^{775.} ^{776.} ^{777.} ^{778.} ^{779.} ^{780.} ^{781.} ^{782.} ^{783.} ^{784.} ^{785.} ^{786.} ^{787.} ^{788.} ^{789.} ^{790.} ^{791.} ^{792.} ^{793.} ^{794.} ^{795.} ^{796.} ^{797.} ^{798.} ^{799.} ^{800.} ^{801.} ^{802.} ^{803.} ^{804.} ^{805.} ^{806.} ^{807.} ^{808.} ^{809.} ^{810.} ^{811.} ^{812.} ^{813.} ^{814.} ^{815.} ^{816.} ^{817.} ^{818.} ^{819.} ^{820.} ^{821.} ^{822.} ^{823.} ^{824.} ^{825.} ^{826.} ^{827.} ^{828.} ^{829.} ^{830.} ^{831.} ^{832.} ^{833.} ^{834.} ^{835.} ^{836.} ^{837.} ^{838.} ^{839.} ^{840.} ^{841.} ^{842.} ^{843.} ^{844.} ^{845.} ^{846.} ^{847.} ^{848.} ^{849.} ^{850.} ^{851.} ^{852.} ^{853.} ^{854.} ^{855.} ^{856.} ^{857.} ^{858.} ^{859.} ^{860.} ^{861.} ^{862.} ^{863.} ^{864.} ^{865.} ^{866.} ^{867.} ^{868.} ^{869.} ^{870.} ^{871.} ^{872.} ^{873.} ^{874.} ^{875.} ^{876.} ^{877.} ^{878.} ^{879.} ^{880.} ^{881.} ^{882.} ^{883.} ^{884.} ^{885.} ^{886.} ^{887.} ^{888.} ^{889.} ^{890.} ^{891.} ^{892.} ^{893.} ^{894.} ^{895.} ^{896.} ^{897.} ^{898.} ^{899.} ^{900.} ^{901.} ^{902.} ^{903.} ^{904.} ^{905.} ^{906.} ^{907.} ^{908.} ^{909.} ^{910.} ^{911.} ^{912.} ^{913.} ^{914.} ^{915.} ^{916.} ^{917.} ^{918.} ^{919.} ^{920.} ^{921.} ^{922.} ^{923.} ^{924.} ^{925.} ^{926.} ^{927.} ^{928.} ^{929.} ^{930.} ^{931.} ^{932.} ^{933.} ^{934.} ^{935.} ^{936.} ^{937.} ^{938.} ^{939.} ^{940.} ^{941.} ^{942.} ^{943.} ^{944.} ^{945.} ^{946.} ^{947.} ^{948.} ^{949.} ^{950.} ^{951.} ^{952.} ^{953.} ^{954.} ^{955.} ^{956.} ^{957.} ^{958.} ^{959.} ^{960.} ^{961.} ^{962.} ^{963.} ^{964.} ^{965.} ^{966.} ^{967.} ^{968.} ^{969.} ^{970.} ^{971.} ^{972.} ^{973.} ^{974.} ^{975.} ^{976.} ^{977.} ^{978.} ^{979.} ^{980.} ^{981.} ^{982.} ^{983.} ^{984.} ^{985.} ^{986.} ^{987.} ^{988.} ^{989.} ^{990.} ^{991.} ^{992.} ^{993.} ^{994.} ^{995.} ^{996.} ^{997.} ^{998.} ^{999.} ^{1000.}

Abb. 4: Der älteste Bibliothekskatalog von St. Gallen 884/888 [Schmuki et al. 1998, 93]. Es erscheinen Titel („De...“) von Büchern, wiewohl Kodizes damals ausschließlich mit ihrem Beginn („Incipit...“) bezeichnet wurden.

Selbst wenn wir annehmen, dass der Autogrammschreiber mit dem Urkundenschreiber identisch wäre, so findet sich doch kein einziges Beispiel, wo die Autogrammschrift mit der eines Buches in Verbindung gebracht wird. Damit stehen wir vor dem Rätsel, wo denn die Schreiber der vielen Kodex-Seiten hergekommen sein mögen, deren Produktion letztlich das zentrale Geschäft der Skriptorien gewesen war.

Der St. Galler Katalog

Für St. Gallen weist der Kodex 728 ein Verzeichnis von Büchern aus, das „zu den wichtigsten Bibliothekskatalogen des Frühmittelalters [zählt]“ [Schmuki/Ochsenbein/Dora 1998, 92]. Es wird auf 884/88 datiert und unterscheidet sich in Umfang und Gestaltung erheblich von dem bereits vorgestellten ersten Fuldaer Bücherverzeichnissen (s. Teil I). (Abb. 4)

Dieser „älteste Bibliothekskatalog“ von St. Gallen [ibid., 92] umfasst 18 Seiten in der sog. „Hartmut-Minuskel“ (Abt *Hartmut* 872-883) und enthält insgesamt 294 Einträge mit 426 Bucheinheiten. Das Manuskript fällt auf durch klare Gliederung und sorgfältige Handschrift. Die Zwischenzeilen („De libris...“) sind mit roter Tinte geschrieben; ebenfalls in Rot sind auch zahlreiche Buchstaben, etwa an Zeilenanfängen („Item“), bei „et“ oder „&“ sowie bei den (römischen) Zahlen zu sehen. Vergleicht man den Katalog mit anderen Manuskripten des 9. Jhs., die für die Mönchsgemeinde ungleich wichtiger gewesen sein mussten, wie der Benediktsregel (Kodex 914) oder dem ältesten muttersprachlichen Evangelium (Kodex 56), so besitzt es – unbeschadet späterer Nachträge, Korrekturen und Kommentare – eine Qualität, die weit über jene hinausgeht, die von einem einfachen Verzeichnis erwartet werden sollte, wie wir es etwa vom erzkarolingischen, da mit dem „Capitulare de Villis“ Karls des Großen unlösbar verbundenen Verzeichnis der Bücher von dem Staffelsee-Kloster auf der **Insel Wörth** kennen, wo die Bücher, immerhin auch ca. 20 Bände, in schlichter Sequenz aufgeführt werden.

Und dass zwischen dem Verzeichnis der Bücher des „Bildungsklosters“ **Fulda**, dem Verzeichnis der „Palastbibliothek“ Karls des Großen ([Berlin, Diez B. 66], s. Teil III) und dem St. Galler Verzeichnis grafisch und orthografisch Welten liegen, muss nicht eigens erwähnt werden.

Auch die ungarischen Erzabtei **Pannonhalma** (St. Martin), gegründet im 10. Jh. und nicht minder bedeutend als St. Gallen, besitzt ein berühmtes Bücherverzeichnis, das sich in einer auf 1093/95 datierten Urkunde findet und auf Geheiß des heiligen Königs Ladislaus erstellt wurde. Es bringt die im Kloster vorhandenen ca. 80 Kodizes in einfacher Reihenfolge ab Zeile 19 im urkundlichen Lauftext [Abb. in: Pannonhalma 1996, 18]: „VI missales, I Bibliotheca, III nocturnales, III antiphonaria, III gradalia...“

Neun Notkers in St. Gallen

Zu dem St. Galler Katalog soll auch der berühmte *Notker Balbulus* beigetragen haben, der selbst im St. Galler Kodex 14 (Ende 9. Jh.) angibt: „bibliothecae sancti Galli, cui Dei gratia multa accumulavi“.

Welcher der im Professbuch erscheinenden insgesamt 9 (neun!) Notker es gewesen sein könnte, lässt sich nicht feststellen, obwohl deren Verpflichtungen u.a. diese Namenszüge tragen (**Abb. 5**):

Das Verzeichnis enthält auch keine der Schriften Notkers, dies ganz im Gegensatz zu dem St. Galler Bücherverzeichnis von 1461, worin ein „Notkerus *noster* Balbulus“ mit 6 Einträgen und einer Vita prominent vertreten ist. *Thomas von Aquin* bringt es in diesem Verzeichnis nur auf 2 Einträge. Vom „Notkerus *noster*“ ist 1461 auch eine „vita s. Galli“ verzeichnet, die im ersten Bibliothekskatalog fehlt, was aber nicht verwundern muss, da Notker erst 912 verstorben sein soll und *seine* Vita dieses Heiligen beim Abschluss dieses ältesten St. Galler Verzeichnisses noch nicht fertig gewesen sein könnte. Warum nicht ein späterer Zusatz geschrieben wurde, zumal das erste Verzeichnis sonstige Zusätze, auch die eines „Revisors“ enthält, ist völlig rätselhaft. *Ein Buch über den Klostersvater selbst wird nicht ins bestehende Bücherverzeichnis aufgenommen?*

Äußerst ärgerlich ist allerdings, dass sich die Gallus-Vita des Notker auch in den späteren St. Galler Verzeichnissen nicht konkret findet, vor allem nicht in dem „Hagiographiekatalog“, der vom 10. bis 14. Jh. geführt wurde [Duft 1983, 26* ff.] und der auf dem St. Galler Kodex 566 basiert, der vom einem Benediktinermönch ediert wurde. Munding [1918] hatte in seinem „Heiligenverzeichnis“ leider übersehen, dass ein Heiliger, um überhaupt als solcher zu existieren, zumindest in seinem ureigensten Beritt auch als Heiliger geführt werden muss, was am simpelsten eine Vita belegt.

Was von einer „Vita S. Galli“ zu berichten ist, haben zunächst Reichener Mönche im 9. Jh. tradiert (sog. „Vita vetustissima“), was allerdings im St. Galler Bibliotheksverzeichnis auch keinen Niederschlag findet. Vom „*Hauptwerk*“ des Gelehrten Notker Balbulus, seinem „Martyrologium“ [St. Galler Kodex 456, vgl. Schmuki/Ochsenbein/Dora, 1998, 110 f.], in dem er ausführlich über Gallus, die Überführung seines Leichnams („translatio corporis sancti Galli“), die Weihe des Gallusmünsters und von Wunderheilungen berichtet sowie die älteste geographische Beschreibung des Klosters St. Gallen selbst gibt („inter duos montes“), ist im „Hagiographiekatalog“ explizit ebenfalls keine Rede.

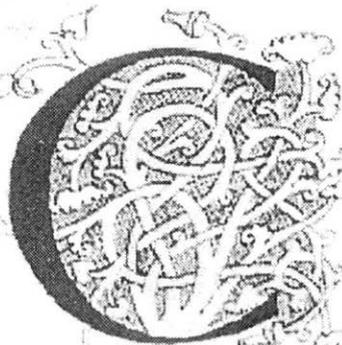
† Ego ludo † Igo nocker † Ego perecho
 † Vuatthere cū debitoribus suis † Ego Percher
 † Ego dalm
 † Ego Vuaring † Ego Ruopret
 † Ego adalgo † Ego Notker
 † Ego Vuupt † Ego rachete † Ego pinchar
 † Ego Thicbebm † Pirhala † Ego adelt † Ego
 † Ego Nocker † Ego adalbero
 † Ego nock † Ego uiolente p



omnino in xpo beda desiderant
 simo & uere beatissimo atcan
 epō pp̄lā in dno salutem. acceperis
 bor rimas beatitudinisque literas quib;
 me cōmonere dignatus es p̄mentis acu
 men inertio torpore. & ob dormire p̄mit

Abb. 5: St. Galler Professbuch, Seite 20. Auf zehn Zeilen lassen sich vier „Notkers“ zählen. Abb. 6: Beginn des Salzburger karolingischen Beda-Textes [Forstner 1962, Abb. 15]. Das „dignatus“ in Zeile 5. Der Text endet mit S. 98v.

M. TVLLII CICERONIS DE ORATORE. LIBER. PRIMVS.



COGITANTI. MIHI. SEPENVMERO. ET. MEMORIA
iuncta repetenti p̄beat fuisse quante frater illi uideri solet
qui in optima. r. p. quom & honore & rebus gestis gloria
flouerent. cū iure cursum tenere potuerint. ut uel in
negotio sine periculo. uel in otio cū chīquitate esse possent.
Ac nunc q̄s mihi quoq; uitā regēdendi. atq; anīmā ad utriusq; nostrū
preclara studia referēdi fore iustū & p̄pe ab omnib; ecessum esse arbitrarē
si infinitis forensiū rerū labor & ambitionis occupatio decursu horū etiam
etatis deflexu constiterit. Quā spem cogitationū & consilioꝝ meoꝝ cum

Der St. Galler Bücherkatalog als Verkaufshilfe

Der hochgelehrte langjährige St. Galler Stiftsbibliothekar *Johannes Duft* schreibt obendrein ausdrücklich [Ochsenbein 1999, 11]:

„Neueste Forschung erbrachte nun aber aus philologischen und historischen Überlegungen den Wahrscheinlichkeitsnachweis, dass die älteste erschließbare Gallus-Vita *schon um 680 abgefasst* worden sein dürfte, damit nicht lange nach dem gegen 650 anzunehmenden Tod des Gallus.“

Die Datierung des ältesten St. Galler Bücherverzeichnisses mit dem Titel BREUIARIU(M) LIBRORUM DE COENOBIO S(AN)C(T)I GALLI CON(FESSORIS) XPI (zuletzt vorgestellt von Duft [1983, 14* ff.]), das selbst *keine* Vita des „Heiligen“ (!) Gallus enthält, entpuppt sich damit als plumper Unfug.

Es handelt sich – nebenbei erwähnt – um eine perfekte Parallele zu den Vorgängen im Kloster **Fulda**, wo sich in dessen ältesten Bücherverzeichnissen ebenfalls keinerlei Viten oder gar Schriften des „Klostergründers“ *Bonifatius* finden (s. Teil I). Ganz abgesehen davon, dass Bonifatius den „Märtyrertod“ gefunden haben soll, während Gallus im Alter von 95 Jahren sanft an einem 16. Oktober entschlafen sein soll, was den Begriff „confessor Christi“ (= letztlich Märtyrer) ins Lächerliche zieht.

Das St. Galler Bücherverzeichnis ist tatsächlich etwas völlig anderes als bisher dargestellt: Es ist ein *Verkaufskatalog!* Solche Kataloge sind auch aus der Frühzeit der *gedruckten* Bücher überliefert [Burger 1907; Voullième E. 1919; vgl. zuletzt Neddermeyer 1997, 155, u. Hoffmann 2000].

Es ist nicht einzusehen, warum ein Kloster, das letztlich ein Wirtschaftsbetrieb gewesen ist, nicht auf die Produkte seines Skriptoriums hätte hinweisen sollen. Wie hätte ein potenzieller Leser überhaupt erfahren können, dass ein Skriptorium dieses Buch vorrätig, da bereits geschrieben hat? Da in allen klösterlichen Bibliotheken Bücher zu finden sind, die nicht aus den Skriptorien dieser Klöster selbst stammen, sondern zum Teil aus Klöstern, die Hunderte von Kilometern entfernt lagen, hätten also zur Zeit „um 800“ ununterbrochen Mönche aus allen ca. 500 Klöstern unterwegs gewesen sein müssen, um festzustellen, ob eines der anderen Klöster ein Buch hat, welches das eigene Kloster noch nicht besitzt. Da sich der eigene Bestand dadurch ununterbrochen vergrößert hätte, hätten sich alle diese „Buch-Aufspürer“ immer mehr Bücher merken müssen, die ihr eigenes Kloster noch nicht besaß. Wie hätten sie sich das anders merken können, als mit einer Bücherliste?

Die St. Galler Forschung will uns offenbar weismachen, dass nach Vorliegen des „ältesten Bibliothekskatalogs“ einer oder mehrere St. Galler Mönche ständig auf der Suche waren, ob es nicht irgendwo einen Band gibt, den ihr

Kloster außer seinen 426 „Einheiten“ noch nicht verzeichnet hatte. Eine solche Rundreise hätte jeweils mindestens zwei Jahre dauern müssen. Gleiches gilt für alle anderen Klöster auch. Dass eine solche „Buchverbreitungstheorie“ grober Unsinn ist, liegt auf der Hand.

Neddermeyer hat eine reiche Handschriften-, d. h. Buchproduktion erst ab ca. 1100 nachgewiesen, die zur Massenverbreitung des Buches mit den unschwer erklärbaren Trendunterbrechungen geführt hat. Dass ab 1100 in der „karolingischen Minuskel“ geschrieben wurde, die später zur sog. „Humanistenschrift“ mutierte, ist unstrittig. Die berühmte „karolingische“ Minuskel ist nicht etwa als für alle Buchproduktion und allgemein geltend (absolut) eingeführt worden und hat sich dann nur noch in abnehmender Quantität (relativ) gehalten, um von den Humanisten „wiederentdeckt“ zu werden, sondern sie ist jene Schrift, die durchgehend als „Antiqua“ bezeichnet wird und genutzt wurde – und dies seit der Antike (s. Teil III).

Bezogen auf die Schrift, in der geschrieben und gelesen wurde, können also ebenfalls die 300 Phantomjahre Illigs unschwer verschwinden, nur dass bei der Buchproduktion nicht die Jahre 600 bis 900 verschwinden, sondern die Jahre 800 bis 1100.

Der St. Galler Katalog war nie ein „Besitzerverzeichnis“!

Weitere wichtige Einwände gegen den St. Galler Katalog als „Bestandsverzeichnis“ der eigenen Bücher müssen bedacht sein:

- In mittelalterlichen Bücherkatalogen, die „Besitzerinventare“ waren, wurde nicht etwa ein „Titel“ angegeben, weil es einen solchen überhaupt nicht gab. Alles, was man hätte aufnehmen können, wäre das „Incipit“ (= Es beginnt...) gewesen, was aber eine Identifizierung des konkret physisch vorhandenen Buches niemals sicher gestellt hätte.

- Die Bücher waren viel zu wertvoll als dass sie unter Angaben wie „Augustini contra faustum manicheum“ oder „Exameron s(an)c(t)i ambrosii“ [s. St. Gallen, Abb. S. 93, Zeilen 3 und 9] aufgenommen worden wären. Der älteste bekannte Preis für ein Buch ist um 1250 tradiert [Neddermeyer 1997, 833]. 415 Blatt Averroes, *Commenta in Aristotelis Opera*, geschrieben 1243, kosteten 30 fl., was umgerechnet, den 1252 in Genua und Florenz eingeführten Goldgulden zu 3,537 g Feingold zu Grunde legend, 106 Gramm Gold und damit einem heutigen Preis von über 1.000 Euro entspricht. 1360 kosten 273 Bll. Robertus Holcoth, *Expositio in librum Sapientiae*, geschrieben 1353, 20 fl. = ca. 700 Euro, usw.

- Tatsächlich war im „Mittelalter“ ein ganz anderes *System der Identifizierung* der betreffenden Bände entwickelt worden. Dabei wurde bei jedem

Band das Wort angegeben, mit dem das zweite Blatt oder manchmal auch die zweiten Spalte des ersten Blatts begann und das Wort, mit dem das vorletzte Blatt schließt. Diese Entdeckung machte der spätere Kardinal *Franz Ehrle* schon 1916, als er die päpstliche Bibliothek von Avignon zu rekonstruieren versuchte [Maier 1952, 1 u. 14].

- Mit Hilfe ihres „Besitzerinventars“, das nach „De libris...“ sortiert ist, hätten die St. Galler Äbte oder ihre Bibliothekare im 9. Jh. niemals feststellen können, ob das ganz konkrete Exemplar eines Kodex sich physisch noch in ihren Beständen befindet oder nicht etwa ein anderer Kodex, der sich durch schnelles Abschreiben hätte fertigen lassen, zumal viele Bücher nur wenige Seiten umfassten und man den Sammelbänden nicht ansehen kann, was in ihnen überhaupt „gesammelt“ gewesen war.

- On top kommt die völlig willkürliche Interpretation des St. Galler Katalogs. Vermerke, die mit einem „ad“ beginnen („ad scholam“, „ad sacrarium“, „ad Rorbach“) werden „als ausgeliehen“ interpretiert [Duft 1982, 15*]. Wo steht, dass ein „ad“ ein „an jemand ausgeliehen“ bedeuten muss? Warum sollte das „ad“ kein Verkaufsvermerk sein, mit Hinweis darauf, an („ad“) wen der Band verkauft wurde? Bei einem Homilienband wird ein Zusatz „datum est domno Karolo regi“ angeführt, der auch gleich automatisch als „Karl III.“ firmiert. Dies ist freilich ein böser Schnitzer. Denn *Karl III.* war zur Zeit der Abfassung des Katalogs (884/88, s. o.), bereits Kaiser (seit 881, vgl. die zuletzt bei Heinsohn [2001, 649] wieder gegebene „typische Darstellung der karolingischen Abstammungsreihe“ nach Löwe) und der Eintrag hätte „datum est domno Karolo *imperator*“ lauten müssen. Die St. Galler Mönche werden mit Bestimmtheit um den Unterschied zwischen „rex“ und „imperator“ gewusst haben.

Salzburger Rätsel-Datierungen

Derlei Probleme haben die Paläographen immer wieder. Der legendäre, aus Freising stammende Kirchenmann *Arn* (Arno) wird 783 Abt im flandrischen Saint-Amand, dann 784/85 Bischof von Salzburg und Abt von St. Peter ebendort. Er ist zugleich so sehr mit Karl dem Großen befreundet, dass Papst *Leo III.*, der seit 795 regiert, ihn auf Karls „Wunsch“ hin [St. Peter 418] 798 zum Erzbischof und Metropolit der bayerischen Kirchenprovinz erhebt. Arn stirbt 821.

Wer die Schriftdenkmäler dieser Jahre besichtigt, stellt nur Merkwürdiges fest. Zunächst soll Arn laut Eintragung in einem Totenbuch des 12. Jhs. reichlich Schriftaufträge vergeben haben: „plus quam 150 volumina iussit hic conscribi...“ [zit. Bischoff 1980, 61]. Was ist von solchen Mitteilungen zu halten?

Anfänglich lässt Arn auch eine eigene, äußerst *schlichte und strenge Schriftform* entwickeln, wobei sogar in schmalen Kolumnen geschrieben wird (sog. „Arn-Stil“ [Bischoff 1980, 61 ff.]), der für Saint-Amand und Salzburg nachgewiesen wird, in Salzburg allerdings rätselhafterweise neben einem dortigen Lokal-Stil existiert und dann 821 fast schlagartig von der „neuen Kalligraphie“ des neuen dortigen Erzbischofs *Adalram* abgelöst wird. Dass sich Arn mit seinem eigenen Schriftstil eindeutig den Vereinheitlichungsbemühungen Karls des Großen widersetzt, die 781 begonnen haben sollen und von Karl und *Alkuin* nach Kräften gefördert wurden [Illig 1998, 56], stimmt nachdenklich. Warum fördert Karl einen Kleriker, der sich einem seiner *wichtigsten* Anliegen so nachhaltig und zeitgleich widersetzt? Der „Arn-Stil“ kann Karl, der selbst vorzüglich zu lesen wusste (s. Teil III), unmöglich verborgen geblieben sein, zumal zwischen Saint-Amand und Aachen nur wenige Kilometer liegen.

Die Anzahl der Arn als von ihm in Auftrag gegeben zugerechneten ca. 150 Bände („volumina“) passt nun in keiner Weise mit der Zahl der Schreiber zusammen, weder in Saint-Amand noch in Salzburg. Vom ersten Skriptorium, aus dem mehrere Kodizes, zweifelsfrei im Auftrag Arns geschrieben, nach Salzburg gekommen sind, weiß Bischoff [1980, 69 f.] zu berichten, „dass an **10 oder mehr** Schreiber das gleiche Pensum, z.B. zwei Quaternionen, ausgeteilt wurden“, sowie, dass sich im „älteren Codex der Alkuin-Briefe [...] an die **30 Hände** scheiden lassen“ und dass sogar ganze „*Mannschaften*“ [! PCM] beim Schreiben zugange waren.

Für das Salzburger Skriptorium, dem der Status einer „organisierten Schreibschule“ mit „großer Leistungsfähigkeit“ bescheinigt wird [Forstner 1962, 18, 21] gilt Ähnliches. Für die Zeit Arns sind mindestens 25 heimische Hände nachweisbar. Nimmt man das Potenzial der für Arn insgesamt tätigen Schreiber mit nur 30 an, dann entfallen auf jeden von ihnen gerade mal 5 Bände, die der einzelne Schreiber im Durchschnitt seiner möglicherweise vier oder fünf Jahrzehnte dauernden Beschäftigung im Skriptorium gefertigt hat. Dass dies weder mit der „leistungsfähigen Organisation“ von Skriptorien noch mit der unschwer nachvollziehbaren Schnelligkeit des Schreibens, die oft, offenbar unter Zeitdruck, in Flüchtigkeit, Schlamperei und zahlreiche Schreibfehler ausartet, in Übereinstimmung zu bringen ist, liegt auf der Hand.

Will heißen: Entweder die Kapazität der Skriptorien wurde nicht mal annähernd ausgeschöpft; ein Schreiber saß tage-, wenn nicht gar wochenlang an einer *einzig* Seite (der „Arn-Stil“ gilt allerdings als notorisch schmucklos), oder die Kapazität wurde ausgeschöpft. Dann müssen sich weit mehr als 1.000 Kodizes allein aus dem Arn'schen Bereich spurlos verflüchtigt haben. Dieses spezielle Karolinger-Rätsel, das sich letztlich auf alle Klöster und ihre

Skriptorien übertragen lässt, wird noch von einem Datierungsrätsel überlagert.

Salzburg wurde 798 zum *Erzbistum* erhoben, doch der erste Erzbischof Arn wird ausgerechnet in seinem Todesjahr 821 in den Salzburger Annalen ausdrücklich als „Episcopus“ bezeichnet statt „Archiepiscopus“ [Bresslau 1923, 40]. Gerade aber die Tatsache, dass Arn in der Salzburger Hs. a IX 16 mit dem Vermerk erscheint „EPISCOPUS ARNUS CONSTITUIT LIBRUM ISTUM IN SUIS TEMPORIBUS“ dient den Paläographen zur exakten Datierung dieser Handschrift (es handelt sich um die Bücher Salomos). Sie wird wegen Salzburg vor 798 gesetzt, da es „völlig undenkbar [ist], dass man Arno unmittelbar nach der Verleihung des Palliums als Bischof bezeichnet hätte“ [Forstner 1962, 20].

So haben wir also einen Mann, der als Bischof einen Kodex in Auftrag gibt, kurz danach Erzbischof wird, und 23 Jahre später wieder als Bischof sterben muss.

Der Flop der „schottischen“ Bücher in St. Gallen

Aber kehren wir nach St. Gallen zurück. Warum im dortigen „ältesten Bücherverzeichnis“, das in Wirklichkeit eine Verkaufsofferte war, das darin als Randbemerkung vorkommende „habet“ mit „hat ausgeliehen“ übersetzt wird und nicht als „besitzt es“, eben nachdem der Betreffende es gekauft hatte, wäre nur zu erklären, wenn man den Katalog als Besitzerverzeichnis eines Bestandes interpretiert, der nebenbei auch als *Leihbücherei* fungierte. Das ist schon deshalb absurd, weil das prall besetzte Skriptorium (siehe oben) nur darauf wartete, Aufträge zu erhalten.

Ein Homilienband wird unter „habet domna Rickart“ verzeichnet, und ein Prophetenband als „habet Rickart“, wobei die „domna“ als Karls (III.) Gemahlin *Richardis* firmiert, also immerhin als Herrschersgattin. Warum die Hohe Frau sich nicht den Erwerb dieser beiden Bände, die ein Skriptorium innerhalb einer Woche unschwer abgeschrieben hätte, leisten konnte, sondern ausgeliehen hätte, bleibt um so unerfindlicher, als gerade doch die karolingischen „Herrscher“ sowohl über Sach- als auch Münzvermögen in solchem Überfluss verfügten, dass sie sich gar nicht schnell genug ihrer Immobilien via Schenkungen und ihrer Münzen über politische Aktivitäten größten Stils zu entledigen wussten.

Das im St. Galler Katalog häufiger am Rand erscheinende „R“ wird als ein „R(equire)“ gedeutet und mit „fehlend“ bezeichnet. Da das „R“ bei 19 von 294 Einträgen erscheint, war also jedes fünfzehnte Buch bei der „Revision“ nicht mehr auffindbar. Ein solcher Schwund ist für eine Klosterbibliothek, die kein allgemein zugänglicher Buchladen war, nachgerade *lächerlich*.

Das „R“ kann genau so gut „R(erservatum)“ bedeuten oder ein „R(elatum)“ (Zurückgabe nach Ansicht) oder ein „R(eceptum)“, also ein Wiedererhalt oder ein Kaufhinweis sein, der mit dem Anfangsbuchstaben des Namens des für den Kauf zuständigen Mönches gezeichnet sein kann.

Außerdem wird in dem Katalog ein Band als Besitz eines *Wolfker* bezeichnet („Vvolfkeri est“), und von einem weiteren Band behauptet ein *Ruodinus*, dass er sein Eigentum sei („Ruodinum vidi habere, qui dixit suum esse“). Beides ist wiederum völlig unerklärlich, wenn es sich bei dem Katalog um ein klosterinternes Dokument gehandelt haben soll. Wolfker und Ruodinus können keine Mönche gewesen sein, da Mönche über kein privates Eigentum verfügen. Über Bücher schon gar nicht, da diese nach der Benediktusregel in der Bibliothek stehen mussten. Nimmt man das St. Galler „Bücherverzeichnis“ dagegen als Verkaufskatalog, der einem bestimmten Interessentenkreis zugänglich war, klären sich solche Glossen schnell auf. Wolfker hatte schon erworben, und Ruodinus entdeckt nach Einsicht der Bestände einen Band, der ihm gehört und nicht dem Kloster.

Offenbar war dem ins 12. oder 13. Jh. (wenn nicht noch später) zu datierenden St. Galler Verkaufskatalog nicht der erhoffte Erfolg beschieden. Die in ihm ebenfalls enthaltenen Bände „Libri scottice scripti“ müssen vollständig gefloppt sein, vermutlich weil die angelsächsische Schrift beim kaufenden Publikum nicht (oder nicht mehr) ankam. Deshalb heißt es dann auch [Schmuki/Ochsenbein/Dora 1998, 92]: „Die meisten irischen Codices wurden später (leider) *beseitigt* und zu Makulaturpergament *zerschnitten*.“

Dass ein solches Vorgehen weder etwas mit einem Pietätsgefühl dem irischen Gründer Gallus noch mit einer Ehrfurcht kanonischen Texten (u.a. zwei Bücher des Alten und sieben des Neuen Testaments!) gegenüber zu tun hat, muss nicht hervorgehoben werden.

Der Markt für Handschriften – und dies war zweifelsfrei der Markt des Frühhumanismus, wie Neddermeyer nachweisen konnte! – verlangte nicht nach christlichen Texten, sondern nach antiken und spätantiken Klassikern, deren Anzahl im ersten Katalog als „auffallend klein“ beschrieben wird, „wiewohl die Klosterschule in jenem 9. Jahrhundert ihre höchste Blüte erlebte“ [Duft 1983, 17* f.]. Dem halfen die St. Galler rasch ab, indem sie eine Unmenge von Klassikern aus dem Nichts herbeizauberten und in Katalogen vorstellten.

In der „vierten Liste“ St. Gallens finden wir schon Boethius, Fulgentius, Vegetius, Vergil und eine „Cosmographia [sic!] Iulii Caesaris“. Schließlich wird von Duft [24* f.] ein Brief „des bücherkundigen Notker des Deutschen“ um 1015 an den Bischof von Sitten zitiert, der von der Klosterbibliothek

geradezu eine Explosion antiker Schriftsteller zu künden weiß. Insgesamt sind inzwischen 70 (siebzig!) Autoren *aus dem Nichts aufgetaucht* und:

„Dieselbe Anzahl lässt sich aus der gleichzeitigen Reichenau nachweisen, wobei die Namen sogar 55mal übereinstimmen. Darin scheint sich also der gute Durchschnitt des Bibliotheksbestandes in den Reichsklöstern zu offenbaren.“

Zu den bekannteren Klassikern der säkularen Literatur zählen u.a. Cicero, Julius Caesar (erneut mit einer „Cosmographia“!), Cato, Flavius Josephus, Horaz, Lactanz, Lukan, Martial, Ovid, Sallust, Seneca, Terenz, Vergil und Vitruv.

Woher die Klöster Reichenau und St. Gallen, zu denen aufgrund ihrer Bestandsqualität und Bestandsquantität auch Murbach und Lorsch gezählt werden, deren Bestände sogar schon im 9. Jh. mit antiken Autoren vollgestopft gewesen sein sollen, die Vorlagen für die Massen lateinischer Texte genommen haben, bleibt allerdings wohl auf immer ein unlösbares Geheimnis. Die als „Überwinterungsorte“ angeführten Klöster „Vivarium“ des Cassiodor, Monte Cassino oder das nördlichere Bobbio können es nicht gewesen sein (s. Teil III).

In dem Verzeichnis von Handschriften, die mit Angabe ihres Preises zwischen ca. 1250 und ca. 1570 überhaupt bekannt sind, finden wir 84 Exemplare. Darunter sind genau *drei* antike Klassiker: Seneca, Tragödien (1403), Terenz, Komödien (1438) und Horaz, Satiren (um 1442), also 3,6 % [Neddermeyer 1997, 833-836]. Von 70 Autoren, die 1070 in St. Gallen lagerten, sind in 320 Jahren ganze 3 in je *einem* Exemplar also zu einem bekannten Preis umgesetzt worden? Die Florentiner Bibliomanen wie *Niccoli* und die *Medici*, die schon ausführlich in Teil II behandelt wurden, können wir dabei per se weglassen.

Was will uns die Historiographie auftischen: Eine Tragödie, eine Komödie oder eine Satire?

Hippokrates schreibt an Mäcenas!

Der uns schon geläufige große Paläograph *Bernhard Bischoff* hat die südost-deutschen Bibliotheken der Karolingerzeit in zwei großen Bänden veröffentlicht [Bischoff 1940, 1980]. Darin erscheinen antike Autoren außer in minimalen Fragmenten (siehe gleich) bestenfalls als *Scherzeinträge*, wie ein Text „Hippocrates ad Maecenatem“ (in einer Unziale des 7. Jhs.! [1940, 256]). Zwischen beiden Herren liegen bekanntlich drei Jahrhunderte! Oder es erscheinen Autorennamen wie „Smaragdus“, die sich irgendwann einstellen mussten, nachdem die Erfindungsgabe in diesem Punkte offenbar nachgelassen hatte

(„Tertullian“, „Quintilian“, „Silius Italicus“ usw.; zu den Namen dieser angeblich „antiken“ Schriftsteller erscheint demnächst ein Beitrag in ZS).

Aus Untersuchungen auf Bischoffs Spuren im Salzburgerischen entstand eine interessante Teilrekonstruktion der Bibliothek des schon erwähnten „ältesten Klosters im deutschen Sprachraum“, nämlich von St. Peter. Der Bestand der Manuskripte ist zu Ende des 12. Jhs. aufgezeichnet worden unter dem Titel „Hic est numerus librorum, qui continentur in bibliotaeca Salzpur-gensis ecclesie ad Sanctum Petrum“ [Becker 1885, 233-238].

Aus diesem „Becker-Verzeichnis“ hat der Paläograph *Karl Forstner* die im 8./9. Jh. „vorhandenen“ Manuskripte rekonstruiert; er kommt dabei auf 26 Handschriften und 20 Fragmente aus dem 8. und 9. Jh. [Forstner 1962, 10 f.]. Darunter findet sich allerdings nur *drei* antike Klassiker-Fragmente [Nr. 10, 11, 12] unter den Einträgen „Tres Virgiliani“ und „Duo medicinales lib.“, ansonsten – außer einem Schnipsel „Leges Langobardum“ [Fragment 20] – nur die üblichen kirchlichen oder kanonischen Texte, wozu schließlich auch der inzwischen offenbar etablierte „Smaragdus“ mit seinen „Collectiones“ zählt.

Warum jene in Lorsch, Murbach, Reichenau und St. Gallen en masse vorhandenen lateinischen Klassiker nicht bis Salzburg vorstoßen konnten, wo ein höchst „leistungsfähiges“ Skriptorium Aufträge herbeisehnte, bleibt ebenfalls *unbeantwortbar*.

Eine „karolingische Handschrift“ 500 Jahre später?

Aber vielleicht hilft bei der Klärung des von den Paläographen so sorgsam kaschierten Sachverhaltes, dass sie ihren Stoff nicht in den Griff bekommen haben, die Behandlung eines *Beda*-Textes weiter (s. Abb. 6).

Bei der Beschreibung von Bedas „Expositio in actus apostolorum“ [Salzburger Signatur a V 38] kommt nämlich Erstaunliches zu Tage: Die ganze Handschrift besteht auf der Rückseite von Blatt 1 in 5 Zeilen aus einer Schrift, die ins 12. Jh. datiert wird. Im übrigen ist der Text, der von 1r bis 79v sich erstreckt, als „karolingisch“, also ins 8./9. Jh. datiert, „von einer *zarten* Salzburger Hand geschrieben“ [Forstner 1962, 30].

Doch nun kommt's: „Ab 80r [! PCM] bis Ende folgt eine Schrift des 14. Jh.“!

Wie ist es möglich, dass ein Text, der auf „nach 850“, also noch eindeutig als „karolingisch“ datiert und bezeichnet wird, 500 Jahre später erst zu Ende gebracht wurde, wobei sich zwischen der „zarten Salzburger Hand“ der Karolingerzeit und einer klassischen Humanisten-Schrift, wie der des ciceronischen „Orator“ [Laurenziana, Plut. 50.31] im Ernst *kein* Unterschied feststellen lässt (man vergleiche in Abb. 7 nur das „dignatus“ und das „dignitare“ – jeweils unterstrichen).

Ähnlich ist es bei den Manuskripten a IX 16 (s. o., mit der „sicheren“ Datierung vor 798), wo mittendrin ein Blatt einer Hand des 11. Jhs. erscheint, oder in a IX 27, wo 1–226 in einer kleinen „karolingischen“ Minuskel, dann 227–230 in einer kräftigeren Schrift der *karolingischen* Zeit weiter gemacht wird, um dann wiederum eine Seite später in einer Hand des 12. Jhs. auszulaufen.

Dies führt uns auch auf dem Weg über die „karolingischen“ Skriptorien zu der misslichen Erkenntnis, zu der uns alles in diesem mehrteiligen Beitrag gebracht hat: Schrift- und/oder Buchproduktionen und/oder Lektüren in einer „Karolingerzeit“ sind *völlig frei erfundene Märchen*. Die karolingische „Minuskel“ ist nichts anderes als die Antiqua der Humanisten und sämtliche „karolingischen“ Schreib- und Lesestücke sind *Jahrhunderte später* entstanden, als sie bis heute verbissen datiert werden.

Literatur, soweit nicht schon in Teil I – III angeführt

- Becker, G. (1885), *Catalogi bibliothecarum antiqui*; Bonn
- Bischoff, B. (1940), *Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit, Teil I: Die bayrischen Diözesen*; Leipzig
- 1980), *Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit, Teil II: Die vorwiegend österreichischen Diözesen*; Wiesbaden
- Blumenberg, H. (1998), „Mihi ipsi scripsi“, in: *Lebensthemen*. Aus dem Nachlaß; Stuttgart
- Bresslau, H. (1923), *Die ältere Salzburger Annalistik*; Berlin
- Burger K., (Hg., 1907), *Buchhändleranzeigen des 15. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung*; Leipzig
- Duè, A. / Laboa, J.-M. (1997), *Der große historische Bildatlas des Christentums*; Stuttgart
- Duft J. (1983), „Die Handschriften-Katalogisierung in der Stiftsbibliothek St. Gallen vom 9. bis zum 19. Jahrhundert“, in: *Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen (...)*; St. Gallen
- Forstner, K. (1962), *Die karolingischen Handschriften und Fragmente in den Salzburger Bibliotheken (Ende des 8. Jh. bis Ende des 9. Jh.)*; Salzburg
- Füssel, St. (2000), „Gutenberg-Forschung. Neunzehnhundert – Zweitausend“, in: *Gutenberg-Jahrbuch 2000*, 9 – 26; Mainz
- Ganz, D. / Goffart, W. (1990), Charters Earlier than 800 from French Collections, in: *Speculum* 65, 906 – 932
- Geith, K.-E. (1977), *Carolus Magnus. Studien zur Darstellung Karls des Großen in der deutschen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts*; Bern · München
- Gerchow, J. (Hg.), *Das Jahrtausend der Mönche. Kloster Werden 799-1803, Ruhrlandmuseum Essen*; Köln
- Heinsohn, G. (2001), „Karl der Einfältige (898/911-923)“, in: *ZS* 13/4, 631-661

- Hoffmann, L. (2000): „Buchmarkt und Bücherpreise im Frühdruckzeitalter“, in: *Gutenberg-Jahrbuch 2000*, 73-81; Mainz
- Kölzer, Th. (2001): *Die Urkunden der Merowinger (Monumenta Germaniae Historica)*, 2 Teile; Hannover
- Krieg, P.M. (1931), *Das Professbuch der Abtei St. Gallen. St. Gallen / Stifts-Archiv Cod. Class. I. Cist. C.3.B.56*; Augsburg
- Maier, A. (1952), *Der letzte Katalog der Päpstlichen Bibliothek von Avignon (1594)*; Rom
- Munding, E. (1918), *Das Verzeichnis der St. Galler Heiligenleben und ihrer Handschriften in Codex Sangall. No 566 (...)*; Beuron · Leipzig
- Neddermeyer, U. (1997), *Von der Handschrift zum gedruckten Buch*. 2 Bde; Wiesbaden
- Ochsenbein, P. (Hrsg., 1999), *Das Kloster St. Gallen im Mittelalter. Die kulturelle Blüte vom 8. bis zum 12. Jahrhundert*; Darmstadt
- Pannonhalma (1996) = *Die Erzabtei Pannonhalma*. Ein illustrierter Führer; Pannonhalma
- Steidle, B. (¹³1983), *Die Regel des Hl. Benedikt. Eingeleitet und übersetzt*; Beuron
- St. Peter in Salzburg* (²1982), *Das älteste Kloster im deutschen Sprachraum. St. Peter in Salzburg*. 3. Landesausstellung. 15. Mai – 26. Oktober 1982. Schätze europäischer Kunst und Kultur (Katalogredaktion Heinz Dopsch und Roswitha Juffinger); Salzburg
- Voullième E. (1919), „Nachträge zu den Buchhändleranzeigen des XV. Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen, hrsg. v. K. Burger“; in: *Wiegendrucke und Handschriften, Festschrift Konrad Haebler*, 18-44; Leipzig

Die ersten drei Teile dieses Aufsatzes sind in den *Zeitensprünge*-Ausgaben 3/2000, 449-475, 4/2000, 639-661 und 2/2001, 173-199 erschienen.

Dr. Paul C. Martin, CH-8204 Wallisellen, Säntisstr 42

Karl als Kartograph ?

Gunnar Heinsohn

I. Die rätselhafte frühmittelalterliche Kartenlücke

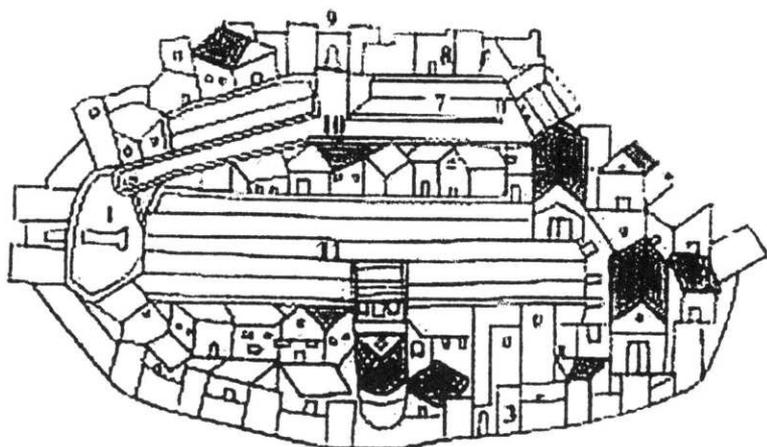
Kartographisch ist das frühe Mittelalter ungemein und zugleich unbegreiflich fundarm. Zwischen der einigermaßen sicher datierten Mosaikkarte von Madaba um 565 (**Abb. 1**) und den ersten handgezeichneten Karten des T-O-Typus aus dem 10. Jh. ([etwa Lindgren 1985, 216 u. Bild] **Abb. 2**) tut sich verblüffend wenig:

„Der frühere Teil der mittelalterlichen Epoche – mit dem sogenannten dunklen Zeitalter von ca. 450 bis 1000 AD – gilt heute nicht mehr als ganz so dunkel wie früher, aber nur sehr wenig abendländische Kartographie hat dieses halbe Jahrtausend überdauert. Eine Karte – ungefähr aus dem Jahre 590 AD [heute eher bei 565 gesehen; G.H.] – allerdings gibt es im Madaba Mosaik, das seinen Namen von der jordanischen Stadt entlehnt hat, in der es im Jahre 1889 gefunden wurde“ [Thrower 1996, 39]

Eine weitere Karte aus dem 6. Jh. wird *Kosmas Indikopleustes* (dem Indienfahrer) zugeschrieben (**Abb. 3**). Dieser Grieche aus Ägypten habe gegen 535 eine *Topographia Christiana* auf griechisch verfasst, in der sich eine Mittelmeerkarte befinde. Das Manuskript gilt zu 100 Prozent als verloren. Kopien befinden sich in Florenz und im Vatikan. Letztere wird vage in das 9. Jh. datiert. Erst 1707 jedoch kommt es zu einer vollständigen Veröffentlichung, in der die Karte dann griechisch und lateinisch beschriftet ist, also die Kopie einer Kopie darstellt.

In das späte 8. Jh. († 798) wird der spanische Mönch *Beatus von Liebana* datiert. Ihm wird eine Weltkarte als Illustration zu seinem Johannesapokalypse-Kommentar zugeschrieben, der gegen 776 erschienen sein soll. Leider sei dieser Text ohne jeden Rest verloren gegangen. Allerdings sind vierzehn Kopien dieser Karte bekannt, die aber – darüber gibt es keinen Streit – durchweg zwischen 970 und 1220 gefertigt worden sind. Auch von den unterstellten intermediären Kopien aus dem 8. bis 10. Jh. ist niemals auch nur ein Schnipselchen gefunden worden, so dass die Zurückweisung eines für das Jahr 776 bloß postulierten Originalmanuskriptes von niemandem abgewehrt werden kann.

Es gibt weitere Autoren, deren Manuskripte in das dunkle Zeitalter datiert werden und Karten enthalten haben sollen. Alles, was man von diesen jedoch



tenentur Europa Africa et Iudaea
 uero dimetium sola affia
 Sed deo ille duas partes facit
 Quia in utroque ab occiduo
 increditur mare riuu
 quod in huius aquarum
 Eras a mare magni in
 nobis facit. Iocunditate terre
 mensura geometrici.
 Centum octoginta milium
 Stadiorum aestima



Abb. 1: Teil des Madaba-Mosaiks (ca. 54 x 93 cm) mit dem Stadtplan Jerusalems [aus web henry-davis.com/MAPS/Ancient].

1) Damaskustorplatz mit großer Säule in der Mitte 2) Grabeskirche (auf dem Kopf stehend dargestellt) 3) Zitadelle mit westlichem Haupttor (heute: Jaffator) 4) Zionsberg 7) Tempelberg 11) Cardo Maximus.

Abb. 2: Frühe handgezeichnete Karte vom T-O-Typus, die erst ab dem 10. Jh. zahlreich werden. Aus einer Kopie der *Etymologia* des Isidor von Sevilla (599-633). Bayerische Staatsbibliothek [Lindgren 1985, Abb. 6]

faktisch hat, stammt frühestens aus Manuskripten des 10. Jhs. Typisch ist dafür die Einordnung von Handschriften des *Beda*-Autors, der gerne bei 700 (672-735) gesehen wird, obwohl seine chronologische Arbeitsweise erst nach 1070 bei *Marianus Scottus* wirklich greifbar wird [Illig 1999, 123]. Vom Beda-Werk seien nicht nur sämtliche Originale verschwunden, sondern auch die zahlreich vermuteten Abschriften aus dem 7. bis 10. Jh. hätten keinerlei Spur hinterlassen. Hier wird also für die dunkle Zeit die schlichte Nichtexistenz von Karten allenthalben eingestanden.

Schließlich gibt es den Versuch, Kopien von Originalmanuskripten mit Landkarten aus der Zeit *vor* dem dunklen Zeitalter *in* eben dieses zu versetzen. Typische Beispiele für ein solches Vorgehen liefern Werke des *Orosius* (frühes 5. Jh.), *Macrobius* (um 400), *Julius Honorius* (4. Jh.) und – vor allem – des *Isidor von Sevilla*, den die herrschende Lehre zwischen 560 und 636 datiert und dessen Werke *Etymologia* sowie *De rerum natura* mit Karten versehen waren. Niemand behauptet also, dass diese Karten in der Zeit des 7. bis 10. Jhs. gemacht worden seien. Insgesamt geht es um sieben Manuskriptkarten, die man in die fraglichen Jahrhunderte datieren möchte:

- 1) 8. Jh. Isidor von Sevilla, Schema-Karten (Original 6./7. Jh.)
- 2) 775 Große Vatikanische Isidor-Karte (Original 6./7. Jh.)
- 3) 8./9. Jh. St. Galler Palimpsest (in sich vage und gebunden an St. Gallen-Datierung)
- 4) 8./9. Jh. Albi-Karte zu Honorius/Orosius-Texten (Originale der Texte 4./5. Jh.; dazu unten mehr)
- 5) vor 805 Macrobius-Karten (Kommentar „Somnium Scipionis“) (Original des Macrobius um 400)
- 6) 9. Jh. Lucan-Karten (zu „Pharsalia“) (Lucan-Original aus dem 1. Jh.)
- 7) 9. Jh. Kosmas Indikopleustes, Vatikanische Handschrift (Original von 535)

Die Kriterien für die Zuteilungen dieser Kopieanfertigungen in die dunkle Zeit bleiben in der Mehrzahl ungeklärt. Position (3) ist mit der Dehnung über zwei Jahrhunderte schon an sich unbrauchbar vage datiert und selbstredend an das höchst strittige St. Gallendatum geknüpft.

Direkt innerhalb des dunklen Zeitalters soll allein die Karte (4) entstanden sein. Sie wird in der Stadtbücherei des südfranzösischen Albi als Teil des Manuskripts *Miscellanea scilicet Dictionarium Glossae in Evangelia* aufbewahrt (Abb. 4). Es enthält die Kosmographien von Julius Honorius und Oro-

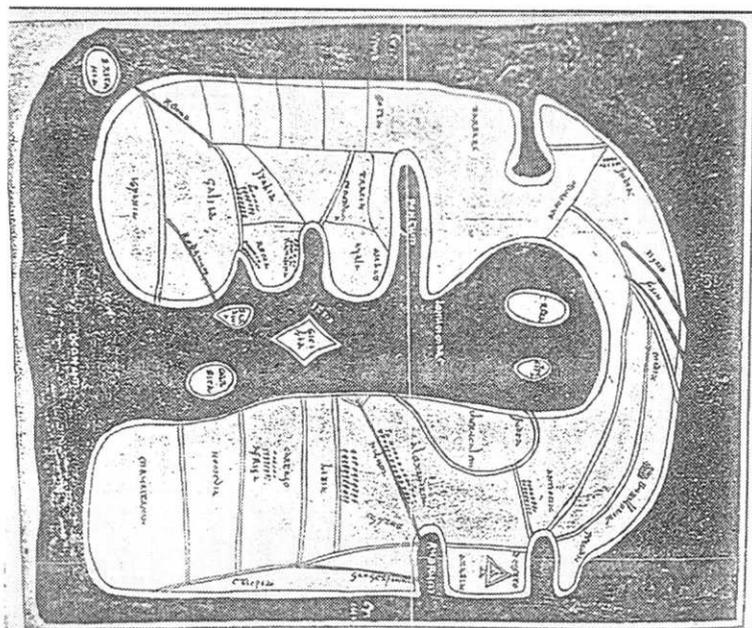
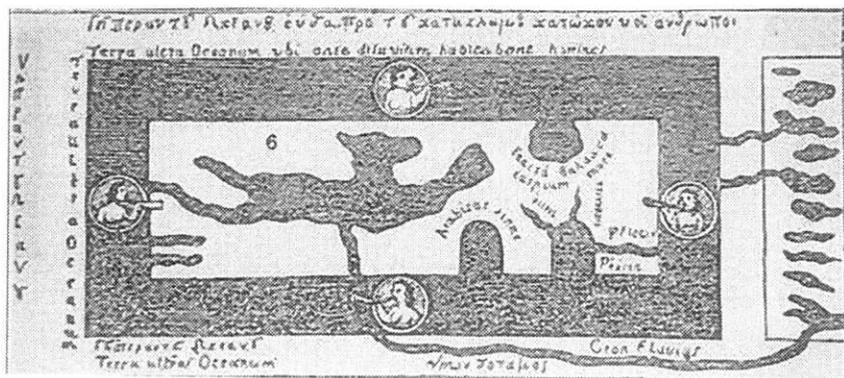


Abb. 3: Illustration mit Mittelmeerkarte aus einer Kopie der *Topographia Christiana* des Kosmas Indikopleustes (Indienfahrer), deren Original auf 535 datiert wird [net: gate.henry-davis.com/MAPS].

Abb. 4: So genannte Weltkarte von Albi, die in die Zeit von Childerich III. (743–751) platziert wird, der als letzter Merowingerkönig geführt wird [Bibliothèque municipale, Albi]. Die Karte wird aber auch – und dann noch mit Fragezeichen – in das 9. Jh. verbracht (hier geostet statt genordet).

sus, deren Manuskripte aus dem 4. und 5. Jh. unstrittig vor der dunklen Zeit liegen. Die Manuskript-Kopie aus Albi nebst der – so die Vermutung – eigens für diese Kopie erstmals angefertigten Karte hingegen wird für spätmérowingisch gehalten und in die Zeit des dritten Childerich (743–751) datiert. Es war für den Autor unersichtlich, warum nicht der zweite (662–675) oder gar der gänzlich unstrittige Childerich I. († 482) als Patron der Karte ins Auge gefasst wird. Denn der brauchte – nach dem mythischen Merowech – als erster historisch verbürgter Mérowingerkönig eine kartographische Orientierung nun wirklich dringend. Es gab keinen Grund, damit bald drei Jahrhunderte zuzuwarten.

Nun konnte bereits für die mérowingischen Münzen gezeigt werden, dass die Vervielfältigung der Königsnamen sich keineswegs aus dem harten Befund ergeben hat, sondern diesem für die Füllung langer Zeiträume mit immer ähnlichen Figuren und Ereignissen übergestülpt wurde [Prou 1896, XXIX-LIII]. Auch für den Fall, dass die Albi-Karte in das 5. Jh. gehört, bleibt ihr Original verloren, so dass über den Zeitpunkt der Entstehung der Kopie auch weiterhin gestritten werden könnte. Diese wird momentan ja nur wegen der konventionellen Daten eines dritten Childerich in das 8. Jh. verlegt. Aber auch eine Datierung in das 9. Jh., hinter das dann auch noch ein Fragezeichen gesetzt wurde, liegt vor [Lindgren 1991, 1022].

Es ist deutlich geworden, dass auch die herrschende Lehre in den dunklen drei Jahrhunderten mit dem Albi-Stück bestenfalls eine einzige Karte entstehen lässt und sogar dagegen mit guten Gründen argumentiert werden kann. Erst ab dem 10. Jh. liegen handschriftliche Karten unstrittig und in beträchtlicher Fülle vor.

Dabei handelt es sich um den sogenannten T-O-Typus (Abb. 2), in dem sich das antike Wissen einer kugelförmigen Erde mit einer christlichen Weltansicht verbindet. Die antike Sichtweise läuft dabei von *Pythagoras* (-6. Jh.), *Hecataeus* (-6./5. Jh.; Abb. 5), *Plato* (-5. Jh.), *Eudoxus Knidus* und *Aristoteles* (beide -4. Jh.) zu *Dicaerchus*, *Aristarchus Samos* und *Eratosthenes* (alle -3. Jh.). Im Globus des *Krates von Mellos* (-2. Jh.; Abb. 6) erfährt diese Sicht ihre Abrundung und gewinnt dabei gewissermaßen auch das Logogramm, dem die T-O-Karten des 10. Jhs. direkt nachgebildet sind. In ihnen allerdings wird aus dem gekreuzten Ozean ein bloß T-förmiger, dessen Landmasse aus dem oberen rechten Viertel des Krates-Globus herausgezogen wird. Während jener mit den *Antipodes* eine „Neue Welt“ nicht ausschließt, ist in den T-Karten selbstredend nur für Europa, Asien und Afrika Raum.

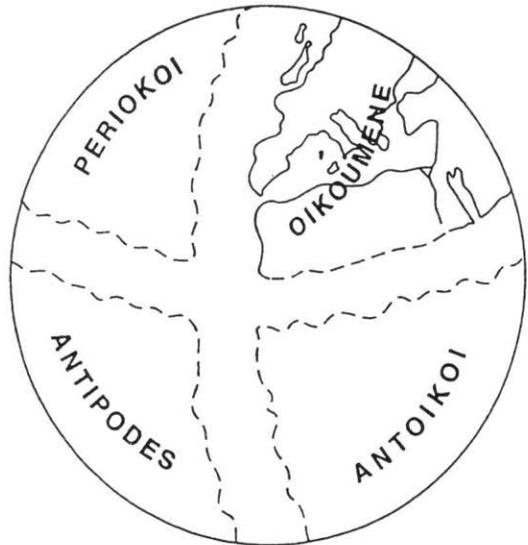


Abb. 5, oben: Moderne Vorstellung der Karte des Hekataeus aus dem -6./5. Jh. [Dilke 1998, 56]

Abb. 6, unten: Moderne Vorstellung des Globus des Krates von Mellos [Throer 1996, 22]

II. Das frühmittelalterliche Verschwinden der griechischen Kartographie und die mysteriöse Auffindung der *Geographike Hyphegesis* des Ptolemäus

Claudius Ptolemäus soll zwischen 90/100 und 168/80 gelebt und gegen 160 seine *Einführung in die Geographie (Geographike Hyphegesis)* geschrieben haben. In diesem Werk mit acht Büchern werden Anleitungen für das Kartenzeichnen gegeben (Kegel- und modifizierte Kugelprojektion). Sein Ton ist areligiös und aufklärerisch gehalten. Den Kartenmachern werden für etwa 8.000 Orte Lageangaben mit allerdings oftmals grotesk falschen Abstandsbestimmungen geliefert. Es gibt keinen Beweis dafür, dass Ptolemäus selbst Karten gezeichnet hat. Sein Inspirator *Marinus von Tyrus*, an dem er sich abarbeitet und der gegen 120 der Welt bedeutendster Geograph gewesen sei, ist der übrigen Welt unbekannt geblieben. Wir kennen ihn nur aus der *Geographie*. Aber selbst diese Aussage schießt über das Ziel hinaus, denn wir kennen die *Geographie* selbst gar nicht. Von ihr hat sich nicht ein einziger Millimeter erhalten. Sie gerät im Okzident über mehr als ein Jahrtausend hinweg „in Vergessenheit“. Auch arabische Geographen wissen vor Ibrahim al Istachri, der gegen 950 datiert wird, von der *Geographie* nichts. Anders als beim *Almagest* fehlt für die *Geographie* allerdings eine arabische Ausgabe, aus der man griechische und lateinische „Originale“ dann hätte produzieren können [dazu Beaufort 2002, 32].

Plötzlich jedoch ereignet sich beinahe so etwas wie ein Wunder. Dem byzantinischen Mönch *Maximos Planudes* (1260-1310) widerfährt die Auffindung einer handgeschriebenen Kopie der *Geographie* [Vat. Gr. 177]. Sie enthält keinerlei Karten. Dennoch kauft er das rare Stück. Planudes nun ist es, der erwiesenermaßen erstmals Karten *à la* Ptolemäus herstellt:

„Er besang das glückliche Ereignis in Versen. Da die dazugehörigen Karten leider fehlten, zeichnete er sie selbst nach den Angaben des alten Textes. Auch die Vollendung dieser Arbeit feierte er wieder in Versen“ [Bagrow/Skeltin 1963, 15].

Kaiser Andronikus III. (1328–1341) soll dann den ersten Atlas mit Karten *à la* Ptolemäus besessen haben. Dieses Stück ist nicht mehr erhalten. Eine ähnliche – wiederum Planudes zugeschriebene – Variante mit handgezeichneten Karten liegt im Kloster Vatopaedi [Cod. 655] auf dem Berge Athos. Dieses Exemplar aus dem 14. Jh. ist mithin die erste verbürgte Fassung der Ptolemäus-*Geographie* sowie von „ptolemäischen“ Karten (Abb. 7). *Jacobus Angelus Scarpiana* legt zwischen 1406 und 1410 eine erste lateinische Übersetzung vor, die er allerdings als *Cosmographia* bezeichnet. Erst im 15. Jh. also lernt die lateinische Welt den angeblich größten Geographen des Römi-

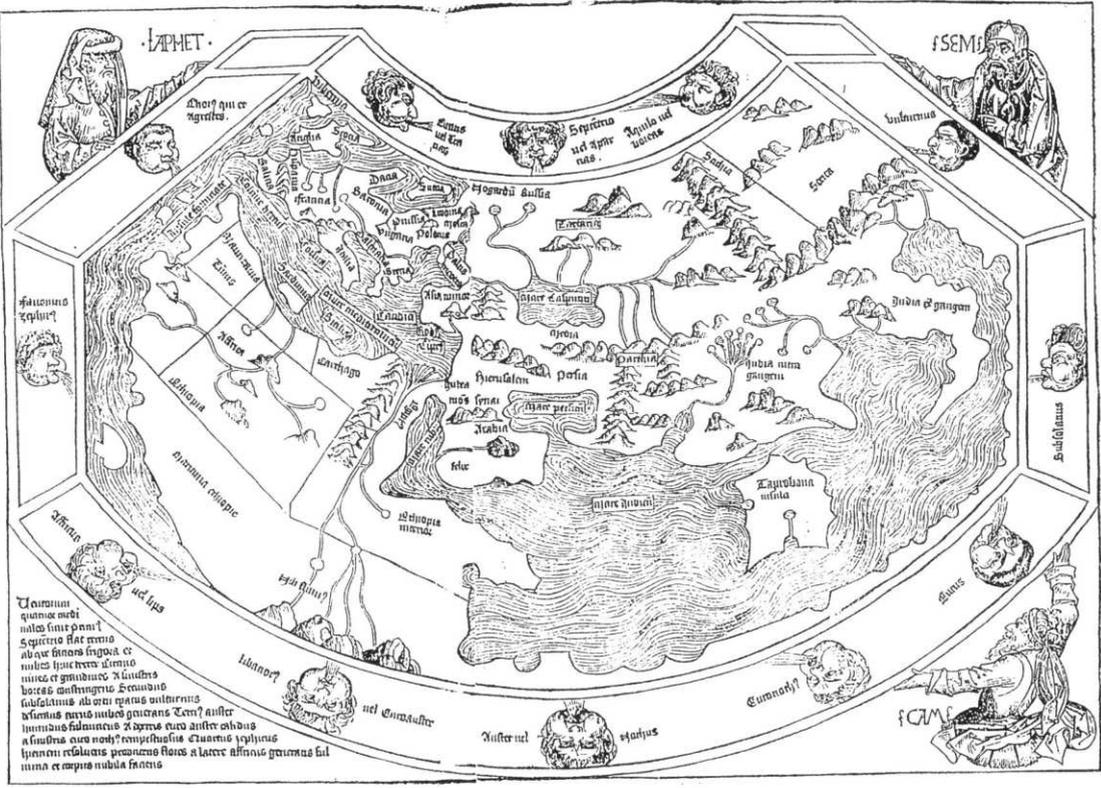


Abb. 7: Lateinische Adaption der ersten „Ptolemäus“-Weltkarte, einer griechischen Kreation des Planudes aus dem 13. Jh., für Hartmann Schedels *Liber Chronicarum* [„Weltchronik“, Nürnberg 1493]. Es ist nicht die erste gedruckte Karte vom Ptolemäus-Typ. Die erscheint 1477 in Bologna, wird aber ohne Rückgriff auf Planudes neu gezeichnet [Campbell 1987, Tafel 33].

schen Reiches kennen. Auf das Jahr 1427 (Nancy Codex) wird die älteste mit Karten versehene lateinische Fassung der *Geographie* datiert. 1477 erscheint in Bologna anonym die erste Druckfassung.

Chronologie der *Geographie* des Ptolemäus

1427 Erste lateinische Manuskriptfassung mit Karten; gedruckte Fassungen folgen in Bologna [1477] und Ulm [1482]

Gegen 1330 erste ptolemäische Karten (gezeichnet von Planudes), die in Hartmann Schedels *Weltchronik* [1493] lateinisch adaptiert wird

Gegen 1300 Auffindung und Kauf einer kartenlosen *Geographie* durch Maximus Planudes (erste reale Fassung der *Geographie*)

Gegen 950 soll die *Geographie* arabisch erwähnt worden sein (Ibrahim al Istachri), obwohl eine arabische Fassung aus der Zeit nicht vorliegt.

Von 160 bis 950 ist die *Geographie* ein unbekanntes Werk. Von zahllosen vermuteten Kopien hat sich absolut nichts erhalten.

+160 soll Ptolemäus die *Geographie* geschrieben haben

Die unter dem Namen des Ptolemäus vertriebene *Geographie* taugt in keiner Hinsicht zur Füllung der frühen Mittelalters des 7.–10. Jhs. mit kartographischem Material, da das Werk vor der Mitte des 10. Jhs. schlichtweg unbekannt ist und auch dann noch weitere 400 Jahre warten muss, bis erstmals „ptolemäische“ Karten gezeichnet werden.

III. Das frühmittelalterliche Verschwinden der römischen Kartographie und die mysteriöse Auffindung einer „imperialen“ Heerstraßenkarte

Marcus Vipsanius Agrippa (63–12), bester Admiral und Kriegsherr sowie Schwiegersohn Octavians, soll – auf Basis von Vorarbeiten unter Julius Caesar – die Vermessung des Römischen Reiches veranlasst haben. Nach seinem Tod habe der nunmehrige Kaiser Augustus (-30 bis +14) für die Anfertigung

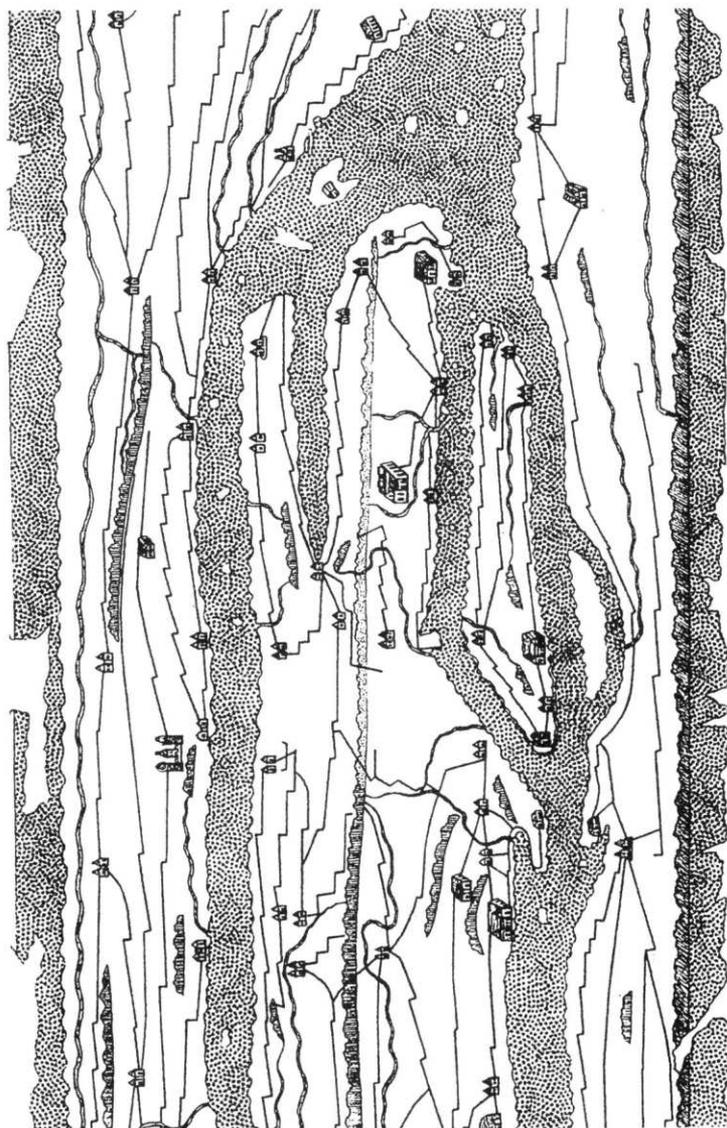


Abb. 8: Italien/Sizilien-Abschnitt einer Kartenrolle (34 x 682 cm) - der so genannten Tabula Peutingeriana - mit den Straßen des Römischen Reiches von Spanien/Britannien bis nach Indien. Österreichische Nationalbibliothek. In dieser Wiedergabe [Thrower 1996, 40] sind zur größeren Deutlichkeit die Orts- und Entfernungangaben weggelassen.

gung einer „Weltkarte“ nach Agrippas Angaben gesorgt, die allerdings erst nach dem Ableben des Herrschers gegen +20 die Wand einer Säulenhalle (*Porticus Vipsania*) an der *Via Lata* geschmückt habe und über die – womöglich – der ältere *Plinius* [*Naturgeschichte* III:16-17] berichtet. Niemand weiß, wie diese Karte ausgesehen hat. Von ihr hat sich absolut nichts erhalten. Römische Itinerare an sich jedoch sind unstrittig, so dass – für militärische Zwecke – auch ihre Umsetzung in eine Entfernungskarte des Imperiums sehr viel für sich hat. Auch der Ehrgeiz römischer Geographen, sich in der Genauigkeit der Entfernungsangaben zu übertreffen, ist vielfach belegt. Da auch Agrippa selbst ein Itinerar verfasst hat und es oft so aussieht, als beziehe Plinius sich auf dieses und nicht eigentlich auf eine Karte, sind letzte Zweifel an seiner Imperiumskarte nicht auszuräumen. Was real vom römischen Kartenwesen aufgefunden wurde, sind nur Splitter aus dem +2. Jh. – ein Kartenfragment auf einem Soldatenschild (Dura Europos) sowie zwei Nildeltaskizzen auf Mosaiken in Palestrina/Praeneste und Ostia. Dazu kommen einige katasterartige Stadtpläne auf Stein.

Danach verstreichen 1.300 bleierne Jahre ohne jedes Wissen um das Aussehen von Karten des römischen Altertums. Im Jahre 1494 jedoch widerfährt einem Würzburger in einer – erstaunlicherweise „nicht näher benannten“ [Bagrow/Skelton 1963, 4] – Augsburger Bibliothek die Auffindung einer Pergamentkarte von 6,82 m Länge und 34 cm Höhe mit Orts- und Entfernungsangaben von Britannien und Spanien bis nach Indien (**Abb. 8**). Der hochbegabte Finder schreitet – ganz wie Planudes mit seinem „Ptolemäus“ – kurz entschlossen zum Kauf. Der Mann heißt *Konrad Pickel* (1459–1508) und nennt sich *Conrad Celtis*. Er versteht Hebräisch und Griechisch. Auf Lateinisch dichtet er wie die alten Römer und ist von diesen im Stil kaum zu unterscheiden. Lediglich am anders gearteten Geist seiner Dichtungen erkenne man die verstrichenen anderthalb Jahrtausende.

Provoziert durch die kulturelle Überlegenheit der italienischen Renaissance, die er vor Ort jahrelang studiert hat, bemüht sich Conrad Celtis um ein deutsches, gleichwohl aber humanistisch-lateinisches Gleichziehen. Dafür gelingt ihm zu Regensburg in den Jahren 1492 und 1493 die Auffindung von sechs lateinisch geschriebenen Dramen, die eine *Hrosvitha von Gandersheim* bereits im zehnten Jahrhundert verfasst haben soll – nach dem Muster des Terenz (-2. Jh.), den Celtis so gut kannte. Mit dieser *Trouvaille* schafft Celtis einen imponierenden zeitlichen und zugleich emanzipatorischen Sieg des deutschen Geistes nicht nur über Italien, sondern gleich über die gesamte Welt. Denn nirgendwo sonst werden im 10. Jh. lateinische Dramen geschrieben. Als reale Autorin der Dramen ist *Caritas (Barbara) Pirckheimer* (1467

–1532) ins Auge gefasst worden. Als Schwester des Celtis-Freundes *Willibald Pirckheimer* (1470 –1530) ist sie hochberühmt für ihr elegantes Latein und seit 1503 Äbtissin von St. Klara zu Nürnberg [Tamerl 1999, 135 ff.]. Mit seiner Edition der *Germania* des *Tacitus* im Jahre 1500 (nach der venezianischen von 1470 und einer aus Nürnberg im Jahre 1473) krönt Celtis seinen deutschen Humanismus.

Nun schrieben auch die Italiener Dramen und edierten ihre Klassiker. Eine noch aus dem Altertum stammende Weltkarte der römischen Gelehrten aber hatten sie nun einmal nicht. Eine einzige geographische Karte dieser allseits verehrten Inspiratoren der Renaissance wäre ein unschlagbarer Triumph für den Deutschen gewesen. Die Italiener hätten dann nachziehen können, aber sie wären eben später gekommen. Und wiederum ist es Celtis, dem mit dieser in der Tat einzigartigen Karte ein Auffindungswunder widerfährt, denn auch ein halbes Jahrtausend später ist allen Suchens zum Trotz nichts an derartig „römischer“ Kartenkunst hinzu gekommen. Die gewaltige Karte ist auch niemals in der Literatur erwähnt worden, so dass man nach ihr hätte suchen können. Und doch wurde sie aufgefunden – nicht in Italien oder Frankreich, sondern von einem Franken in Schwaben. Gleichwohl ist dieser Lindwurm von einer Karte nicht nach ihrem Entdecker benannt worden. Im Jahre 1507, ein Jahr vor seinem syphilitischen Tod zu Wien, soll Celtis – darauf ist zurückzukommen – das handgearbeitete Stück seinem Freund *Konrad Peutinger* (1465 –1547) überlassen haben. Nach diesem Humanisten und Gelehrten aus Nürnberg heißt sie bis heute *Tabula Peutingeriana*. Lediglich ihren Wiener Ruheort teilt sie mit dem genialen Bauernsohn.

Die historische Kartographie würde ein denkbares Original der *Tabula Peutingeriana* gerne im +1. Jh. verorten, um möglichst nahe an Itinerar und Karte des Agrippa heranzukommen. Informationen auf der *Tabula* verbieten das. So steht auf der Sektion mit der Sinaihalbinsel, dass dort „die Wüste liegt, in der die Kinder Israel vierzig Jahre unter Moses gewandert sind und am Berge Sinai das Gesetz erhalten haben“ [Dilke 1998, 117]. Diese Information zwingt mindestens in das 4. Jh., in dem das Christentum Staatsreligion geworden ist. Die Fachleute haben sich in ihrer Not schließlich auf ein erstes Original erst aus dieser Zeit verständigt. Glücklicherweise sind sie darüber bis heute nicht geworden. Römische Karten – das gilt für die wenigen Fragmente wie auch für ihre Beschreibungen in der lateinischen Literatur – „waren maßstabsgerecht gezeichnet. [...] Diese Straßenkarte war es nicht“ [Dilke 1998, 120].

Die „bizarren Proportionen‘ der Peutingerkarte sind nicht im geringsten vergleichbar mit den Proportionen römischer Übersichtskarten“ [Dilke 1998, 210, n. 24]. Man solle nur ja nicht glauben, „dass die Peutingerkarte typisch für römische Karten ist oder dass die Römer unfähig gewesen seien, Karten maß-

stabsgerecht zu zeichnen“ [ebd., 120]. Die römischen Karten dürften rechteckig gewesen sein und ein 2:1-Längenverhältnis von Ost-West zu Nord-Süd gehabt haben, während die Peutingerkarte ein entsprechendes Verhältnis von 20:1 aufweist.

Die Kartenhistoriker haben sich aus dem Dilemma zwischen ihrem Wissen um die kompetente römische Kartographie und dem eklatant anderen Aussehen der Peutingerkarte einen Ausweg dadurch gesucht, dass sie das „Original“ aus dem 4. Jh. als Kompletverlust abbuchen. Von den bald sieben Metern sei nicht ein einziger Zentimeter erhalten worden. Auch die womöglich vielen hundert Meter der Kopien aus bald tausend Jahren seien leider ganz und gar verlustig gegangen. Das uns heute vorliegende Werk sei eine Kopie des 13. Jhs. und im Stil des Hochmittelalters verändert worden. Anschließend habe der Kopist das Original vernichtet und über seine Herkunft eisernes Schweigen bewahrt.

Im 13. Jh. ist ursprünglich das Jahr 1265 und ein Colmarer Mönch ins Auge gefasst worden. Den Mönch nebst Karte auf zwölf Pergamentstücken hat es gegeben. Da die Peutingerkarte nur elf Teilstücke aufweist, will man gerne etwas näher an das Jahr 1200 heran. Für das wahre Herstellungsdatum der Peutingerkarte bleibt der Mönch jedoch interessant. Wenn das angenommene „Original“ aus dem 4. Jh. nicht nur einfach verschwunden ist, sondern als absolut römeruntypisch niemals existiert hat, verweist die vorliegende technische Gestalt eben auf das 13. Jh. als frühestmögliches Herstellungsdatum für die Peutingerkarte.

Ab eben diesem 13. Jh. entsteht eine genuin hochmittelalterliche Form des Kartenmalens, die es vorher nicht gegeben hat (Abb. 9). So fertigte der englische Mönch *Matthaeus Paris* aus der Schreiberstube St. Albans

„eine Streifenkarte mit den Pilgerwegen innerhalb Englands und eine weitere mit den Routen von London nach Süditalien. Solche Streifenkarten *ähneln der Peutingerkarte* und antizipieren moderne Straßenkarten“ [Throver 1996, 45; Fettdruck G.H.].

Auch die *mappae mundi* des *Gervais of Tilbury* im deutschen Kloster Ebstorf (spätes 13. Jh., im Oktober 1943 durch Fliegerbomben vernichtet) und in der Kathedrale von Hereford (England) sind rein hochmittelalterlich und nicht so fern von der Peutingerkarte. Wohl hinter Altären platziert, müssen diese Rundkarten von 3,50 m bzw. 1,60 m Durchmesser auch vom Format her – zumindest das niedersächsische Stück – als Inspiration für den Macher unserer Langkarte ins Auge gefasst werden.



Abb. 9: Englandkarte des Matthaeus Paris aus dem 13. Jh. [Thrower 1996, 46]

Es ist hier nicht zu entscheiden, ob Conrad Celtis eine Karte aus dem 13. Jh. in der Tat gefunden oder im 15. Jh. eigenhändig die Peutingerkarte hergestellt hat. Sie bleibt ein absolutes Unikat und muss als solches von irgend jemand mit sehr viel Könnerschaft gemacht worden sein. Die hatte im südwestdeutschen Findungsgebiet nur Celtis (Abb. 10). Mit seiner immensen Bildung, Weltkenntnis sowie seinen weit entwickelten Überlegungen zu einer *Germania illustrata* mit Geschichte, Geographie, Ethnographie, Landes- und Kulturkunde überragte er alle Zeitgenossen. Überdies hatte Celtis

„seine Freunde und alle, mit denen er im Briefwechsel stand, aufgefordert, ihm Beschreibungen ihrer Heimatländer zuzusenden. [...] Er fertigte einen Himmels- und Erdglobus an und führte ihn in den Schulen ein“ [Bagrow/Skelton 1963, 219, 476].

Wäre die Peutingerkarte nicht gegen 1494, sondern gegen 1250 und damit ein Vierteljahrtausend vor ihrer „Auffindung“ erstellt worden, bliebe über alle Maßen erstaunlich, dass sie dann eben diese 250 Jahre unbekannt geblieben wäre.

Doch auch Celtis' Erbe Peutinger kann aus dem Kandidatenkreis für die Erstellung der „altrömischen“ Karte nicht ausgeschlossen werden. Die angeblich vom todkranken Celtis im Jahre 1507 an ihn gelangte Karte gibt es nämlich gar nicht: „Im Jahr 1536 beauftragte er [Peutinger] Michael Himmelsburg, ihm davon eine Kopie anzufertigen“ [Bagrow/Skelton 1963, 16]. Die Celtis-Vorlage sei dann der Vernichtung anheim gefallen. Niemand kann sich einen Reim darauf machen, dass die Humanisten der Renaissance wie besessen nach echten Stücken aus dem Altertum gesucht haben, um dann den Fundort eisern zu verschweigen und das Stück – nach Anfertigung einer Kopie oder gar eines Druckes – gleich wieder zu vernichten.

Nur entschlossene Fälscher haben gute Gründe, das 'Original' der von ihnen dann vor der ganzen Welt stolz präsentierten Trouvaille als sogleich wieder verloren auszugeben. Denn bei Vorlage eines 'Originals' kann es umgehend auf Echtheit überprüft werden. Die Verlustbehauptung kann also von einer Fälschung ablenken, aber auch für die schlichte Nichtexistenz irgendeiner Vorlage stehen. 'Original' ist dann eben allein, was zum Präsentationszeitpunkt vorgezeigt wird, und sonst gar nichts. Es fällt ja ohnehin auf, dass gegen 1550 die Hohe Zeit des absolut spurlosen Verschwindens der Originale und aller zwischenzeitlichen Kopien aufhört. Seitdem geht entweder gar nichts mehr verloren oder man kann Zeit, Ort und Umstand der Zerstörung oder des Diebstahls eines Stückes passabel rekonstruieren. Alle Kopien oder Kopien von Kopien, von deren Vorlagen null Promille erhalten sind, bedürfen tiefster wissenschaftlicher Skepsis.



Abb. 10: Conrad Celtis (1459 –1508), Stich aus der Wiener Nationalbibliothek
Abb. 11: Portolan-Karte aus Pisa (*Carte Pisane*) auf einer Schafshaut [Thro-
wer 1996, 52].

Auch Konrad Peutinger gehört zu den begnadeten Auffindern:

„Zu seiner großen Freude fand er eines Tages eine Kupferplatte. Auf ihr war eine Karte von Mitteleuropa, die der gelehrte Kardinal Nikolaus Cusanus (1401-1464) [Nicholas Cryfts aus Cues an der Mosel] gezeichnet hatte, fast vollständig eingraviert. Peutinger kaufte sie *irgendwo in Italien*, brachte sie nach Deutschland mit, *vervollständigte die Gravierung und machte Abzüge*“ [Bagrow/Skelton 1963, 15; Hvhg. G.H.].

Das „irgendwo in Italien“ ist ebenso hübsch wie die „nicht näher benannte“ Augsburger Bibliothek des Auffinders Conrad Celtis. Von einer gefundenen Kupferplatte redet heute niemand mehr. Die sei frühestens gegen 1491 – bald dreißig Jahre nach dem Tod des Cusanus – gestochen worden, dann an Peutinger gelangt und bei ihm leider gleich auch wieder verloren gegangen. Lediglich einer von Peutingers „Abzügen“ ist real greifbar. In Peutingers ‘Gravurvervollständigung’ wird nur ein besonders Gläubiger das Geständnis nicht erkennen wollen. Heute gilt es bestenfalls noch als „wahrscheinlich, dass irgendeine von Cusanus selbst entworfene Karte [...] als Muster gedient hat“ [ebd., 216]. All das hat nicht daran gehindert, dass in jedem modernen Lehrbuch Karten vom „Cusanustyp“ abgehandelt werden.

Der Augsburger Peutinger stand mithin dem Würzburger Celtis an humanistischer Bildung und auffinderischer Findigkeit kaum nach. Die Kumpäne könnten durchaus gemeinsam an der Arbeit gewesen sein. Vielleicht lieferten sie mit dem Cusanustyp das Gesellenstück und mit dem Siebenmeterlindwurm dann das Meisterwerk. Gewissheit darüber gibt es nicht. Unstrittig ist lediglich, dass diese imposanten Schelmenstücke heute von jedem Geographiestudenten als Sternstunden seiner Fachgeschichte zu memorieren sind.

Wenn wir zu den Details der Peutingerkarte zurückkehren, so spricht für eine Herstellung deutlich *nach* 1250 auch der erforderliche Forschungsstand über Städte *und* Gebirge durch die Seefahrer. Man hat den Eindruck, als hätte der Hersteller der Peutingerkarte zumindest Ortsangaben und Entfernungsschätzungen auch aus Portolan-Karten gewonnen. Diese Handzeichnungen auf Tierhäuten sind für die Lokalisierung der Mittelmeerhäfen und ihrer Distanzen zueinander entwickelt worden. Diese vollkommen unideologischen Instrumente der Kapitäne Pisas, Genuas etc. blühen erst gegen 1300 auf, nachdem – wohl in Amalfi – der Kompass eine brauchbare Form gefunden hatte (Abb. 11). Kompasswissen steckt in der Peutingerkarte nicht. Aber Portolankarten werden bis in das 17. Jh. hinein verfertigt und aktualisiert. Wer eine „antike“ Karte machen wollte, musste ihr Kompasswissen weglassen, konnte auf ihre Ortsinformationen aber kaum verzichten. Selbst die ersten gedruckten Seekarten aus dem späten 16. Jh. (Abb. 12) ähneln noch stark den Portolankarten des 13. und 14. Jhs. und greifen ihre Informationen auf.

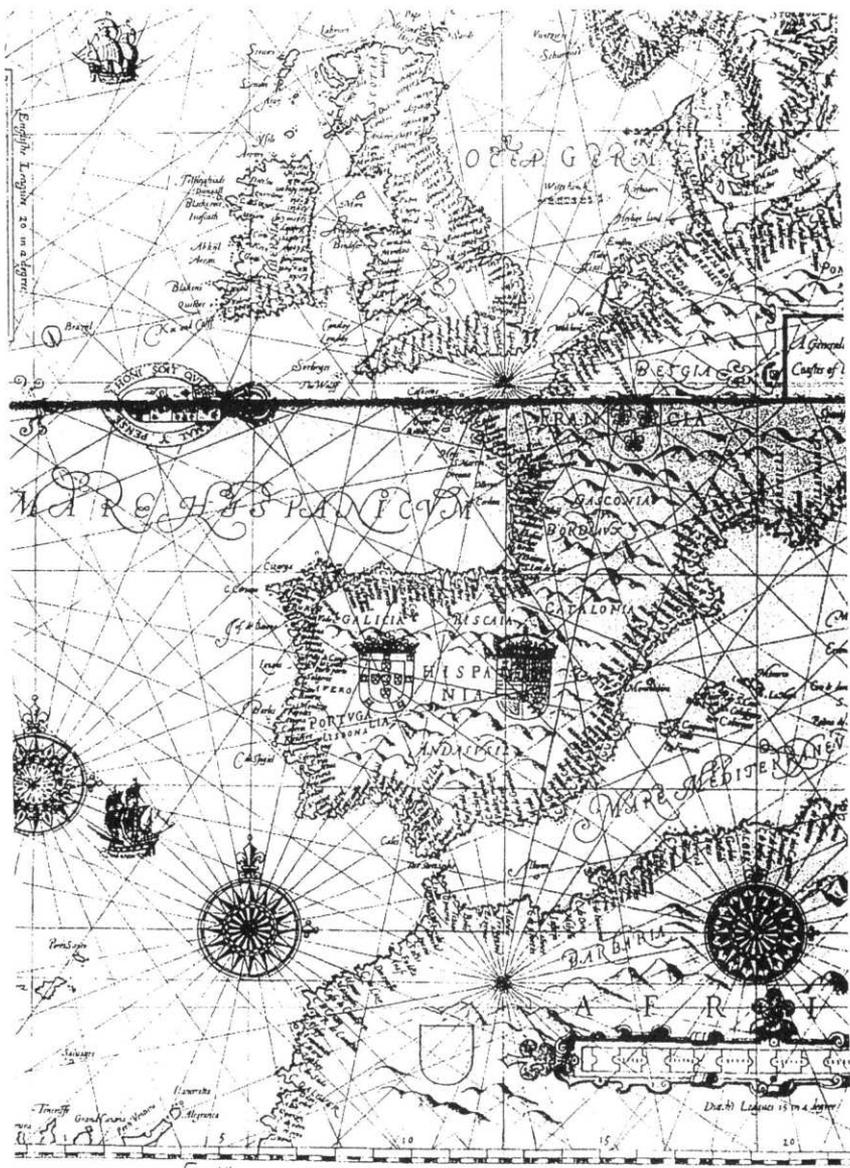


Abb. 12: Westeuropakarte im Portolan-Stil aus dem ersten gedruckten Seetlas *De Spiegel der Zeevaerdt* (1584) von Lucas Janszoon Waghenauer aus der 1588er englischen Übersetzung *The Mariner's Mirror* [Thrower 1996, 86 f.]

Chronologie der „römischen“ Peutingerkarte

1536 Peutinger lässt eine „Kopie“ der von Celtis „geerbten“ Kopie machen, die dann selbst der Vernichtung anheim gefallen sei. Erstmals wird die Karte greifbar und geht dann auch nie mehr verloren.

1494 Auffindung durch Konrad Celtis (Pickel) zu Augsburg

- *Ein Vierteljahrtausend lang* verschwindet die angebliche Kopie von ca. 1250. Sie wird auch niemals erwähnt.

1250 Um dieses Jahr angeblich erste Kopie mit Anpassungen an den Stil des Hochmittelalters (Matthaeus Paris, Gervais of Tilbury)

- *800 Jahre lang* keinerlei Spur des sieben Meter langen Werkes und sämtlicher Kopien. Auch Erwähnungen der Megakarte gibt es nicht.

370 Im Jahrzehnt um diese Jahreszahl vielleicht Anfertigung eines allerdings gänzlich unrömischen und zudem unauffindbar gebliebenen Originals

- *Ein Vierteljahrtausend lang* hört man nichts von der Agrippakarte.

+20 Ungefähr damals Fertigstellung von Admiral Agrippas Imperiumskarte oder doch wenigstens seines Itinerars

Die Ausdehnung der Peutingerkarte bis nach Indien – nach Osten werden ihre Angaben allerdings unpräziser – spricht ebenfalls für eine Entstehungszeit nicht vor dem 14. Jh., da der endredigierte Reisebericht Marco Polos (1254–1324) erst ab 1307 zur Verfügung steht.

In jedem Falle ergibt die Analyse der Peutingerkarte, dass für das hier in Untersuchung stehende frühe Mittelalter keinerlei römisches Material existiert, mit dem die kartographische Lücke vom 7. bis zum 10. Jh. gefüllt werden könnte. Die Karte ist ohnehin nicht römisch und hatte mit aller Wahrscheinlichkeit auch keine 'etwas' anders bzw. weniger hochmittelalterlich aussehende römische Originalvorlage. Niemand verlegt ihre Herstellung in das 7. bis 10. Jh. Und auch die Erstellung einer Kopie in der fraglichen Zeit wird von niemandem behauptet, obwohl das Vorhandensein einer Fas-

sung auch in der fraglichen Zeit postuliert werden muss, wenn eine ins 4. Jh. gesetzte Karte im 13. Jh. kopiert worden sein soll. Das Nichtzeigenkönnen auch nur eines einzigen Millimeters von den bald sieben Metern dieser Karte oder einer Kopie von ihr aus dem 7. bis 10. Jh. bleibt für die Geschichte der Kartographie also eine schwere – und ungebrochen fassungslos machende – Bürde.

IV. Kann Karl der Große die Ehre der frühmittelalterlichen Kartographie retten ?

Die Verblüffung der modernen Kartographie-Historiker über die Kartenlücke im frühen Mittelalter ist dadurch noch gewachsen, dass unvermittelt und nur ein einziges Mal mitten im evolutionsstillen Zeitraum des 7. bis 10. Jhs. mit Großkarl gegen das Jahr 800 blitzartig ein kartographischer Forschungshöchststand erklommen wird, der nicht nur ohne Vorgänger ist, sondern über drei Jahrhunderte hinweg auch ohne Nachfolger bleibt. Denn frühestens in Handzeichnungen des 12. Jhs. gibt es in Westeuropa reale kartographische Darstellungen, die den bloßen Beschreibungen solcher Darstellungen im Besitz Großkarls ähneln. Womöglich hat aber erst Hans Rüst um das Jahr 1480 auf Papier gezeigt, was der Überkaiser bereits im frühen 9. Jh. als prächtigste seiner Karten gehabt haben soll.

Bekanntlich ist die Schlusspassage der *Vita Karoli Magni*, das so genannte Testament in Kapitel 33 der Einhardlegenden, ganz ausschließlich dem Beschreiben und Vererben von Karls Karten gewidmet:

„Wissend, dass sich bei den Schätzen seines übrigen Eigentums drei Silbertafeln und eine sehr große, massiv goldene befinden, legt er fest und befiehlt dazu, daß die quadratische Silbertafel, auf der sich eine Darstellung der Stadt Konstantinopel befindet, an die Basilika St. Peters des Apostels - zusammen mit den anderen dorthin bestimmten Geschenken - nach Rom geschickt werden soll. Die runde hingegen, die mit einem Plan der Stadt Rom geschmückt ist, soll an die Episkopalkirche in Ravenna gegeben werden. Die dritte schließlich, welche die anderen beiden an Gewicht und Schönheit der handwerklichen Arbeit bei weitem übertrifft und mit Könnerschaft und Feinheit in drei Kreise aufgeteilt ist, die den Plan der gesamten Welt darstellen [*ex tribus orbibus conexas totius mundi descriptionem*], ist zusammen mit der goldenen Tafel – der vierten oben erwähnten – dem Anteil zuzufügen, der seinen Erben sowie dem Almosenwesen zufallen soll.“

Die moderne Forschung hört diesen kartographischen Sirenen gesang durch-

aus fasziniert. Aber betören lässt sie sich dann doch nicht, weil man diese Gold- und Silberkarten halt „nur durch Angaben in der Literatur kennt“ [Thrower 1996, 41]. Nun fühlt sich die herrschende Mediävistik bekanntlich immer dort besonders stark, wo sie ein angeführtes Beweismaterial nicht wirklich hat, sondern als in einem Text erwähnten, ansonsten aber verlorenen Gegenstand in ihre Bücher schreibt. Wann immer die Frühmittelalter-Spezialisten eine Sache wirklich vorzeigen können, ergeben sich umgehend viele gute Gründe, sie aus dem Zeitraum 600 bis 900, dessen Existenz sie endlich einmal verbürgen sollen, herauszunehmen und davor oder danach einzuordnen, weil eben nur davor und danach ähnlich gemachte Stücke unstrittig und auch in gebotener Menge vorhanden sind.

Die Karlistik rechnet es sich womöglich zum Vorteil an, dass Karls Karten nicht realiter vorhanden sind. Da sie so auch nicht handfest widerlegt werden können, kann mit ihnen munter weiter in den Geschichtsbüchern brilliert werden. Die Kartographie bleibt dennoch misstrauisch, weil die Beschreibungen der Karten doch so genau ausfallen, dass sich Vergleichsstücke unmittelbar aufdrängen. Siziliens Normannenkönig König **Roger II.** (1095–1154), Schwiegervater **Heinrichs VI.** (1190–1197) und Großvater **Friedrichs II. von Staufen** (1215–1250) – beide Kaiser sind auch Könige von Sizilien – gilt als bedeutendster Kartographieförderer des Mittelalters. Ganz wie Großkarl ist er – und seit Großkarl eben nur er – berühmt für eine silberne Landkarte [Thrower 1996, 48]. Die ist nicht mehr vorhanden, so dass die Großkarlforscher sie nicht sonderlich fürchten. Die Kartographen aber bezweifeln die Authentizität dieser Überlieferung nicht, weil Rogers arabischer Kartenmacher **Idrisi** (1100–1166), dem auch die Silbertafel zugeordnet wird, eine runde Karte mit gebogenen Breitengraden für die Kugelgestalt der Erde hinterlassen hat (**Abb. 13**), die der verlorenen silbernen Ausführung entsprechen könnte.

IVa. Wo sind die frühmittelalterlichen Karten der Araber ?

Abu ‘Abd-Allah Muhammad al-Sharuf **al-Idrisi** ist am bekanntesten nicht für die runden Exemplare, sondern für seine rechteckige Weltkarte (*Tabula Rogeriana*), die aus vierzig Einzelblättern besteht, allerdings nur in Kopie vorhanden ist (**Abb. 15**). Idrisi hat die wissenschaftliche Qualität der Renaissancekarten des späten 15. Jhs. bereits im 12. Jh. im Visier (dazu unten mehr im Anhang).

Idrisi hat auch die Frage provoziert, wo denn die arabischen Karten aus dem 7. bis 10. Jh. abgeblieben sind. Von ihnen hat sich nichts erhalten, so dass ein weiterer Zweifel an der historischen Existenz dieser dreihundert Jahre gesetzt wird. Auch der bereits erwähnte Geograph Ibrahim **al Istachri**, der eine Erdbeschreibung nebst Karten vorgelegt hat, wird frühestens auf 950



i t r e c t i s u n d e p a r t e s . L o r o p a . a s i a . a f r i c a . O r o p o a b o c e d a s e d e
 q u o t a n o f r e t o q u a i r u p o n s o c c e n t a d e d a n t e i m e r i t e n e o r a d i f f i n i t u r
 H i n c i n t e d e c i d a a f r i c a l e v i t e e u r o p a . I n t e r h a c a s i a q u e p a r t e s
 n e c o p a r a l i s d u a b ; T e r m i n u s a m n e t . P e n a n t n a k . o c e . p a r t e s i n
 q u a t u n e q u o t a n t i n u o c e s o c e a n i p a r t e v . I n c i t u d i n e . L o r o p o
 a b o c e d i t e u s q . a d s e p t e n t r i e . A s i a v a t e p r e m i o p o r t a n t e u s q . a d m e
 r i d i e . A t q . i n a f r i c a a m e r i d i e u s q . a d o c c i d e n t e o c c e n d i t .
 C a

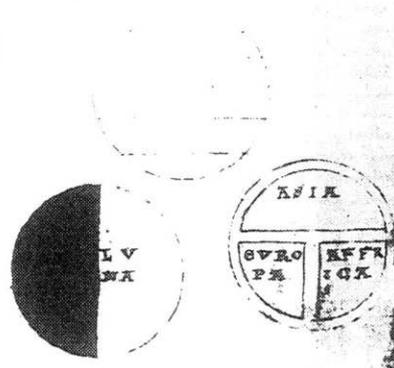


Abb. 13: Arabische runde Weltkarte – à la Großkarl – mit Südorientierung (Norden unten) aus dem 12. Jh. (Idrisi), der der verlorenen Silberausführung für Roger II. (1095-1154) entsprechen dürfte [Thrower 1996, 49]

Abb. 14: Karte aus einer Handschrift Bedas *De natura rerum* des 12. Jhs. mit Erde (unten rechts), Mond (unten links) und sechsspaltiger Klima-Erdzonenkarte (oben) mit noch ungebogenen Breitengraden. Bayerische Staatsbibliothek [Lindgren 1985, Abb. 1].



Abb. 15: Sektion aus Idrisis Weltkarte (*Tabula Rogeriana*) mit Südorientierung (Norden unten) aus dem 12. Jh. [Thrower 1996, 50].

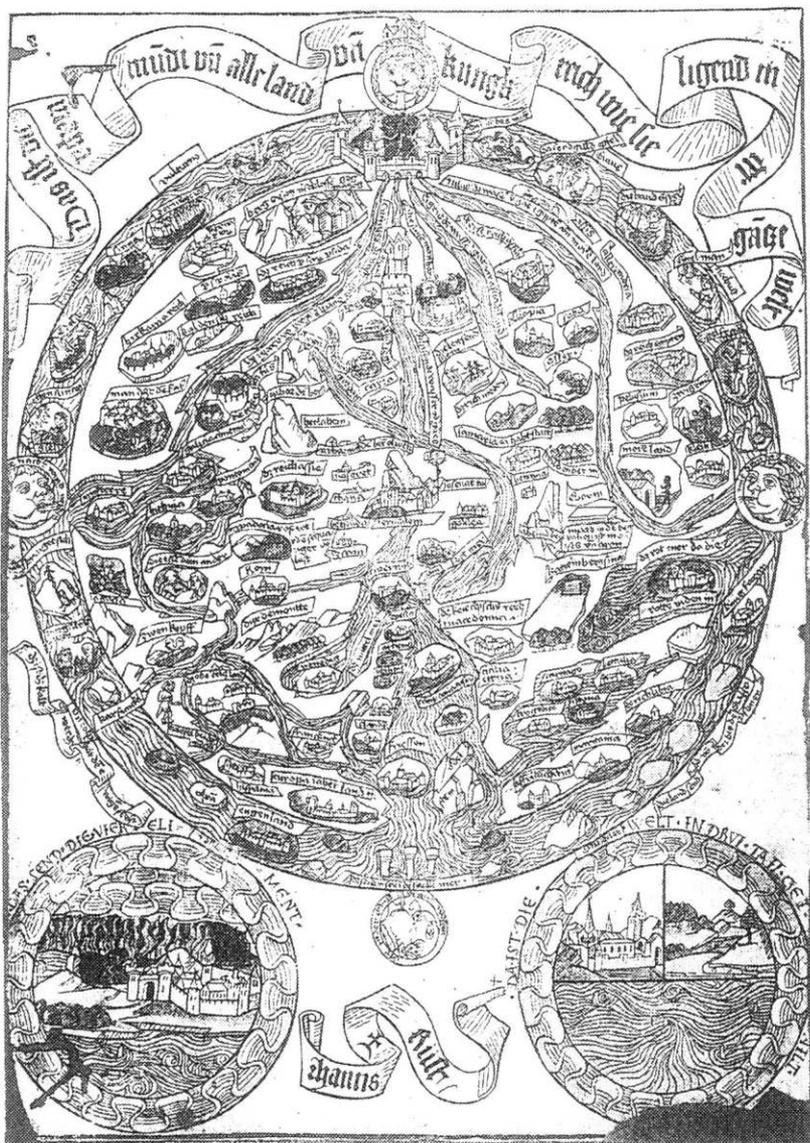


Abb. 16: Erste gedruckte runde Karte der gesamten Erde vom kaum noch erkennbarem T-O-Typus mit runden Nebenkarten, so dass drei Kreise entstehen. Hans Rüst, Augsburg 1480 (40 x 28,2 cm). Die Karte ist **orientiert** (geostet bzw. mit Osten oben) und hat dort das Paradies [Campbell 1987, Abb. 29].

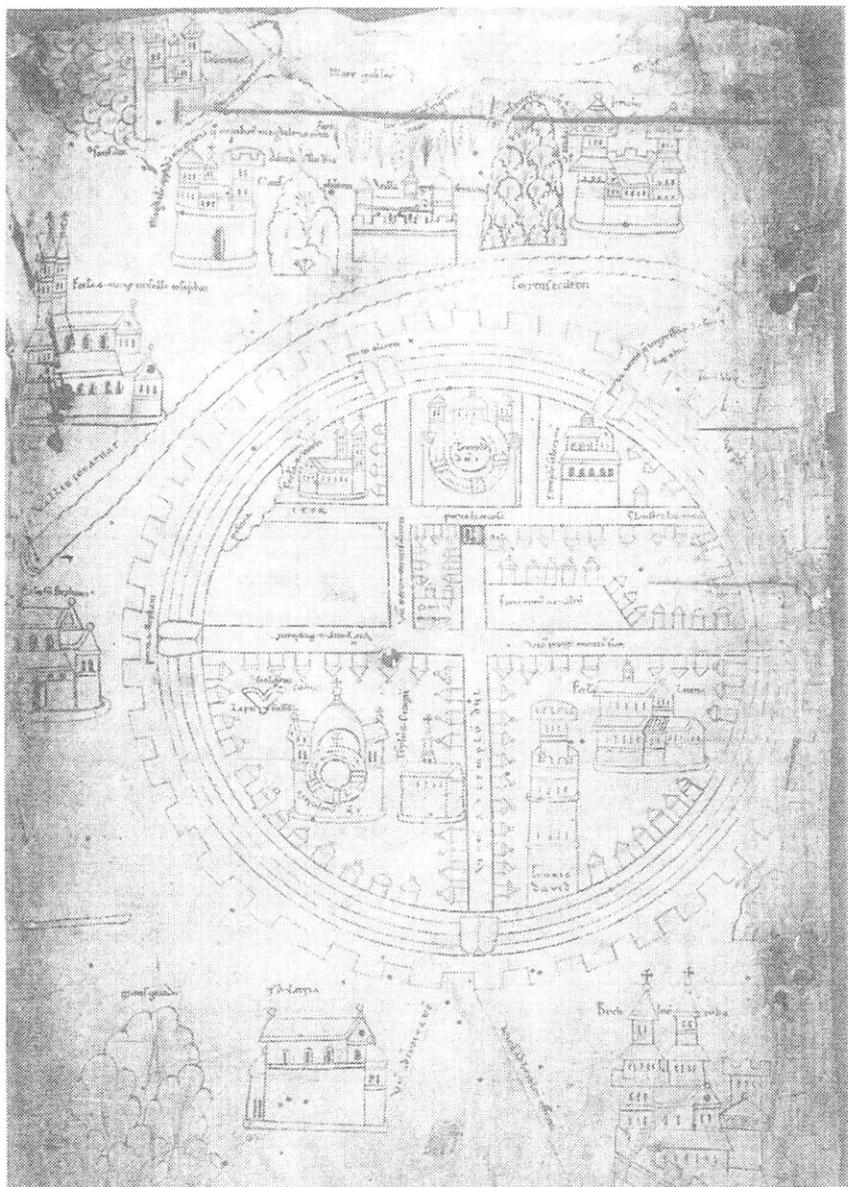


Abb 17: Plan von Jerusalem aus dem 12. Jh; Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek [Simek 1992, 98]

datiert. Nun soll es sich bei seinem Werk um die Neuedition eines zu hundert Prozent verlorenen Atlas des persischen Geographen Abu Zaid Ahmed ibn Sahl *al-Balkh* handeln. Aber dieses Werk des 934 gestorbenen Gelehrten wird frühestens auf 921 datiert, so dass für die dreihundert fraglichen Jahre einmal mehr nichts gewonnen ist. Auch arabische Astrolabe, die man gerne seit dem 7. Jh. hätte, weil sie als griechische Erfindung seit dem 4. Jh. existierten, werden allerfrühestens – aber lediglich als in Texten erwähnte – in das 9. Jh. gesetzt. Die Texte selbst wiederum stammen nicht aus dem 9. Jh., sondern seien spätere Kopien verschwundener „Originale“. Der erste wirklich vorzeigbare Himmelsglobus des Persers Muhammad Ibn Mu'ayyad al-'Urdhi gehört in das Jahr 1279 [Thrower 1996, 47].

IVb. Gegenstücke zu Großkarls dreikreisiger Weltbeschreibung [*ex tribus orbibus conexas totius mundi descriptionem*]

Wie Großkarls Edelmetallkarten echten Kartenüberlieferungen aus der Zeit von Roger II. (1095 – 1154) entstammen dürften, die dann in einen weit hinter Roger zurück projizierten Einhardtext geschaltet wurden, gibt es auch für Großkarls Dreikreiskarte Entsprechungen erst ab dem 12. Jh. – und zwar vor allem aus Beda-Manuskripten (**Abb. 14**).

Die erste gedruckte Dreikreiskarte stammt in großer Prächtigkeit vom Augsburger *Hans Rüst* und wird erst 1480 produziert (**Abb. 16**). Da die bisherigen Einhardrecherchen für die Abfassung seiner Legenden Stoffe überwiegend aus dem 12. Jh. erbracht haben, wird man nicht leichtfertig bis in das 15. Jh. vorrücken wollen. Denn kreisrunde Stadtpläne Jerusalems gibt es bereits seit dem 12. Jh. (**Abb. 17** [Simek 1992, 98]). Dennoch ist gerade die Rüst-Karte in ihrer Schönheit dazu angetan, sie mit großem Stolz für das 9. Jh. zu „antizipieren“. Auch Großkarls „quadratische Silbertafel, auf der sich eine Darstellung der Stadt Konstantinopel befindet“, kann für die Frage nach einem spätesten Datum des kartographischen Stoffes der Einhardlegenden herangezogen werden. Der früheste wirklich belegte Stadtplan Konstantinopels von *Cristoforo Buondelmonte*, wird gegen 1420 datiert (**Abb. 18** = Titelseite dieser *Zeitensprünge*-Ausgabe [Thrower 1996, 57]) und verweist damit ebenfalls in das 15. Jh.

Insgesamt gilt für eine frühmittelalterliche karolingische Kartographie: Was für Großkarls frühes Mittelalter selbst nicht gezeigt werden kann, ist durchaus vorhanden, aber eben nicht im 7. bis 10., sondern im 12. bis 15. Jh. Einmal mehr erweisen sich drei Jahrhunderte für einen kulturhistorisch wichtigen Start als leer.

IVc. Fazit und Karls Geograph Dicuil

Wie aber steht es mit *Dicuil*, wird der Mediävist einwerfen? Sicher, Karten werden ihm nicht zugeschrieben. Aber hat er nicht eine geographische Summa unter dem Titel *Liber de Mensura Orbis Terrae* hinterlassen, in der die von Kaiser Theodosius II (408–450) angeregte *Mensuratio Orbis* (ca. 435) ebenso verarbeitet ist wie Werke von Plinius, Orosius und Isidor von Sevilla? Dieser irische Mönch aus einem nicht näher bekannten Kloster im fränkischen Gebiet wird gewöhnlich zeitgleich mit Großkarl angesetzt, an dessen nichtauffindbarem Hof in Aachen er zur Belehrung des Kaisers gewirkt habe. Vergessen wird bei diesem Argument, dass Dicuil eben über das Großkarldatum und nicht aus unabhängiger chronologischer Quelle datiert ist. Man würde also eine geographische Expertise für den Zeitraum Großkarls mit dem ja gerade bezweifelte Zeitraum Großkarls beweisen wollen, also zirkulär verfahren.

Mittlerweile wird der Ire meist sogar aus Karls Hof ganz herausgenommen und – mit einem Zeitansatz bei 820 – Ludwig dem Frommen zugeschlagen [Hägermann 2000, 646]. Aber selbst über seine Zuordnung zu karolingischen Mächtigen überhaupt ist man sich nicht mehr sicher:

„Ob des Gelehrten Dicuils Schriften [...] noch in die Lebenszeit Karls fallen und ob sie mit dem Hof überhaupt in Verbindung gebracht werden können, ist mehr als umstritten“ [Hägermann 2000, 550].

Einen Beweis für die Existenz karolingischer Geographie oder gar Kartographie wird man aus einem solchen Diskussionsstand nicht leichtthin antreten wollen. Die These von drei fehlenden Jahrhunderten [Illig 1998; 1999] lässt sich also mit kartographischem Material, das man gerade für die behaupteten Großreiche aus der bezweifelte Periode mit allem Recht erwarten durfte, nicht zurückweisen.

Anhang: Die ersten Kartendrucker ohne Großkarl

Günther Zainer (Zeyner, Zayner; * Reutlingen?; † Augsburg 1478) ist Drucker seit 1468 und wird der Menschheit erster Kartendrucker im Jahre 1472, in dem er zu Augsburg die *Etymologia* des Isidor von Sevilla aus dem späten 6. oder frühen 7. Jh. mit einer T-O-Weltkarte herausbringt. Eine ähnliche Abbildung wird im Jahr 1473 auch in einer Isidor-Ausgabe des *Johann Mentelin* (* Schlettstadt ?; † Strassburg 1478) publiziert. Mentelin arbeitet bereits seit 1458 als Drucker und ist Lehrer Zainers, der ihm dann aber doch um ein Jahr zuvorkommt.

Lucas Brandis aus Lübeck zieht im Jahre 1475 mit einer Weltkarte in seinem *Rudimentum Novitiorum* nach. *Konrad Winters* aus Köln folgt – wiederum mit Karten für eine Isidorausgabe – im Jahre 1476. Und damit ist das halbe Jahrzehnt eines deutschen Druckmonopols für Karten auch schon vorüber. In Bologna erscheint 1477 anonym gleich ein ganzer Atlas. Die im 13. Jh. aufgefundene *Geographie* wird dafür als Werk des Ptolemäus vorgelegt und mit 26 eigens dafür geschaffenen Holzschnittkarten versehen. Es wird Ende 1482, bis *Johannes Schnitzer* von Armsheim aus Ulm einen ähnlichen Atlas mit 32 noch besser gemachten „Ptolemäus“-Karten dagegen setzt.

Zuvor allerdings waren schon Rom (durch den Emigranten *Arnold Bucking*, 1478) und Florenz (durch *Francesco Berlingheri* Anfang 1482) mit „Ptolemäus“-Atlanten in Erscheinung getreten. 1483 kommt aus Venedig der erste Atlas. Der Emigrant *Peter Löslein* hat ihn für die Lagunenmetropole produziert, an die *Erhard Ratdolt* die Kunst des Kartendruckens allerdings bereits im Jahre 1480 weitergegeben und mit einer Abbildung nach Art des Pomponius Mela (1. Jh.) im Jahre 1482 gekrönt hatte. 1481 beginnt *William Caxton* im englischen Westminster mit gedruckten Karten. *Pierre d'Ailly* folgt im flandrischen Löwen (Louvain) 1483. Ab 1498 druckt der Mainzer *Bernard von Breydenbach* (Karten seit 1486) im spanischen Saragossa. Die neue Kunst ist jetzt europaweit etabliert [Überblick bei Campbell 1987, 232 f.].

Bei all diesen ehrgeizigen und geschäftstüchtigen Pionieren des Kartendruckens fällt auf, dass sie auf Werke der Spätantike (Macrobius und Orosius, 5. Jh.; Isidor, 6./7. Jh.) oder gar des Altertums (Pomponius Mela, 1. Jh.; „Ptolemäus“-*Geographie*, „2.“ Jh.) zurückgreifen. Niemand versucht, seine Käufer mit Reproduktionen der glänzenden Karten Großkarls anzulocken. Man würde diese Merkwürdigkeit viel besser verstehen, wenn die Einhardlegende zu Großkarls Karten überhaupt erst in Kenntnis der wunderschönen Druckwerke – also irgendwann nach 1480 – geschrieben worden ist. Die Drucker konnten für ihre Ware mit Großkarl einfach keine Reklame machen, weil die kartographische Reklame für die wunderbare Existenz Großkarls eben erst nach Vorliegen ihrer Werke beginnen konnte.

Verwendete Literatur

- Bagrow, L., Skelton, R.A. (1951), *Meister der Kartographie* (1951), Berlin
Beaufort, J. (2002), „Die Fälschung des Almagest II: Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus“, in *Zeitensprünge*, 14, (1), 32 ff.
Beazly, C.R. (1897-1906), *The Dawn of Modern Geography: A History of Exploration and Geographical Science from the Conversion of the Roman Empire to A.D. 900*, 3 Bände, London

- Campbell, T. (1987), *The Earliest Printed Maps 1472-1500*, The British Library, London
- Crone, G.R. (19663), *Maps and Their Makers: An Introduction to the History of Cartography*, London
- Dilke, O.A.W. (1998), *Greek and Roman Maps*, Baltimore · London (1985)
- Hägermann, D. (2000), *Karl der Große: Herrscher des Abendlandes. Biographie*, Berlin · München
- Illig, H. (1998), *Das erfundene Mittelalter*, München · Düsseldorf (1992')
- (1999), *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München
- Kretschmer, K. (1909), *Die italienischen Portolane des Mittelalters: Ein Beitrag zur Geschichte der Kartographie und Nautik*, Berlin (Nachdruck Hildesheim 1962)
- Lindgren, U. (1985), "Geographische Schemakarten in Handschriften der Bayerischen Staatsbibliothek München", in W. Scharfe, E. Jäger (Hg.), *Kartographisches Colloquium Lüneburg*, '84, 15.-17. März 1984: Vorträge, Berlin, 215 ff.
- (1991), "Karte, Kartographie", in *Lexikon des Mittelalters*, Bd. V, München · Zürich, Sp. 1021-1023
- Miller, N. (1998), „Mapping the City: Ptolemy's *Geography* in the Renaissance“, in D. Buisset, *Envisioning the City: Six Studies in Urban Cartography*, Chicago, 34 ff.
- Prou, M. (1896), *Les monnaies mérovingiennes*, Paris, Reprint 1969 Graz
- Simek, R. (1992), *Erde und Kosmos im Mittelalter. Das Weltbild vor Kolumbus*, München
- Stevenson, E.L. (1917), *Facsimiles of Portolan Charts*, New York
- Tamerl, A. (1999), *Hrotsvith von Gandersheim: Eine Entmystifizierung*, Gräfelting
- Thrower, N. J.W. (1996), *Maps and Civilization: Cartography in Culture and Society* (19721), Chicago · London

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Das Auffindungswunder

Was bei Gunnar Heinsohn und Paul C. Martin so schwer zu begreifen ist, hat Hans Künkel in seiner Romanbiographie „Schicksal und Liebe des Niklas von Cues“ [1936, Leipzig] so gut dargestellt, dass der Vorgang auch für Skeptiker problemlos nachvollziehbar ist.

Hier in Köln, unter dessen Straßenpflaster noch das ganze Altertum in den geheimen Wölbungen schlief und dessen Privathäuser, Klöster und Kirchen aus alten Römerbauten erwachsen waren, mußte man den verlorenen Quell der Weisheit finden! Warum sollte er nicht selbst der Finder sein, er, dem das Leben so viel schenkte? [...]

Niklas durchforschte jetzt die Bücherei von St. Brigitten. Hier lag fast alles in Trümmern, und ein Turmbau, in den vom Bücherraum eine Leiter führte, sollte in der nächsten Zeit abgerissen werden, weil er zu nichts mehr nutze war. Der Frühlingsabend begann zu dämmern, und Niklas wollte gehen, weil er wußte, daß sie ihn erwartete. Auch war es kalt, und frostige Luft zog aus dem Turme herein. Es war schauerlich hier, und er wollte nicht mehr hierher zurückkehren. Aber um nichts unversucht zu lassen, stieg er doch noch die schwere, aus Eichenstämmen gebaute Leiter zum Turm empor. Oben lag hinter einer Vorkammer ein Zimmer, quadratisch und leer. Durch die runden Fensterbögen sah düster das Abendlicht. Vor dem Kamine auf dem Boden lag ein Haufen von Brettern und Stroh. Um sich in dem öden Gelaß umzusehen, machte er Feuer im Kamin und folgte dem Schein der Flamme, der in dem furchtbar hohen Turmraum emporleckte. Wie eine riesige, schwarze Steinhöhle war der Bau, der nur noch Nachtvögeln, die im Dunkeln sehen, Wohnung bot. Zerbrochene Regale an den Wänden zeigten, daß hier vor Zeiten Menschen gehaust hatten, vielleicht vor Jahrhunderten. Er stieß in den wüsten Haufen auf dem Boden — es war nichts als Abfall und Schutt. Da zog er unter den Brettern an der Wand ein Buch hervor und betrachtete es im Feuerchein: es war ein uralter Psalter, von ungefüger Hand gemalt. Er warf ihn ärgerlich beiseite, denn von diesen gab es in den Klosterbüchereien mehr als genug. [...]

Finden ist immer etwas Seltsames. Man findet nichts umsonst. Wie von einer Hand gezogen, suchte er weiter; finden mußte er! Er räumte das herabgebrochene Regal beiseite, immer wieder lauschend, ob nicht jemand hinter seinem Rücken ein Geräusch machte, aber alles blieb totenstill. Er arbeitete hartnäckig, versessen, als müsse er hier endlich finden, was er suchte, und wenn er die ganze Nacht im Turm von St. Brigitten saß! Er räumte die Bretter

fort, und seine Rechte tauchte in eine unergründliche Schicht von Moder und Staub. Endlich stieß er auf etwas Hartes — es waren Bücherrücken! Jetzt faßte er mit beiden Händen zu und zog nacheinander zwei uralte, gewaltige Kodizes hervor. Er schrie vor Freuden auf und erschrak selbst vor dem Wiederhale seines Schreies. Er lauschte wieder, dann schleppte er die Bände ans Feuer und schlug sie auf. „*Plauti Comoediae*“ las er, während die große Schrift vor seinen Augen flimmerte. [...] Die Komödien des Plautus! Die lange Gesuchten! Da lagen sie vor ihm in zwei alten Riesenbänden, wundervoll gemalt in Schwarz und Rot. Er fuhr sich mit der beschmutzten Hand über die Stirn: was es möglich, daß er wachte, daß dies kein Traum war? Da lagen sie, schwer und wuchtig, vergessen von den Jahrhunderten, und in einer kühlen Februarnacht wieder aufgewacht! Was würden sie in Italien sagen, die Freunde, die Humanisten, der gelehrte Poggio, der Kardinal Orsini, ja, der Papst! Wie ein Wahnsinn packte ihn jetzt die Gier. [...] Wieder zog er einen Band heraus: abermals Plautus, ein anderer Komödienband! Hatte er den gesamten Plautus hier gefunden?

Ein neuer Band ohne Titel! [...] Das mußte Cicero sein! [...] Sollte er denn hier die gesamten fehlenden Schriften der Antike finden? Er legte den titellosen Band zu den anderen und grub weiter. Kleine Bände, große Bände, lose Blätter dazwischen, eingehüllt in abgrundtiefen Staub. Vergilius, Gajus Julius Cäsar, Ovidius Naso, die erlauchtesten Namen, die Kronen und der Glanz der antiken Welt! Fast glaubte er, der Teufel selbst hätte ihm in dieser Felsenkammer den Tisch gedeckt! [...] achtzig an der Zahl, ein ungeheurer Fund, wie wohl noch kaum ein Mensch ihn gemacht hatte, seit man nach Büchern grub! [...] Hohenstauffer, Ottonen, ja, die Karolinger waren Kaiser gewesen, als die vergessenen Schreiber über diesen Büchern saßen. Schauder jagte über seinen Rücken [...]

Das lebendige Schicksal hatte in sein Leben eingegriffen. Mit einem Streich hatte es ihn auf einen neuen Weg gesetzt: seinen eigenen Weg! Jetzt konnte er des Kardinals Orsini sicher sein, die berühmtesten Humanisten mußten sich um ihn bemühen, ja die päpstliche Kurie selbst. Er konnte Sekretär des Papstes werden, als Kleriker konnte er von Stufe zu Stufe steigen. [...]

Niklas warb vier Zunftgesellen, die die achtzig Bände in seine Wohnung schleppten. [...]

Dann machte er sich an die Abschrift. Dreimal wollte er das ganze Werk abschreiben, einmal für sich und zweimal für Rom; und die Abschrift war um so dringlicher, als sich das alte Original mit jeder Woche mehr in Staub auflöste. [Künkel 156-166]

Zusammengestellt von Heribert Illig, nachdem Peter Hahn, München, das Buch in einem verstaubten Antiquariat aufgefunden hat.

Karolingische Spuren auf der „Straße der Romanik“ ?

Gerald Schmidt

Kein anderes Bundesland kann so viele Zeugen romanischer Architektur von zum Teil hohem und höchstem Rang aufweisen wie Sachsen-Anhalt. Es sind Zeugen einer seit dem 10. Jh. bedeutenden geschichtlichen Entwicklung früher wirtschaftlicher und kultureller Blüte. Aus diesem Grunde wurde im Mai 1993 durch den Landesfremdenverkehrsverband mit der „Straße der Romanik“ eine etwa tausend Kilometer lange touristische Attraktion mit bislang 80 ausgewählten Bauwerken für jedermann zugänglich gemacht. Die 80 „Tore zum Mittelalter“ sind aufgeteilt in eine Nord- und eine Südroute.

Magdeburg

Die Nordroute beginnt in Magdeburg mit den sakralen und profanen Bauten ottonischer und späterer Architektur, welche sich auf der langgezogenen westlichen Uferterrasse der Elbaue erheben. Der Komplex „Alter Markt“ zwischen dem mächtigen Dom und dem Kloster Berge ist in der Vergangenheit des öfteren umgegraben worden. Was die Archäologen ans Tageslicht beförderten, datierten die Spezialisten entsprechend den noch vorhandenen karolingischen urkundlichen Vorlagen wie z.B. den Reichsannalen, den Annales Guelferbytani, den Annales Laureshamensi, dem Diederhoffer Kapitular usw. Damit war klar, dass die frühgeschichtlichen Befestigungen um den Magdeburger Domplatz in Form von Spitzgräben zu der Zeit Karls des Großen angelegt sein mussten. Eigenartigerweise ist der Anteil der slawischen Keramik, der von den Archäologen zwischen 850 und 1000 datiert wird, im Gegensatz zu den frühdeutschen Scherben um ein Vielfaches häufiger. Das Verhältnis beträgt 3 : 1. Auch die moderne Namensforschung favorisiert die Herkunft des Ortsnamens „Magdeburg“ aus slawischen Wurzeln und nicht von einer karolingischen Gründung.

Demnach bedeutet „*Maidheburh*“ (Ratsurkunde aus dem Jahre 1294) mit den Worten „*med*“, „*miod*“ gleich Honig und „*buru*“, „*bor*“ soviel wie Wald, also „Honigwald“.

Betrachtet man auch die Vielzahl der archäologischen Funde im gesamten Umfeld von Magdeburg, stellt man fest, dass neben vereinzelt Funden der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit die slawischen Funde dominieren. Karolingische Funde fehlen ganz, obwohl nach übereinstimmen-

der Meinung der Historiker Karl der Große bei Magdeburg zwei Brücken über die Elbe bauen ließ. Wie seltsam, denn zwischen 789/805 und etwa 1300 sind Elbbrücken im Magdeburger Raum unbekannt. Ab 1158 ist lediglich die Rede von einer mächtigen, hochwasserfreien 23 km langen Holzstraße, dem so genannten „*Kludamm*“, welcher ins Ostelbische führte (altslawisch „*klucz*“ = Schlüssel). Dieser Elbübergang wurde aber mit Fähren betrieben.

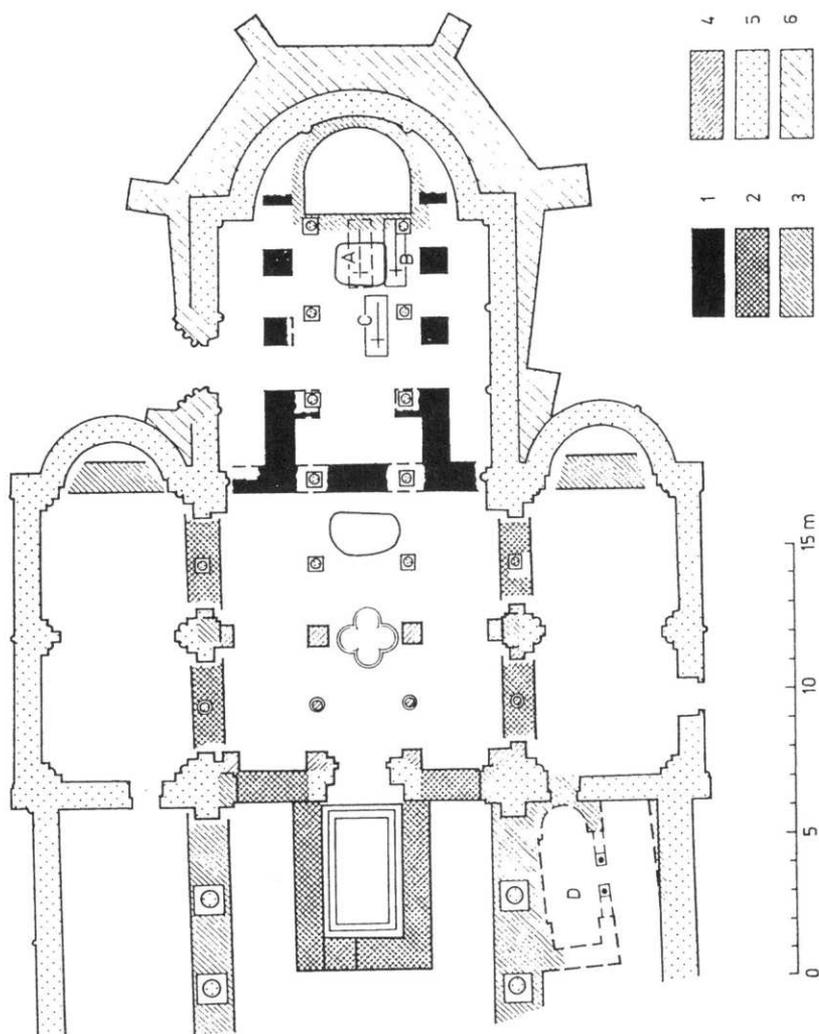
Ein ähnliches Bild zeichnet sich im weiteren Verlauf der Nordroute ab, deren Objekte weder hinsichtlich ihrer Bautechnik noch bezüglich der aus den archäologischen Funden resultierenden Ergebnisse in die karolingische Epoche passen.

Demzufolge verlasse ich jetzt die Nordroute und wende mich der Südroute mit ihren zahlreichen Hinterlassenschaften karolingischer Fortifikationstechnik zu.

Quedlinburg

Die Perle dieser Route ist zweifellos die auf der Weltkulturerbeliste eingetragene Stadt Quedlinburg mit ihrer beherrschenden Stiftskirche *St. Servatius*, der „Heiligen Hauptkirche“ des frühmittelalterlichen Reiches und damit architektonischer Höhepunkt der sächsischen Romanik. Schon zu Anfang des 10. Jhs. hatte Quedlinburg reichsgeschichtliche Bedeutung. Hier residierte das sächsische Grafengeschlecht der Liudolfinger, das seit 919 mit Heinrich I. den ersten deutschen König aus dem Hause der „*Ottonen*“ stellte. Der Legende nach soll der Liudolfinger vor dem „*Vogelherd*“ am Fuße seiner Pfalz von den Reichsfürsten die Königskrone überbracht bekommen haben.

Im Jahre 936 wurden die sterblichen Überreste Heinrichs I. von Memleben in den Quedlinburger Dom überführt. Wo jedoch sind seine Gebeine abgeblieben? Mit dieser Frage beschäftigten sich gerade im letzten Jahrhundert viele Spezialisten. Stellt man bei einer Domführung diese Frage, bekommt man prompt die zu erwartende Antwort: „Hier neben seiner Gattin Matthilde vor dem Altar“. Meine Alternativfrage: „Durfte ein nicht heilig gesprochener König überhaupt vor einem christlichen Altar bestattet werden?“, wurde ohne Begründung abgewiesen. Die lapidare Erklärung lautete, dass die Grablege aufgrund des großen Brandes im Jahre 1070 bzw. im Zuge mehrerer Umbauten des Öfteren verlegt wurde. Genau das ist wohl umstritten, denn in den ausführlichen Grabungsunterlagen aus den Jahren 1938 bis 1942 sind alle möglichen Bauten und Grablegen genauestens von dem Archäologen Hermann Wäscher nach einzelnen Bauepochen gegliedert und nach dem damaligen Wissensstand chronologisch eingeordnet wurden. Ich möchte hier nur kurz die wesentlichen Details der Ergebnisse erwähnen.



Quedlinburg, Stiftskirche, Grundriss der Osthälfte mit Bauphasen:

- | | |
|--|---|
| 1 Pfalzkirche König Heinrichs I. | A Ursprünglicher Beisetzungsort
Heinrichs I. († 936) |
| 2 Stiftskirche der Königin Mathilde | B Sarg der Königin Mathilde († 968) |
| 3 Neubau der Äbtissin Mathilde | C Sarg der Äbtissin Mathilde († 999) |
| 4 unter Äbtissin Adelheid ein-
gebaute Krypta | D Kapelle St. Nikolai in vinculis |
| 5 Bau von 1070-1129 | |
| 6 Chor-Erneuerung um 1300 | |

Auf dem Burgberg befanden sich zum Zeitpunkt des Todes Heinrichs I. lediglich zwei kleine Pfalzkapellen, welche vermutlich im 9. Jh. entstanden sind und kaum länger als 15 Meter waren [Wäscher 51]. Es sind die noch heute vorhandene und überbaute Wegekappelle *St. Nicolai* im Südschiff des Servatiusdomes, sowie eine nordöstlich gegenüberliegende, ehemals dreischiffige *St. Peters Basilika* [Wäscher 10]. Letztere gilt als eigentliche Grabeskirche Heinrichs I. [Widukind 60]. Ihr folgten an gleicher Stelle drei Nachfolgebauten, aus denen heraus sich der heutige Dom entwickelte. Äbtissin Adelheid ließ bis 1021 zur Errichtung eines neuen Altars die alte Confessio beseitigen, verlegte die Königsgräber und ließ an deren Stelle zwei Reliquenschächte in den Felsen anlegen [Wäscher 54 ff.]. Demnach erfolgte eine dadurch bedingte Verlegung der Königsgräber noch vor der Brandkatastrophe.

Die ersten Grabungen nach der Suche der Königsgräber begannen 1756 und förderten den beschädigten Sarkophag mit Knochenresten, vermutlich der Königin Mathilde, zu Tage [Wäscher 52]. Das Heinrichsgrab lag angeblich unter einer zerbrochenen Marmorplatte, wurde aber nicht weiter untersucht! Im Jahre 1869 wurden die Reste der alten Confessio erneut freigelegt, aber diesmal kein Heinrichsgrab vorgefunden. 1937/38 setzten die Nazis alle Hebel in Bewegung, um die Königsgräber aufzufinden, bevor der Umbau der Krypta in eine neoromanisch-teutonische Kultstätte beginnen sollte. Und tatsächlich wurde südlich der alten Confessio ein kleiner Bleisarg im Schutt entdeckt. In unmittelbarer Nähe des Sarges fand man neben einem Skelett einen zweiten Schädel mit einem schmuckbesetzten Stirnband als Teil einer Hasenfellkappe, welche dem König zugeschrieben wurde [Wäscher 53].

Der kleine Bleisarg gilt als Teil einer Wiederbestattung und wurde 1938 in der kleinen Kapelle *St. Nicolai* untergebracht. Den Schädelknochen hingegen setzte man 1947 erneut an der Fundstelle von 1937/38 bei. Ob all die genannten Knochenreste tatsächlich Heinrich I. angehören, konnte Wäscher damals nur mutmaßen. Verlässliche Beweise könnten nur durch eine moderne DNA-Analyse bei einer erneuten Exhumierung erbracht werden. Fazit: 936 bestattete man den ungesalbten „christlichen“ König der heidnischen Sachsen und ihrer Verbündeten mit einer Hasenfellkappe aus wahrscheinlich slawischer Handwerksfertigung, nicht mit den Insignien eines würdigen Nachfolgers der großen Frankenkönige. Dies geschah in einer winzigen, dem heiligen Petrus geweihten Pfalzkapelle unter „spätkarolingischen“ Säulenkapitellen.

Wir verlassen den eindrucksvollen Ort und folgen der Südroute über hoch gelegenen Fichten- und Tannenwald, dann hinab durch die malerisch schöne Goldene Aue vorbei am Kyffhäuser und anderen Kastellen aus dem 11.–13. Jh. zum Oberlauf der Unstrut. Der Weg folgt dem Flusslauf in östlicher Rich-

tung durch eine weite Geländemulde, welche an drei Seiten von dicht bewaldeten Hügelketten eingefasst ist. Kurz bevor die Unstrut oberhalb von Nebra in das lange, von steilen Felswänden umsäumte Tal ihres Unterlaufes eintritt, erreichen wir unser nächstes Ziel.

Memleben

Das Dorf Memleben ist der südlichste Ort im ehemaligen Hassegau. Nach der Zerstörung des Thüringerreichs im 6. Jh. hatten hier und im weiteren Umfeld sächsische Stämme Fuß gefasst. Wenig beachtet wurde bislang die slawische Besiedlung der westsaalischen Gaue und Landschaften, welche zweifelsohne zeitgleich verlief. Bis heute besteht auch bei den Wissenschaftlern keine übereinstimmende Ansicht über die Herkunft des Gaunamens. Sprachliche Beweisführungen bei Hessler mündeten ins Uferlose mit dem bescheidenen Ergebnis, dass infolge der Latinisierung die zurückliegende Namensform nicht klar erkennbar sei, aber durch die zahlreichen karolingischen Quellen wahrscheinlich gemacht werde. Ich halte die unbeachtete slawische Komponente für die ursprüngliche Namensform. Aus der urslawischen Form „g(v)ozd“ zum ältersorbischen „hozď“ = Wald bzw. dem tschechischen „hvozď“ = (dichter) Wald lassen sich eher Bezüge zur Landschaft des ehemaligen Hassegaues ableiten, zumal diese durch den archäologischen Fundus des letzten Jahrhunderts gesichert sind.

Ich werfe aber zunächst einen Blick in die *urkundlichen Belege* des frühen Mittelalters. Gemäß der etablierten Historie verlief die Chronologie der Ereignisse wie folgt. Auf dem Reichstag zu Quierzy (bei Soissons) wurde Karl dem Großen vom Mainzer Erzbischof Lul das Kloster Hersfeld übergeben. Der Kaiser stellte es unter seinen Schutz und stattete es fortwährend mit reichem Landbesitz aus. Darunter befand sich auch ein Gebiet zwischen Südharz, Kyffhäuser und Unstrut. Die östliche Grenze verlief entlang der Saale. Dies geschah im Jahre 780! Hierfür wurde ordnungsgemäß eine Akte angelegt. Es handelt sich um das so genannte „*Breviarium Sancti Lulli archiepiscopi*“ und das später ergänzte Hersfelder Chartular, besser bekannt unter dem Namen „*Hersfelder Zehntverzeichnis*“, das eine Burgenliste enthält, auf die ich später genauer eingehen werde. Doch an dieser Stelle beginnen bereits die Ungereimtheiten.

So taucht der o.g. St. Lullus nur kurzzeitig zwischen 755 bis 786 als Erzbischof von Mainz in den Akten auf. Ab 765 ist er gleichzeitig der erste Abt der Hersfelder Reichsabtei. Offensichtlich mangelte es damals an hochqualifizierten und zuverlässigen Klerikern. Auch das *Hersfelder Zehntverzeichnis* selbst wurde erst zwischen 830 und 850 angelegt. Die Beurkundung fand



Das Gebiet um Memleben

sogar erst zwischen 880 und 899 statt. Fragen und Widersprüche. Aber es wird noch diffuser.

Im Jahre 968 tauscht Otto I. vom Hersfelder Abt die Güter des Hassegaues für sich ein und schenkt diese zunächst dem neuen Erzstift Magdeburg, kurz darauf der Halberstädter Diözese. Später tauscht auch Otto II. die gleichen Ländereien nebst Burgen vom Hersfelder Abt Gozbert gegen andere Güter für sich ein und schenkt sie dem Kloster Memleben. Das belegt ein Diplom vom 20. Mai 979. Kurz darauf lässt Otto das Kloster zur reichsunmittelbaren Abtei erheben, stellt es 981 unter päpstlichen Schutz und rechtlich den großen Reichsklöstern Fulda, Corvey und Reichenau gleich. In diesem Zusammenhang ließ er eine ungewöhnlich große Abteikirche mit zwei Querhäusern, zwei Seitenschiffen, zwei Chorapsiden und zwei Krypten errichten. Das weitere Schicksal des Klosters und seinem Konvent unter Otto III. ist nicht ganz eindeutig, doch scheint der infantile Kaiser den weiteren Ausbau weiter forciert zu haben.

Auch dessen Nachfolger, Kaiser Heinrich II., der letzte Liudolfinger, bestätigte die Privilegien der Reichsabtei noch im Jahre 1002, bevor er einige Jahre später die Selbständigkeit des Konvents aufhob und das Kloster als Probstei dem Kloster Hersfeld unterstellte. Bei diesem Hin und Her kann man schon bei oberflächlichem Lesen der Akten und Dokumente erahnen, dass hier etwas nicht stimmt.

Die Burgenliste des Hersfelder Zehntverzeichnisses

Es ist Zeit, das chronologische Labyrinth einmal von einer anderen Seite zu durchleuchten. Bezieht man Illigs Phantomzeitthese in die Chronologie mit ein, ergibt sich zwangsläufig ein klarerer Geschichtsverlauf, in dem die kontroversen Arbeiten jahrzehntelanger Forschungen im Bezug auf das *Hersfelder Zehntverzeichnis* erheblich entflochten werden. Der Umfang des Gesamtverzeichnisses würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen, so dass ich mich lediglich auf die Burgenliste mit dem Kloster Memleben beschränke.

Demnach fallen alle Ereignisse über das Hersfelder Reichskloster vor Machtübernahme der Sachsenkönige bzw. -kaiser in eine fiktive Zeit. Das betrifft nach Illigs Vorschlag vor allem die „*Dark ages*“ des 8. und 9. Jhs. Übrig bleibt nur noch eine Urkunde, datiert auf das Jahr 979 mit einer fast gleichlautenden Liste der „*civitates et castella*“ aus der Karolingerzeit. Dieses Diplom ist vielfach untersucht worden, die Meinungen darüber sind bis heute geteilt. So erklärt es Uhlirz in seinen Exkursen für echt, eine Meinung, der sich auch andere Diplomaten wie Stengel angeschlossen haben. Schröder dagegen hält die Abschrift im Hersfelder Chartular für die einer zweiten Ausfertigung, die ihrerseits der ursprünglichen Schreibung der nordthüringi-

schen Burgen im Diplom Ottos II. näher stand. Wibel zweifelt gar ganz an der Echtheit. Eine Gegenüberstellung beider Listen erlaubt erste Schlüsse, da ich die Reihenfolge nicht nach der bestehenden Chronologie dargestellt habe, sondern nach dem Abfassungszeitraum, der ja bekanntlich für die karolingische Liste erst im 12. Jh. erfolgte. Zusätzlich habe ich noch die Liste der gleichlautenden Dörfer zur besseren Übersicht hinzugefügt.

MG. DOII 191 (979) civitates et castella	Hersf. Ch. (866-900) urbes	Hersf. Ch. (830-850) villis
Alstediburch (Allstedt)	Altstediburg	Altstedi
Gerburgaburch (Kartenburg)	Gerburgoburg	Gerburgoburc
Niuuanburch (Beyernaumburg)	Niuuenburg	Niunburc
Burnigstediburch (Bornstedt)	Brunstediburg	Brunistat
Helpethingaburch (Helfta)	Helphideburc	Helpide
Scroppenleuaburch (Schraplau)	Scrabenleaburg	Scrabanloch
Cucunburch (Kuckenburg)	Cucunburc	Cucunburc
Quernuordiburch (Querfuert)	Curnfurdeburg	Curnfurt
Smeringaburch (Ober-Schmon)	--	Smean
Uitzanburch (Vitzenburg)	Vizenburg	Fizenburc
Scithingaburch (Burgscheidungen)	Scidingeburg	Scidinge
Mochenleiuaburch (Mücheln)	Muchileburg	Muchilidi
Gozcoburch (Goseck)	Gozzesburg	Gozacha civitas
Uuirbiniburch (Burgwerben)	Wuirbineburg	Wirbina
Suuemoburch (Burgstaden)	Suemeburg	--
Meresburch (Merseburg)	Merseburg	Mersiburc civitas
Hunleiuaburch (Holleben)	Hunleaburg	Hunenleba
Liutiniburch (Lettin)	Liudineburg	Liudina
--	Seoburg (Seeburg)	Seoburc

Diese Aufstellung lässt vor allem die etymologische Entwicklung der Namensangleichungen erkennen. Alle drei Abfassungen wurden zwar im lateinischen Vokabular geschrieben, doch enthalten nur die beiden Hersfelder Listen altniederdeutsche bzw. mittelhochdeutsche Ortsnamensformen. Im Diplom von 979 zeigen die Ortsbezeichnungen überwiegend gotische, germanisch-sächsische sowie slawische Wurzeln. Diese Tatsachen bestätigen, dass der Abfassungszeitraum der Hersfelder Schriften mit dem Siedlungsbeginn der holländischen und niederdeutschen Kolonisten ab der zweiten Hälfte des 12. Jhs. evident ist. Es ist auch die Zeit der Herrschaft Friedrich Barbarossas. Betrachtet man die „*civitates*“ im Diplom Otto II. genauer, lassen sich wei-

tere Schlüsse aus der Etymologie herleiten. So dürften mit hoher Wahrscheinlichkeit die Namen germanischen Ursprungs überwiegend vor dem 7. Jh. bzw. im frühen 10. Jh. entstanden sein, die mit slawischen Ursprung während der Völkerwanderung im ausgehenden 6. bzw. frühen 7. Jh. Hierzu einige Beispiele:

Die gemeingermanischen Schreibungen der Burgenorte *Scroppenleuaburch*, *Mochenleiuaburch*, *Hunleiuaburch* und in Ergänzung der Klosterort *Imenlevum* (Memleben) tragen das Grundwort „leben“, gotisch „*laiba*“, althochdeutsch „*leiba*“. Es bedeutet „Überbleibsel“ oder „Hinterlassenschaft“. Zur Ortsnamensbildung ist es aber nur im Ostsächsisch/Thüringischen gebraucht worden.

Bei den anderen Namen dominieren vor allem die „*ingi-*“ bzw. „*ithi-*“-Bildungen, welche zum ältesten germanischen Bestand gehören. Das sind die Burgenorte *Helpethingaburch*, *Smeringaburch*, *Scithingaburch*, *Uuirbiniaburch*, *Liutiniburch* und *Alstediburch*. Eine Ausnahme bildet der Burgort *Niuuanburch*, welcher sich aus dem mittelhochdeutschen „*niuwe*“ = neu ableitet. Die anderen Burgenorte wie z.B. *Gerburgaburch*, *Gozcoburch* oder *Meresburch* könnten mit der Zeit nach dem Burgenbauerlass Heinrichs I. aus dem Jahre 929 in Zusammenhang gebracht werden. Hierüber gibt es zur Zeit noch keine verlässlichen Untersuchungen.

Die archäologischen Befunde in diesen Burgen

Wie stimmen die philologischen Ergebnisse bei kritischer Überprüfung mit dem bislang ausgewerteten archäologischen Material überein ?

- I: *Alstediburch* (*Allstedt*); Höhenburg im Ostteil der heutigen Stadt mit Funden vorgeschichtlicher Scherben [Grimm 547]; zweifelsohne eine sächsische Gründung.
- II: *Gerburgaburch* (*Kartenburg*); lateinisch „*gerere*“ = sich fügen, einfügen; für die Identifizierung in der Wüstung Kartenburg spricht die wehrgeographische Lage berücksichtigende o.g. Urkunde von 979, die eine *Gerburgaburch* zwischen Allstedt und Beyernaumburg aufführt; prähistorische Funde fehlen; vermutlich sächsische Gründung.
- III: *Niuuanburch* (*Beyernaumburg*); „*niu*“ Angleichung an niederdeutsch „neu“; archäologische Hinterlassenschaften sind außer Teilen von Abschnittswällen und Gräben ohne Funde [Grimm 550] nicht nachgewiesen. Der zusammenfassende Kommentar zu dieser Burg lautet: „Ansonsten wissen wir von der in karolingischer und ottonischer Zeit vergabten (und folglich auch benutzten) Burg nichts Näheres [R. Schmitt 1996].“

- IV: Burgnigstediburch (*Bornstedt*); Funde von Scherben der Eisenzeit, Scherben der Übergangszeit, spätrömische und mittelslawische Scherben.
- V: *Helpethingaburch (Helfta)*; typischer thüringisch-sächsischer Ortsname = *Helpithi*; die durch mehrer Steinbrüche stark zerstörte Burgstelle lässt eine kleine trapezförmige Hauptburg (Hausberg Bischoferode) erkennen; archäologische Funde sind u.a. ein Steinbeil, eine Tonklapper usw. [Grimm 148, 157].
- VI: *Scroppenleuaburch (Schraplau)*; altsorbisch „*skrob*“ = kratzen/schauben; Gräben und Trockenmauerreste aus zwei deutlich getrennten Bauzeiten sind im Bereich der „alten Burg“ erhalten; die archäologischen Funde bestehen vorwiegend aus mittelslawischen Scherben und einigen rotbraunen Scherben [Grimm 482].
- VII: *Cucunburch* (Burg *Kuckenburg* auf dem Kranzberg bei Esperstedt); mehrfach bezugte ottonische Burg; Ringmauerreste teils aus Trocken-, teils aus Mörtelmauern wurden ergraben, archäologische Besonderheiten enthielt ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit, u.a. ein germanisches Vollgriffschwert [Grimm 463].
- VIII: *Qernuordiburch (Querfurt)*; nach einem Suchschnitt begannen 1980 auf der Burg die intensiven archäologischen Untersuchungen. Das Ergebnis: Bauarchäologische Forschungen haben einen stärkeren Siedlungsniederschlag des 9. und 10. Jhs. erbracht, aber nichts zu einer „Burg des Hersfelder Zehntverzeichnisses“, wenn man von dem seit langem erkannten äußeren Wall einer solchen Befestigung einmal absieht [R. Schmitt 1996]; außergewöhnlich gut erhaltene ottonische Burg!
- IX: *Smeringaburch (lokalisiert bei Ober-Schmon)*; urslawisch „*zman*“ (Appellativum); 937 *in loci marca qui Smeon dicitur*; auf eine 1903/04 abgetragene kleine Burgstelle weist der Bericht hin, da in dem künstlich errichtetem Hügel Fundamentreste etc. gefunden wurden [Grimm 480].
- X: *Uitzanburch (Vitzenburg)*; schwieriger Ortsname, evtl. Deutung aus dem altsorbischen Appellativum „*vez/vaz*“ = Ulme; archäologische Funde bestehend aus uralten Waffenresten und vielen Menschenknochen – Verbleib unbekannt [Grimm 485]; die Vitzenburg war seit 991 Sitz eines Nonnenklosters.
- XI: *Scithingaburch (Burgscheidungen)*; obersorbisch „*skit*“ = Schild, eher noch Appellativum zum niedersorbischen „*scitorog*“ = Schildhorn oder Landzunge; hierzu der Standpunkt von Grimm [396]: Erwähnung 531 *et ad Onestrudem (Unstrut) fluvium usque perviniunt...in urbe Scithingi super fluvium...* – evtl. Grenzbürg im 9./10. Jh.; archäologische Funde

bestehen aus mittelslawischen und jüngeren deutschen Gefäßresten, u.a. ein Specksteinspinnwirtel. Während Grimm durchaus klaren Sachverstand dokumentiert, wird das Gesamtbild von Burgscheidungen durch die diffusen Interpretationen von R. Schmitt neuerdings wieder entstellt: Die Lokalisierung jener Burg Scidingi gelang während der Ausgrabungen 1960/62 nicht, dafür aber der Nachweis einer jüngeren Besiedlung des 8./9. Jhs.!

- XII: *Mochenleiuaburch (Mücheln)*; altsorbisch „*much-l*“ oder eher „*moch*“ = Moos; bislang wurden keine Befestigungsreste gefunden, die Burg wird an der Stelle der Altstadt in der Form eines unregelmäßigen Vierecks zwischen dem Mühltor, Obertor und Öltor vermutet [Grimm 336]. Bronzezeitliche Funde im Bereich der Altstadt.
- XIII: *Gozcoburch (Goseck)*; altsorbisch „*gvozđ*“ = Wald; etwa 0,5 km östlich des Schlosses befindet sich eine jungbronzezeitliche Höhensiedlung, bestehend aus mehreren parallelen Terrassen, die von einer zerstörten Befestigung herrühren könnten [Grimm 617]. Wäscher lokalisiert sie im Bereich des heutigen Kloster- und Gutsreales. Schmitt vermutet die alte Burg im Bereich des heutigen Vorwerkes.
- XIV: *Uuirbiniburch (Burgwerben)*; unter den Gütern, die Bischof Wigbert von Merseburg 1004–1009 für seine Kirche erwarb, wird eine Burg *Wiribeni* genannt; archäologische Funde sind keine vermerkt.
- XV: *Suuemoburch* (eine gänzlich untergegangenen Burg an der Schwarzeiche im Klobikauer Grund, lokalisiert durch den Ortsnamen Burgstaden); altsorbisch „*Svemir*“ oder altschechisch „*Sveboh*“, evtl. auch lateinisch „*Suum*“ – Eigentum. Über archäologische Funde wird nicht berichtet.
- XVI: *Meresburch (Merseburg)*; obersorbisch „*merca*“ = Maß, evtl. auch häufiger altsorbischer Personennamen „*Mer*“; südliche Burg welche vielleicht schon auf Heinrich I. zurückgeht (*civitas Meresburgensis*), bei Thietmar (*antiquum opus Romanorum*). Archäologische Funde bestehen aus Siedlungs- und Einzelfunden der jüngeren Bronzezeit, der römischen Zeit, der mittelslawischen Zeit (dabei eine verzierte Tonwanne) [Grimm 332].
- XVII: *Hunleiuaburch (Holleben)*; althochdeutsch „*huni*“ = junges Tier sowie gotisch „*laiba*“ = Hinterlassenschaft; natürliche flache Erhebung in der Saaleaue; Funde bestehen aus eisenzeitlichen, mittelslawischen, rotbraunen und blaugrauen deutschen Scherben [Grimm 514].
- XVIII: *Liutiniburch (Lettin)*; altsorbischer Personennamen „*L'utin*“ („*lut*“ = wild); bislang keine archäologischen Ergebnisse.

Ergänzend wäre noch die Seeburg im nördlichen Teil des Hassegaues zu erwähnen. Während sie 979 noch gar nicht genannt wird, erscheint sie in den Abschriften des Hersfelder Zehntverzeichnisses aus dem 12. Jh. rückwirkend für die Karolingerzeit. Prähistorische Funde vor 979 sind nicht nachgewiesen worden. Kurios ist auch die Doppelnennung von Burgwerben auf dem Hersfelder Papier: *Uuirbineburg ...* bzw. *item Vuirbinaburg*. Wurden die Schreiber des 12. Jhs. konfus, oder waren die Vorlagen aus der Karolingerzeit so schlecht?

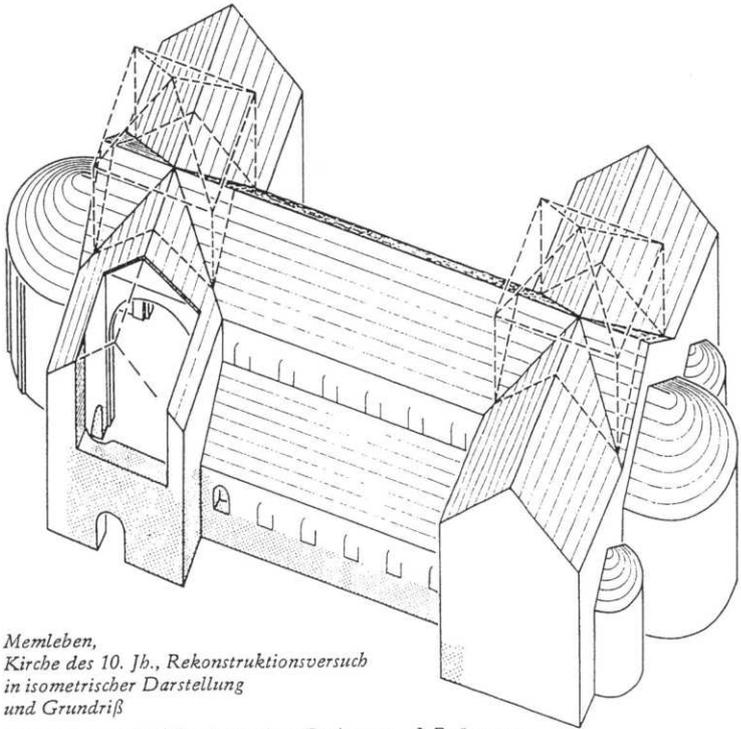
Ergebnis

Ein kurzes Fazit an dieser Stelle zeigt: Augenscheinlich fehlen an allen bislang untersuchten Objekten Befestigungsspuren aus der Karolingerzeit. 50 % der Burgen sind slawischen Ursprungs und weitere fünf mit urgeschichtlichen Funden belegt. Etwa ein Drittel sind Neugründungen aus der Ottonenzeit.

Kloster Memleben

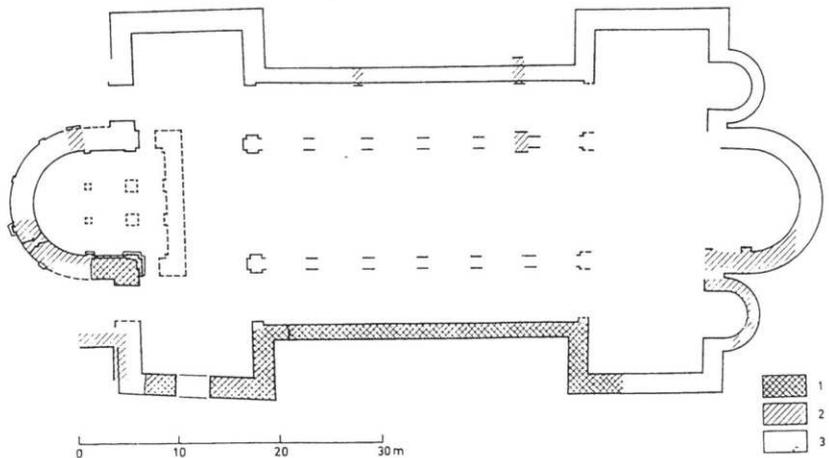
Auch der Klosterort Memleben selbst ist schon des öfteren archäologisch untersucht worden. Memleben = *Imenlevum*, so finden wir die Bezeichnung in den Urkunden Heinrichs I. Es leitet sich aus dem urslawischen „*Imen*“ = nehmen und dem gotischen „*laiba*“ = Hinterlassenschaft ab, was sich archäologisch gut belegen lässt. Neben etlichen handkeramischen und nordischen Scherben der jüngeren Steinzeit fand man auch Keramikreste der Jahrhunderte vor und nach dem Beginn der Zeitrechnung. Rote und blaugraue deutsche Scherben entstammen dem 12.–14. Jh.

Die Serie der Widersprüche setzt sich fort. So stellt sich immer wieder die Frage, welchem Zweck dienten die Burgen im Hassegau während der Ottonenzeit? Behauptet wird; einzig und allein der Sicherung des Zehnts. Im Urkundenbuch des Hochstiftes Halberstadt ist für das Jahr 968, der Gründung des Erzbistums Magdeburg, vermerkt, dass der Bischof von Halberstadt als Entschädigung alle Zehnten im *Hosgowe* (Hassegau) erhält, den Kaiser Otto I. von der Abtei Hersfeld eingetauscht und ursprünglich der Magdeburger Kirche geschenkt hatte. Wir erinnern uns: Einen gleichen Rechtsakt vollzog auch Otto II. im Jahre 979. Demnach müssten die Halberstädter irgendwann zwischen 968 und 979 freiwillig auf den Zehnten im Hassegau verzichtet haben, da Otto II. diesen erneut von Hersfeld eintauscht. Über die Ergebnisse diplomatischer Untersuchungen gibt es bis heute nur Mutmaßungen. Doch die Lösung liegt auf der Hand und der Schlüssel dazu in Memleben. Der Plan Ottos II. zur Errichtung einer Memorialstiftung setzte beträchtliche Einkünfte voraus, welche vor allem im Hassegau, aber auch in anderen Zehntgebieten verfügbar waren.



*Memleben,
Kirche des 10. Jb., Rekonstruktionsversuch
in isometrischer Darstellung
und Grundriß*

1 aufrecht stehende Teile 2 ergrabene Fundamente 3 Ergänzungen



Memleben [Bellmann/Leopold 1964]

Als im vorigen Jahrhundert die Untersuchungen im Memlebener Klosterkomplex begannen, vermutete man, dass es sich bei den gewaltigen Mauerresten um die „*Heimliche Pfalz*“ Heinrich I. bzw. Otto I. handele. Man verließ sich wie immer auf die sauber geschriebenen Passagen in den ottonischen Diplomen und sächsischen Viten. Die Ergebnisse der Grabungen von 1936 ließen erste Vermutungen zu, dass es sich bei den Mauerresten nicht um die Pfalz, sondern um einen kirchenähnlichen Komplex handele. Erst als man 1959 bis 1966 den Spaten erneut ansetzte, kam die Bestätigung. Es waren die Fundamente und Mauerzüge eines gigantischen ottonischen Kirchenbaues, dessen Ausmaße im 10. Jh. nur noch von dem alten romanischen Dom in Köln übertroffen wurde. Dieser war mit 94 m Länge und 41,5 m Breite gegenüber dem Memlebener mit 82 m bzw. 39 m nur wenig größer. Wolf hat 1995 trefflich die Bedeutung des Marienklosters dokumentiert; er sieht den Memlebener Dombau als Mittelpunkt der Memorialstiftung zum Hauskloster und als vorbereiteten Grabgelege Ottos II. und seiner Gemahlin Theophanu. So stünde Memleben in einer Reihe mit Quedlinburg (für Heinrich I. und Mathilde), Magdeburg (für Otto I.), Aachen (für Otto III.) und Bamberg (für Heinrich II.).

Alles in allem konnte ich auf meinen vielen Rundreisen auf der Straße der Romanik keine karolingischen Spuren entdecken. Sie sind auch nicht von den Ottonen verwischt worden. *Es hat sie nie gegeben.*

Sekundärliteratur

- Bellman, F. / Leopold, G. (1964): „Die ottonische Abteikirche Memleben“; in: *Varia Archaeologica*, Berlin, 354-364
- Beumann, H. (1991): „Entschädigungen von Halberstadt und Mainz bei der Gründung des Magdeburg“; in: FS H. Zimmermann, 383-398, Sigmaringen
- Bischoff, K. (1967): *Sprache und Geschichte an der Mittleren Elbe und der unteren Saale*; Köln · Graz
- Böhmer, J. F. (1893): *Regesta Imperii II. Die Regesten des Kaiserreichs unter den Herrschern des Saechsischen Hause 919-1024*; Innsbruck
- Brachmann, H. (1978): *Slawische Stämme an der Elbe und Saale*; Berlin
- Ehlers, J. (1994): „Otto II. und Kloster Memleben“; in: *Sachsen und Anhalt*, 18, 51-82
- Eichler, E. (1987/93): *Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße*. 3 Bände; Bautzen
- Grimm, P. (1958): *Die vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle der Bezirke Halle und Magdeburg*; Berlin
- Hessler, W. (1957): *Mitteldeutsche Gaue des frühen und Hohen Mittelalters*; Leipzig

- Hoffmann, J. (1938): „Die Schläfenringe aus Sachsen“; in: *Sachsens Vorzeit* 2, 162-168, Dresden
- Illig, H. (1999): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; Düsseldorf
- Jacobsen, W. (1991): *Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen*. Bd. III/2; München
- Jäschke, K.-U. (1970): *Die Älteste Halberstädter Bischofschronik, Teil I*; Köln · Wien
- Leopold, G. (1969): „Grabungen im Bereich der ottonischen Kirche in Memleben: Westchor“; in: *Siedlung, Burg und Stadt*, 525-532
- (1991): *Das Kloster Memleben* (Schnell, Kunstführer Nr. 1932); Regensburg
- Leopold, G. / Schubert, E. (1993): „Die ottonische Kirche in Memleben. Geschichte und Gestalt“; in: *Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausend*. Bd. II; Köln
- Mildenberger, G. (1970): *Die Thüringischen Brandgräber der Spätromischen Zeit*; Köln · Wien
- Nickel, E. (1968): „Deutsch-slawisches Zusammenleben im mittleren Elbgebiet (Auf Grund der Ausgrabungen in Magdeburg)“; in: *Zeitschrift für Archäologie* 2, 50-56, Berlin
- (1975): „Magdeburg in karolingisch-ottonischer Zeit“; in: *ZfA*, Berlin
- Reinecke, P. (1928): „Slawisch oder Karolingisch?“; in: *Prähistorische Zeitschrift* XIX, Berlin
- Rüger, R. / Schmitt, R. (1990): *Schloß Allstedt. Baugeschichte und Denkmalpflege*; Allstedt
- Saal, W. (1975): „Eine bronzezeitliche Kinderbestattung aus Mücheln“; in: *Ausgrabungen und Funde*, 20 (1), Berlin
- Schmitt, R. (1996a): „Zur Geschichte und Baugeschichte der Burg Beyernaumburg (Landkreis Sangerhausen)“; in: *Archäologie in Sachsen-Anhalt* 6, Halle
- (1996b): „Burgen des hohen Mittelalters an der unteren Unstrut und um Naumburg. Zum Stand der Forschung“; in: *Burgen und Schlösser in Sachsen-Anhalt*, Halle/Saale
- Schubert, E. (1969): „Zur Datierung der ottonischen Kirchen zu Memleben“; in: *Siedlung Burg und Stadt, Berlin*, 516-524
- (1989): „Magdeburg statt Memleben?“; in: *Bau- und Bildkunst im Spiegel Internationaler Forschung*, 35-40, Berlin
- (1991): „Memorialdenkmäler für Fundatoren in drei Naumburger Kirchen des Hochmittelalters“; in: *Frühmittelalterliche Studien* 25, 188-225
- Uhlirz, K. (1888): „Excuse zu ottonischen Diplomen“; in: *MIÖG*, 2, 543-553
- Voigtländer, K. (1989): *Die Stiftskirche St. Servatii zu Quedlinburg*; Berlin
- Wäscher, H. (1959): *Der Burgberg in Quedlinburg*; Berlin
- (1962): *Feudalburgen in den Bezirken Halle und Magdeburg*. 2 Bände; Berlin
- Weirich, H. (1936): „Das Privileg Benedikts VII. für Memleben“; in: *Sachsen und Anhalt*, 12, S. 8
- Wenskus, R. (1986): „Der Hassegau und seine Grafschaften in ottonischer Zeit“; in: Ders.: *Ausgew. Aufsätze zum frühen und preußischen Mittelalter*, 213-230, Sigma-

ringen

Wolf, G. (1995): „Das Marienkloster zu Memleben“; in: *Archiv für Diplomatik*, 41, 21-30

Wolf, S. A. (1957): „Beiträge zur Auswertung des Hersfelder Zehntverzeichnisses“; in: *Deutsche slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte*, 5, Halle

Originale Quellen

Urkundenbuch der Reichsabtei Hersfeld (Copialbuch aus der Mitte des 12. Jhs.), Marburg, K 244 Blatt 8v ff. (alt: 16v ff.)

Benedictus VII. papa ad Bosonem abbatem – Romae (981 April), Staatsarchiv Marburg M I, Stift Hersfeld

DD OII 191 (979 Mai 20), Staatsarchiv Marburg M I, Stift Hersfeld

DD OII 194 (981 Juli 21), Staatsarchiv Marburg M I, Stift Hersfeld

Hersfelder Zehntverzeichnis (Urkunde 880-899), Staatsarchiv Marburg M I, Stift Hersfeld

Ditmarus Mersburgensis (1013-1018), Thietmari Merseburgensis Chronicon, Die Dresdner Handschrift der Chronik, Sächsische Landesbibliothek Dresden = Hs. 1, *Msc. Dresd. R 147* in Quart auf Pergament, 192 Blatt; zahlreiche Radierungen nach 1090; Interpolationen in „Buch V“ im 12. Jh.!

Gerald Schmidt, 06862 Roßlau-Streetz, Desmatenweg 3

Hidzhra und Hunnen

Ist die muslimische Zeitrechnung als „phantomzeit-bereinigt“ zu sehen?

Ulrich Becker

Hidzhra ...

PROKOPIUS VON CAESAREA (* zwischen 490 und 507 in Caesarea; römische Provinz Palestina) macht im II. Buch, Kap. 16 seiner „*Perserkriege*“ eine merkwürdige Aussage. Es findet im Rahmen einer Strategiebesprechung ein Disput zwischen dem byzantinischen Oberkommandierenden BELISARIUS und zweier seiner Feldherrn – regionalen Militärkommandeuren – statt, die den Libanon für einen Feldzug gegen die Perser nicht, wie von BELISARIUS gefordert, von Truppen entblößen wollten, da sie dann einen Angriff von Sarazenen befürchteten:

„Demgegenüber betonte Belisar, die beiden Feldherrn hätten keineswegs recht. Denn zur Zeit sei Sommersonnenwende und die Sarazenen brächten dann etwa zwei Monate lang ihrem Gotte jeweils Weihegaben und griffen inzwischen niemals fremdes Gebiet an. Er versprach also, beide nach sechzig Tagen zu entlassen.“ [Prokop 315 ff.]

(‘*τροπὰς θερινάς*’ heißt tatsächlich ‘Sommersonnenwende’ und nicht ‘Sommer/summer’ wie in einer älteren abweichenden Übersetzung des griechischen Originals ins Englische [Holcroft 1653, Buch II, Kap. XI, 51]. Die ins Deutsche übertragene Zeitangabe ist somit wesentlich genauer; auf den Begriff ‘Sarazenen’ komme ich am Schluss des Artikels noch einmal zurück.)

Das erinnert, trotz der Erwähnung einer Festdauer von *zwei Monaten* bzw. sechzig Tagen deutlich an die – wenn auch heute nur einmonatige – Feier des islamischen Fastenmonats Ramadan (Ramadān), des neunten Monats im muslimischen Kalender. Auch wird von *einem* Gott – falls nicht ein Gott aus einem größeren, multiplen Pantheon gemeint ist – gesprochen, was der Hinweis auf eine monotheistische Religion sein könnte, deren es nur drei gab und gibt.

Die konsonantische Wurzel *r-m-d* des arabischen Monatsnamens bezieht sich tatsächlich auf die „Hitze des Sommers“ und soll aus der Zeit Altarabiens stammen, in der noch ein Solarkalender gültig war und der besagte Monat noch regulär in die heiße Jahreszeit fiel [Plessner 1995, 417].

Der 1. Perserkrieg Kaiser JUSTINIANS I. (527-565) bzw. Ostroms fand von 528 bis 531/32 statt. PROKOPIUS nahm an ihm als Consiliarius des berühmten Feldherrn BELISARIUS teil.

Der Gesamtberichtszeitraum des PROKOPIUS umfasst allerdings alle Perserkriege von ANASTASIOS I. über JUSTIN I. bis hin zu vor allem JUSTINIAN I. im Jahr 549 [Karayanopoulos/Weiss 1982, 280].

Die islamische Zeitrechnung (H. für Hidzra; hier genannte Zahlen ohne H. entstammen der christlichen Zeitrechnung) beginnt bekanntermaßen mit dem Jahr des Auszuges (arab. Hijra, Hidzra, eigtl. „totaler Abbruch von Beziehungen“) des Propheten MUHAMMAD aus Mekka in die Stadt Jathrib, derzeit Medina im heutigen westlichen Saudi-Arabien. Nach konventioneller Zeitrechnung geschah dies im September des Jahres 622; das altarabische Kalenderjahr begann jedoch bereits am 16. Juli 622 und wurde so in die islamische Zeit übernommen.

Der 1. Perserkrieg von JUSTINIAN I. liegt zeitlich demnach mindestens 90 Jahre vor dem konventionellen Jahr 1 H.

Die gesamte frühislamische Geschichte mit allen bedeutenden Nachfolgern des Propheten, den Khalifen, deren Eroberungskriegen von den Pyrenäen bis zum Tien Shan und allen schismatischen Entwicklungen, die noch heute das vielfältige Bild des islamischen Glaubens prägen, fallen in die von Illig postulierte Phantomzeit zwischen 614 und 911. Sollten die Ereignisse als historisch angesehen werden – wovon ich zunächst einmal ausgehe –, müssten sie tatsächlich vor oder nach der Phantomzeit stattgefunden haben, um dann später zur Füllung derselben auf der Zeitachse in die eine oder andere Richtung verschoben zu werden.

Die angesprochene Textstelle bei PROKOPIUS weist eher in die Spätantike, vor die Phantomzeit. Darauf baut meine folgende Argumentation auf.

Das Jahr 622/23, also 1 H. könnte rein rechnerisch mit dem konv. Jahr 919 identisch gesetzt werden. Das erscheint mir als zu spät, da z. B. schon Mitte des 10. Jhs., also nur 40 Jahre später ein so weit entfernt lebendes Volk wie die Wolgabulgharen und offensichtlich auch andere Mittelasiaten zum erheblichen Teile Muslime („Ismaeliten“) waren und als solche auch in Ungarn („Izmaelitak“) und Böhmen auftauchten. Der Ersteller der sog. „Ungarischen Bilderchronik/A képes krónika“, MARKUS VON KÁLT (MARKUS KÁLTI) setzt sogar ausdrücklich Ismaeliten und Sarazenen gleich, die zur Zeit des ungarischen Königs (eigtl. Fürsten) GEIZA (970-997), des Fürsten bzw. Königs STEPHAN I. (997-1038) und deren Nachfolgern im ungarischen Reich einwanderten und dort angesiedelt wurden [Berkovits/Kardos/Mezey1961, 110, 282].

Dazu nimmt der ungarische Orientalist, Turkologe und Hungarologe Hermann Vambéry einen frühen Kontakt zwischen den alten Magyaren und muslimischen Steppenbewohnern an:

„Bezüglich des moslimischen Glaubensbekenntnisses der Nomaden jener

Zeit wollen wir bemerken, dass auch den Magyaren diese Religion nicht unbekannt blieb, wofür der Umstand spricht, dass die Magyaren den Mohammedanern den Namen „Böszörmény“ gaben, und da die Kirgisen [gemeint sind hier die *Kazakhen*; Anm. U.B.] noch heute „Busurman“ statt Muselman gebrauchen, was nach der Lautverwechslung b, m und l, r ganz normal erscheint, so kann wohl die Annahme gewagt werden, dass diese identische Benennung noch aus jener Zeit stamme, in welcher die Magyaren mit den türkischen Steppenbewohnern in näherer Berührung gestanden haben.

Es ist daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass unter den Magyaren, bei ihrem Erscheinen in Europa, sich auch Bekenner des Islams vorfanden, und dass einzelne sich schon früh auch dem Christenthume zuwandten“ [Vambéry 1882, 349].

Eine der beiden zugehörigen Fußnoten auf derselben Buchseite lautet:

„Wir finden den Namen Böszörmény als Ortsbenennung jener Gegend in den Niederungen Ungarns, wo früher Ismaeliten (Mohammedaner) wohnten, und Herr Réthy hat recht, wenn er [...] das magyarische Böszörmény mit Muselman für identisch erklärt“ [ebd.].

Peter B. Golden [1992, 394] stellt fest, dass nach der mongolisch-tatarischen Eroberung des wolgabulgharischen Staates, unter der Herrschaft der Dzhingiden,

„The name Bulğar, long interchangeable with ‘Muslim’ [...] Büsürman [...] became less used.“

Ganz verschwunden, zumindest bis in die Mitte des 20. Jhs., ist er offensichtlich nicht.

Vambéry hat unseren Blick zwar auf die Kazakhen gelenkt, dabei aber übersehen, dass etwa im Zentrum des Territoriums der ehemaligen Wolgabulgharen, in der mittleren Wolgaregion nordwestlich der Kama und südlich der Stadt Glazov, noch immer eine zu den Wolgatataren gerechnete Volksgruppe zu finden ist. Es sind die Bjessermjenen, Bessermänen oder Bjessermjanje, die früher ganz oder wenigstens teilweise zu den nicht-turkotatarischen, uralischen Udmurten/Votjaken geschlagen wurden, da es sich offensichtlich um votjakisierte Türken, Wolgabulgharen bzw. Tataren handelt. Ihre Mundart, die zum nordudmurtischen Dialekt gehört, weist gewisse Besonderheiten auf (1965: 12.000 Köpfe) [Déczy 1965, 139, 141 f.; Hajdú 1975, 156].

Nicht nur die Wolgabulgharen werden frühzeitig mit dem Islam in Verbindung gebracht. In der „*Gesta Hungarorum/Die Taten der Ungarn*“ von

SIMON KÉZAI (SIMON VON KÉZA) werden einige seltsame Angaben bzgl. der noch weiter zurückliegenden Hunnengeschichte gemacht, die hier als Teil der Urgeschichte der Ungarn behandelt wird. ATTILA soll im Jahr der Schlacht auf den Katalaunischen oder auch Maurikanischen Feldern (451) im Süden (!) Galliens, bald nach der Zerstörung von Lyon, auch den Sultan von Marokko bekämpft haben, der mit dem Namen AMIR AL-MU'NIMIN aufgeführt wird.

Übersetzt bedeutet das allerdings lediglich „Prinz“ oder „Fürst aller Gläubigen“, und vom Islam ist hier nicht die Rede [Veszprémy/Schaer 1999, 46 f.]. Aber über welche Gläubigen soll ein offensichtlich arabischer Fürst – auf südwesteuropäischem Boden und natürlich in Marokko – geherrscht haben?

CSABA, ein Sohn ATTILAS nahm sich angeblich eine Frau aus den mittelasiatischen *Khwarezm* („from the Chorasminians“). Aus dieser Verbindung sollen dann über einen gemeinsamen Sohn EDEMEN die ARPADEN hervorgegangen sein; doch für uns ist hier die Abstammung von CSABAS Frau wesentlich:

„Chorasminian means here Muslim, referring to the ‘Kálsiz’ people“ [Veszprémy/Schaer 1999, 72 f., Fn. 3].

Eine Muslima in der zweiten Hälfte des 5. Jhs., mindestens 150 Jahre vor der konventionellen Hidzra – ob in Mittelasien, der Mäotis oder der ungarischen Tiefebene –, ist entweder ein Anachronismus als Folge einer zeitgenössischen Fälschung älterer ungarischer Überlieferungen oder eine bisher verkannte Realität.

Dieses Volk der *Kalisen* im früh- und hochmittelalterlichen Ungarn ist auch unter der Bezeichnung Halisen, Chalisen oder Khalisen bekannt. Laut Pálóczi-Horváth betätigten sich Kalisen als Kaufleute (wie auch die muslimischen „Ismaeliten/Izmaelitak“ und Juden) – ja sogar als Soldaten (aber auch als „Sarazenen“ auf der Seite militärischer Gegner bei der Belagerung Belgrads um 1065 durch die Ungarn [Berkovits/Kardos/Mezey 1961, 169, 289] – und sie erhielten zum Ärger des Laterans bedeutende Aufgaben im christlichen ungarischen Staat, wie z. B. im 11. Jh. als Münzprägemeister. Der Autor meint, sie könnten mit Pechenegen von Osten zugewandert sein, da die Kalisen auch im Khazarenreich vergleichbare Funktionen und Bedeutung wie in Ungarn gehabt hatten. Sie sollen das am besten faßbare Element der Kabaren-/Kavaren-/Kabardenstämme – Förderaten der landnehmenden Ungarn – darstellen [Pálóczi-Horváth 1989, 27], obwohl über Volks- und Religionszugehörigkeit der Kabaren immer noch Unklarheit herrscht.

Das bedeutet im Klartext eine Einwanderung von Muslimen – vielleicht sogar verschiedener Herkunft, wenn wir die o. a. Ausführungen Vambérys berücksichtigen – zusammen mit den Ungarn 896 [Berkovits/Kardos/Mezey 1961,

110, 282], zumindest aber wenige Jahre danach, noch zur Zeit ARPADS [Káldy-Nagy 1986, 1016], was bei konventioneller Datierung – über 270 Jahre nach der Hidzra – vollkommen unproblematisch wäre.

Nach Streichung der Phantomzeit ist jedoch die Existenz muslimischer Gruppen, in erster Linie Ismaeliten/Böszörmeny und Khwaresmier/Kalisen, zwischen Donau und Kaukasus kurz vor/nach 614||911 nur mit einer ausreichenden Vorlaufzeit denkbar.

Daraus folgt wiederum zwingend die Forderung nach einer Verfrühung des Entstehungsdatums des Islams.

Illig selbst hat das Problem frühzeitig erkannt, und für die Herausbildung des Islams die Zeit vor 600 vorgeschlagen [1992, 39]. Das Jahr 1 H. muss also früher angesetzt werden. Aber um wie viel?

Die islamische Welt schreibt ab dem 15. März 2002 das Jahr 1423 H. (bis zum 3. März 2003); sie befindet sich somit zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Artikels noch im Jahre 1422 H. Das H.-Jahr ist ein Mondjahr und umfasst 354 Tage. Damit entsprechen 34 H.-Mondjahre 33 gregorianischen Sonnenjahren (G.) zuzüglich 17 Tagen. Bei Jahresangaben in der historischen Fachliteratur in G., die aus H. errechnet wurden, ist dies berücksichtigt; für Umrechnungen von H.- in G.-Jahre und umgekehrt existieren relativ einfache mathematische Formeln [Brockelmann 1992, 208 f.].

Es sind also im März 2002 rund 1.422 H.-Jahre vergangen. Diese entsprechen etwa 1.380,18 G.-Jahren. Ich verteile letztere versuchsweise anteilig um die G.-Jahre 614||911 herum, um das nach obigen Angaben geforderte 6. Jh., das Jahrhundert PROKOPIUS', ANASTASIOS' I., JUSTINS I. und JUSTINIANS I., einzuschließen. Es ergibt sich folgende Rechnung:

2002 minus 911 = 1.091 Jahre vom Ende der Phantomzeit 911 bis heute;
1380 minus 1.091 = 289 Jahre verbleiben von der Hidzra bis zum
Beginn der Phantomzeit 614;
614 minus 289 = 325.

Das heißt, der Ablauf der 1.422 H.-Jahre (1.380 G.-Jahre) wird durch die 297 G.-Jahre der Phantomzeit scheinbar unterbrochen. Um ihre Gesamtsumme zu wahren, werden sie ohne Abstriche soweit in die Spätantike verschoben, dass

das Jahr 1 H. dem Jahr 324,82,

das Jahr 289 H. dem Jahr 614 (Beginn der Phantomzeit) und

das Jahr 290 H. dem Jahr 911 (Ende der Phantomzeit) entspricht,

vorbehaltlich einer in jedem Fall durchzuführenden Feinjustierung. Die Lebens- und Wirkungsspanne von PROKOPIUS und JUSTINIAN I. und somit die Zeit des „Sarazenendisputes“ BELISARS sind auf jeden Fall enthalten.

Auch dieses Ergebnis – sowohl der Erhalt der Gesamtanzahl der Jahre der Hidzhrazählung als auch das Jahrhundert für die mögliche Islamentwicklung wurde von Illig im Wesentlichen bereits 1992 [39 f.] postuliert:

„Und wie steht es um die **Hedschra-Rechnung** ab 622? Bei Richtigkeit der vertretenen Kürzungsthese verliert dieses Bezugsjahr seine reale Existenz. Trotzdem könnte die Zeitrechnung erhalten bleiben, wenn der Islam sich auf ein Ereignis im frühen 4. Jh bezogen hätte, was dogmengeschichtlich möglich wäre.“

Allerdings liefert Zeller [69 ff.] dazu mit seiner Arbeit zu den Omaiaden gravierende Gegenargumente. Da er sich auch in erheblichem Umfang auf kulturhistorische, numismatische und archäologische Momente abstützt, ist seine zeitliche Gleichsetzung der Omaiaden mit dem Byzanz des 6. Jhs. nicht wegzudiskutieren. Damit tut sich zwischen Zellers und meiner Vorstellung eine Zeitlücke von über 250 Jahren – fast die Gesamtdauer der Illig'schen Phantomzeit – auf. Ich möchte einerseits nicht soweit gehen, für den Vorderen Orient eine Verschiebung der gesamten Phantomzeit oder ihre in dieser Schriftenreihe vor geraumer Zeit erwogene blockweise Aufteilung erneut vorzuschlagen. Andererseits aber müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass sich z. B. die Quellenlage auch für einige Epochen der hier in Frage kommenden byzantinischen Vorphantomzeit nicht besonders gut darstellt [Gesamtübersichten: Karayanopoulos/ Weiss 1982, 239 (4. Jh ab 324), 259 (5. Jh.)].

Davon sind selbstredend auch die Informationen über benachbarte Regionen, also auch über Arabien und selbstredend zu den dortigen religiösen Zuständen und Entwicklungen, betroffen.

... und Hunnen

Spätantike und mittelalterliche Schriftsteller erwähnen immer wieder „Hunnen“, die aus den Steppen Osteuropas und Westasiens in die angrenzenden Staaten einbrachen. In sehr vielen Fällen soll der Gebrauch des Begriffes „Hunnen“ ein archaisierender Topos für ein zeitgenössisches, auch nichthunnisches Steppenvolk sein, ebenso wie etwa die Bezeichnungen „Skythen“, „Massageten“. Leider sind wir zu wenig über die Völker von damals informiert, um in jedem Fall entscheiden zu können, ob es sich um ein echtes „hunnisches“ Volk oder um ein nichthunnisches, sei es anderer altaischer, oder sogar iranischer, slawischer bzw. germanischer Provenienz handelt.

Nach herkömmlicher Lehrmeinung ist das Hunnenreich im Westen nach dem Tode ATTILAS 453/54 untergegangen. Reichshunnische Scharen können also streng genommen nur bis zu diesem Jahr als solche aufgetreten sein. Tat-

sächlich soll jedoch ein „zahlreiches Hunnenheer“ unter dem persischen Sasaniden PEROZ (457-484) und ein weiteres Heer mit hunnischen Hilfstruppen 572 in Armenien eingefallen sein [Altheim/Stiehl 1953, 22 f.].

Die Zeit nach den Hunnen in der ungarischen Tiefebene gehörte Awaren, Germanen, Onunguren, Bulgharen, Alanen, Slawen, vielleicht auch Khazaren, Sabiren u. a. m.; die Zusammenhänge mit den Hunnen und untereinander müssen zur Klärung neu aufgerollt werden.

Ab wann können Hunnen frühestens aufgetreten sein? Eine Karte in einem Geschichtsatlas [Stier et al. 1990, 46 f.] vermerkt, leider ohne Quellenangabe, einen hunnischen (NÖRDLICHE XIONGNU) Vorstoß aus dem westlichen Zentralasien in Richtung Krim um -44 im Rahmen der Desintegration des XIONGNU-Reiches durch die XI HAN/WESTLICHEN HAN.

Vermutlich sind die von Golden erwähnten Absetzbewegungen der NÖRDLICHEN XIONGNU unter dem Fürsten CHIH-CHIH (56-35) nach Niederlagen gegen die XI HAN/WESTLICHEN HAN mit jener Migration identisch, auch wenn Golden [1992, 62 f.] nur pauschal von einer westwärts gerichteten Absetzbewegung (und keineswegs von der Krimregion) spricht, wohin (also ganz allgemein nach Westen) sich allerdings schon vorher – zu ungenanntem Zeitpunkt – ehem. Teile der XIONGNU-KONFÖDERATION begeben hatten.

Auf sichererem Boden befinden wir uns im letzten Drittel des +2. Jhs. und an dessen Ende. Damals haben Hunnen alanische Gruppen – höchstwahrscheinlich die Roxolanen – aus der Nordkaukasusregion verdrängt, von denen ein Teil letztlich unter zusätzlichem Druck der Goten zur unteren und mittleren Donau abwanderte und dort gegen 200 ankam [Altheim/ Stiehl 1953, 86; Pekkanen 1973, 23].

Der römische Kaiser ANTONIUS VERUS (161-169) führte laut IOANNES MALALAS [B. 11 (282) 33; lt. Jeffreys/Jeffreys/Scott 1986, 150] ebenfalls im letzten Drittel des 2. Jhs. einen siegreichen Krieg „gegen einen der Hunnenstämme“, wobei leider nicht gesagt wird, wann und wo genau diese Kämpfe stattfanden.

Als der persische Sasaniden-Herrscher SHAPUR I. den römischen Kaiser VALERIAN 260 vernichtend schlug, dienten Hunnen in seinem Heer. Vier eindeutig türkische (d.h. turksprachige) Namen wurden auf einem Ostrakon (beschriftete Tonscherbe) in der mesopotamischen Stadt Dura-Europos gefunden, die vermutlich im Zusammenhang mit der römischen Niederlage gegen die Perser im Herbst 260 fiel. Altheim und Stiehl [1953, 20 ff.] halten einen hunnischen Ursprung für sehr gut möglich.

Unter dem römischen Kaiser CARUS (282-283) kam es – wiederum gemäß MALALAS – zu einem Krieg gegen die Hunnen, doch fehlen genauere Orts- und Zeitangaben [B. 12 (303) 34; lt. Jeffreys/Jeffreys/Scott 1986, 164]. Die seinerzeit im Gang befindlichen Kämpfe gegen die Perser implizieren zwar die asiatischen Reichsteile bzw. -grenzen des römischen Imperiums; gleichzeitig kann aber, da besagter Hunnenkrieg nach einer Rückkehr des Kaisers nach Rom aus einem erfolgreichen Waffengang mit den Persern geführt wurde (und der Kaiser nur relativ kurz herrschte, somit ein ständiges Reisen zwischen Rom und Westasien kaum möglich gewesen sein dürfte), auch ein Kriegsschauplatz in Pannonien oder Mösien nicht ausgeschlossen werden. Das wäre ein indirekter Hinweis auf eine sehr frühe Anwesenheit von Hunnen in Südosteuropa.

Marquart verweist in einer Fußnote auf den Geographen und Historiker STRABON (um -43 bis nach +26), der [in ζ (= 7), 3, 17] von Ourgoi (οουργοι) sprechen soll, die den Sarmaten zugerechnet werden. Obwohl Marquart [1903, 39 f.] das für eine Fehlesung oder Fehlinterpretation hält, könnten doch frühzeitig Turkvölker im sarmatischen Verband existiert haben, zu dem ja auch die an die Donau vorgestoßenen Roxolanen zählten. Demgegenüber sieht Pekkanen [1973, 1 f., 7] sogar den Namen Ourgoi selbst als von iranisch „urga, stark“ abgeleitet, als Bezeichnung für einen Sarmatenstamm steppeniranischer Herkunft in Südosteuropa.

Um 290 sollen bereits hunnische und alanische Söldner im Heer des TIGRANES VON ARMENIEN gedient haben [Altheim/Stiehl 1953, 26].

359 zogen laut AMMIANUS MARCELLINUS Hunnen unter dem Chionitenkönig GRUMBATES im Gefolge des Sassaniden SHAPUR II. nach Armenien [Altheim/Stiehl 1953, 22]. 375 überschritten die unmittelbaren Vorläufer der ATTLA-Hunnen den Don, um ca. 40 Jahre später die ungarische Tiefebene einzunehmen und dort ein Reich zu gründen.

Aber schon auf dem westlichen Donufer bzw. am Nordufer des Azow'schen Meeres trafen sie auf eine Reihe von Völkern, von denen ein großer Teil ebenfalls hunnischer Herkunft war: Alpidzuri, Acildzuri, Itimari, Tuncarsi und Boisci [Altheim 1969, 16]. Deswegen ist die bei Marquart [1903, 514] gefundene Aussage von besonderer Bedeutung,

„dass die Armenier den Zug, welchen Ałpūt' ver, der Fürst der Hunnen von Warač'an, unmittelbar vor dem Jahre 62 H = 681/682 n. Chr. [...] nach Albanien unternahm, um die Ermordung des Fürsten Ğėvanšer, seines Eidams, zu rächen [...], mit dem großen Chazareneinfall, bei welchem die Fürsten von Armenien und Iberienfielen, zusammenwarfen.“

Im Jahr 681/82 (das Jahr 130 der armenischen Ära [Marquart 1903, 443]) war das eigentliche Hunnenreich fast seit 230 Jahren verschwunden. Wenn also armenische Quellen tatsächlich den Begriff „Hon-'k / Hunnen“ im Original verwenden, handelt es sich entweder um einen Irrtum, einen Fehler, eine Fälschung, einen archaisierenden Topos wie bei den Romäern – oder sie berichten schlicht die Wahrheit, weil es eben zur Berichtszeit noch Hunnen gab, die auch noch als solche bezeichnet wurden, bzw. weil wir Nachgeborenen die Quelle und diese Hunneninvasion zeitlich falsch, die Hunnen zu spät einordnen, und deshalb die Zusammenhänge nicht mehr verstehen, also einen Scheinanachronismus vor uns haben.

Die armenischen Chronisten hätten demnach nichts 'zusammengeworfen', nicht unkorrekt berichtet, wie es auch gerne den mittelalterlichen, islamischen arabisch-persischen Autoren vorgeworfen wird. Der Fehler läge vielmehr auf Seiten der oft überheblichen westlichen Historienwissenschaftler.

Der Marquart'sche Text beinhaltet neben dem christlichen Datum auch die islamische Zeitangabe 62 H., also einen Zeitpunkt etwa zwei Generationen nach Beginn der muslimischen Zeitrechnung. Da wir, wie oben gezeigt, 289 Jahre der bis heute vergangenen – in 1.380 G.-Jahre umgerechneten – 1.422 H.-Jahren vor dem von Illig vorgeschlagenen Phantomzeitbeginn von 614 unterbringen müssen, gelangen wir an den Beginn des 4. Jhs., nämlich nach 325. Das deckt sich mit Illigs Postulat.

Fügen wir nun besagte 62 H.-Jahre (60,18 G.-Jahre) zu dem von mir oben errechneten Jahr 325 hinzu, ergibt sich rechnerisch das Jahr 385, welches nicht nur mehr als 60 Jahre *vor* dem Ende des Hunnenreiches liegt, sondern auch in die Zeit der größten Expansion der Hunnenherrschaft auf osteuropäischen Boden fällt, etwa zehn Jahre nach Überschreitung des Dons 375.

Es lägen nur etwa 26 Jahre zwischen dem Feldzug des Chionitenkönigs GRUMBATES und dem ALPIĒUT'VERS zur Rächung seines Onkels ĞĒVANŠER; ein engeres verwandtschaftliches Verhältnis der beiden letzteren zu GRUMBATES ist nicht auszuschließen.

Tatsächlich führt Marquart [49] für das 4. Jh. „ein Hunnenreich“ des Arsa-kiden (!) SANĒSA im nördlichen Albanien (d. i. das gegenwärtige Nordazerbajdzhan) an. Genau in dieser Region befindet heute sich das Siedlungs-territorium der sehr kleinen kaukasischsprachigen (!) Volksgruppe der Avaren (!) und die Stadt (K)hunzal oder Chunsal.

Von einem weiteren Hunnenfürstentum im Transkaukasus, dem von Bałasakan, war ebenfalls laut Marquart im 5. Jh zu hören.

Das Udische, ein zur küninischen Gruppe der nordostkaukasischen Sprachen gehöriges Idiom, soll völlig unkaukasische, an die Turksprachen erinnernde phonetische Strukturen aufweisen [Marquart 49]; unter „kaukasischen Sprachen“ werden hier alle ebendort endemisch vertretenden, nichtindogermanischen, nichtsemitischen und nicht uraloaltäischen Sprachen im Sinne des – sicher nicht nur zu kritisierenden – Nikolaj Marr verstanden.

Ich gebe zu, dass ich ohne die PROKOPIUS-Textstelle nicht auf den Gedanken einer Hidzhraverfrühung gekommen wäre. Die bloßen Überlegungen zu den Hunnen hätten keinesfalls ausgereicht.

Gleichfalls gebe ich zu bedenken: 324 war das 1. Regierungsjahr Kaiser KONSTANTINS I. DES GROSSEN als Alleinherrscher (324-337) und das Jahr vor dem Konzil von Nicäa (20. Mai 325 = 324,380), auf dem der Arianismus und die Ebioniten verdammt wurden. Ein möglicher Zusammenhang zwischen Arianismus und frühem Islam wurde in dieser Zeitschrift bereits mehrfach reflektiert, ausführlich von Illig [1992, 34 ff.; auch Topper 1998, 489]

Apropos Sarazenen – um damit noch einmal kurz zum Ausgangspunkt zurückzukehren. Zeller verweist auf eine Feststellung des Byzantinisten und Seidenstraßenforschers F. W. Haussig von 1992; dieser „stellt zu dieser Statue [d. i. die des Omayyadenkalifen HISHAM; Anm. U.B.] fest, daß der vermeintliche Kalif wie ein türkischer Fürst aus Zentralasien gekleidet und auch seine Haar und Bartracht türkisch sei [...]. Eine vergleichbare Reliefdarstellung aus China wird in die Mitte des 6. Jhs. datiert.“ [Zeller 1993, 77]

Wie oben angeführt, ist nun türkisches Volkstum in der Form von hunnischen Truppen in persischen Diensten bereits in der zweiten Hälfte des 3. Jhs. bis nach Mesopotamien vorgedrungen.

In diesem Zusammenhang ist es nicht uninteressant, dass die Herkunft der Bezeichnung „Sarazenen“ im Dunkeln liegen soll. Ein Blick in ein türkeitürkisches Wörterbuch bietet für „sarışın (sprich saryschyn)“ die deutsche Übersetzung „(hell-)blond“ [Steuerwald 1990, 408], auf wen auch immer – sollte die Bezeichnung „Sarazenen“ tatsächlich einer Turksprache entstammen – sich dieses Attribut bezogen haben mag.

Konsequenzen

Aus der umdatierten Hidzhra ergäben sich unter anderem folgende Konsequenzen, bzw. Vorteile für die Archäologie bzw. Numismatik; letztere zuerst:

- ♦ Eindeutig (das „eindeutig“ entstammt einem freundlichen Hinweis von Angelika Müller, ebenso der Hinweis auf den Artikel von Manfred Zeller) hidzhradierte Münzen, insbes. Dirheme, die zwischen Skandinavien und Nordchina gefunden wurden (und, selbstredend, noch gefunden werden), gäben jetzt eine zuverlässige, allerdings in der Regel verfrühende Datierungshilfe; alle Probleme, die sich aus einer konv. Datierung ergeben, könnten jetzt archäologiegestützt, evidenzorientiert beseitigt werden.
- ♦ Ganz besonders interessant im Lichte meiner Arbeitshypothese sind Fälle, in denen arabische, byzantinische und westliche Münzen (vergesellschaftet?) auftauchen [Bálint 1989, 203] – wie z.B. im landnahmezeitlichen archäologischen Fundgut in Ungarn. H.-datierte Funde für die Wende vom 9. zum 10. Jh., also zur Zeit der konv. Datierung der ungarischen Landnahme, wären demnach in die Zeit Ende 6./Anfang 7. Jh. zu verlegen, hier in die ausgehende Frühawarenzeit. Es gibt aber Gründe, eine künstliche Streckung der Awarenzzeit zwischen etwa 600 und 670 – eben wegen nur ‘zeitinselartig’ auftretender byzantinischer Münzfunde – anzunehmen.

Deswegen können besagte Münzfunde auch in die Spätawarenzeit, die Zeit des „Ranken- und Greifenvolkes“ (Zierrat der geschmiedeten Gürtelbeschläge) datiert werden. Die Spätawaren sollen bereits vorwiegend aus onungurbulgharischen Gruppen bestanden haben. Eine Verfrühung der Hidzhra würde über landnahmezeitliche Fundmünzen arabischer Herkunft auch die Ungarn verfrühen – bis hin in die Zeit der onungurbulgharischen Spätawaren! Eine mögliche Identität beider wäre nun doch nicht – nomen est omen – ausgeschlossen.

Teilweise oder vollständig arabisch beschriftete und eindeutig Hidzhradierte Münzen, auf denen jedoch eine Kaiserfigur byzantinischer Art mit Kreuzstab, Reichsapfel, ferner ein Christusmonogramm, abgebildet ist [Erslev 1992, 67], wären über eine erhebliche territoriale und mentale Nähe der frühislamischen Gebiete mit dem byzantinischen Reich zu erklären (viell. das Fürstentum der *Ġassāniden*, christianisierte Araber [Cahen/Endreß 1998, 11]); ein Bilderverbot hätte sich demnach erst später im Islam und vielleicht sogar wegen der frühislamischen bildlichen Darstellungen durchgesetzt [dazu auch Zeller 1993, 71-77].

- ♦ Dirheme und andere Münzen, die z. B. mit phantomzeitlichen byzantinischen Münzen vergesellschaftet gefunden wurden, weisen auf den tatsächlichen byzantinischen Kaiser vor der Phantomzeit hin.
- ♦ Vorphantomzeitliche byzantinische Münzen, die mit eindeutig hidzhradierten Dirhemem und andere Münzen vergesellschaftet gefunden wurden,

weisen auf dieselbe Ära, möglicherweise sogar auf Gleichzeitigkeit der Münzen hin.

- Günther Lüling könnte nun die Phantomzeit Illigs akzeptieren, da seine Prämisse, schon aus sprach- und religionsgeschichtlichen Gründen „auf kein einziges Jahr im Islam verzichten zu können“, erfüllt wäre. Auch seine Kaatheorie bliebe von einer Hidzhra vorverlegung im Wesentlichen unberührt und würde durch größere zeitliche Nähe des vorislamischen, arabischen Frühchristentums zum antiken Christentum bzw. durch Überlappung mit demselben sogar gewinnen [Lüling 1974; 1981, 126 ff.; 1992]. Die „Wunschkaaba des Propheten“ wäre nach meiner Vorstellung somit von 693 / 71 H. auf etwa 393/94 zu datieren, der Beginn des ersten Vorläuferbaus dementsprechend auf etwa 200.

Khalifengeschichte, islamisches Schisma, Tarikatbildung, die gigantische Expansion und Missionierung des Islams in Eurasien (Schlacht am Talas 751, entsprechend 454) fielen in die vorphantomzeitliche Realzeit und hätten eine reelle Distanz zum gefestigten Islam des 10. Jhs. und vor allem genügend Realzeit zur Verfügung.

Da die muslimischen Truppen am Talas auf Kräfte der chinesischen T'ANG-Dynastie trafen, muss auch hier höchstwahrscheinlich eine (Rück-)verfrühung vorgenommen werden [im vollständigen Gegensatz dazu Zeller 2002, 100 ff.].

Das würde auch für die „Eroberung“ Spaniens konv. 711 / 89 H. (mein Vorschlag 410/11) und die Schlacht des ersten Karolingers KARL MARTELL bei Tours und Poitiers konv. 732 / 110 H. (431/32) gelten. Wurde hier eine militärische Auseinandersetzung – die nicht zwangsläufig bei den genannten Orten stattgefunden haben muss (mögliche Alternative die Schlacht bei Vouillé/Vouglé/Campus Vogladensis, allerdings erst 507) – der (noch) arianischen Merowinger und ihren burgundischen Verbündeten mit dem tolosanischen, arianischen Westgotenreich (419-507, Tod König ALARICHS II.), die letztlich zur Vertreibung der Westgoten (außer aus Septimanie) über die Pyrenäen nach Spanien führte, in die Phantomzeit hineinprojiziert? Könnten auch andere Gegner als die fränkischen Merowinger in Frage kommen? Letztere hatten um 430 nur regionale Bedeutung (Kleinkönige, Reguli in Tournai, hier MEROVECH II. 411-458 [Dooghe 14/Tafel V]) im Norden, was sich erst nach der Hunnenschlacht auf den Katalaunischen Feldern, 451, entscheidend änderte. Die Römer des brillanten DUX AETIUS z. B., eventuell verbündet mit fränkischen Söldnern oder fränkischen Kontingenten, lägen als Kontrahenten nahe.

Die spätere fränkische oder ottonische Geschichtsschreibung hätte *diese* Franken (unter germ. KARL, lat. Beinamen MARTELLUS) zu den eigentlichen Helden hochstilisieren können. Andererseits soll sich AETIUS angesichts eines

drohenden Mehrfrontenkrieges mit den Westgoten gütlich geeinigt haben, also vielleicht ohne größere Schlacht, vielleicht sogar ganz ohne Schlacht. Der Frage konnte ich bisher nicht weiter nachgehen, ebenso wenig der, was die französische Archäologie zu Schlachtfeldern – neben offensichtlichen Fehlanzeigen zu Tours und Poitiers – oder Funden von arabischen, arabisch beschrifteten, zweisprachig beschrifteten, nach zwei Datierungssystemen datierte Münzen vermeldet.

Die Existenz eines oder sogar beider MEROVECHS (I. und II., Vater und Sohn) ist umstritten, zumindest aber schwer nachweisbar. Einer der beiden soll jedoch, wie KARL MARTELL für die KAROLINGER, Namensgeber für die MEROWINGER gewesen sein. Zieht man, wie oben beschrieben, vom Jahr der Schlacht von Tours und Poitiers (732) die 297 Jahre Phantomzeit ab (so eine derartige Rechenoperation hier überhaupt zulässig ist), erhielten wir das Jahr 435, das etwa mit dem 25. Lebensjahr MEROVECHS I. zusammenfiel: Merowinger und Karolinger – zwei Dynastien im Phantomzeitabstand?

Ein Fund des realzeitlichen Schlachtfeldes, das für die KARL MARTELL-Schlacht in der Phantomzeit Pate gestanden haben könnte, durch eine Vorverlegung der Hidzra, wäre ein echter Glücksfall.

- ♦ Die Eroberung Jerusalems durch die Perser 614 hätte demnach im Jahr 308/09 H. stattgefunden; die Eroberer konnten ohne Weiteres persische Muslime gewesen sein, was bei einer konv. Datierung des Islams nicht möglich gewesen wäre;

Ein Problem stellt die arabische Eroberung dieser Stadt 638 / konv. 16/17 H. dar, denn wenn die muslimische Datierung korrekt ist, müsste das Ereignis nach meiner These etwa 341/42 stattgefunden haben. Ich habe aber Zweifel, ob eine dauerhafte arabische Eroberung bis zur Ablösung durch die Perser denkbar und vor allem beweisbar ist.

Es könnten sich jedoch ähnliche Ereignisse wie zur gleichen Zeit in Westeuropa, ja an der gesamten Limesfront abgespielt haben, nämlich z. T. tiefe Einbrüche reichsfremder Nachbarvölker (Germanen, Iraner, Hunnen, arabische und hamitische Beduinen u. a.) mit anschließender Ansiedlung, danach erneute Konsolidierung der reichsrömischen Macht mit zunehmendem militärischem und politischem Gewicht der innerhalb der Reichsgrenzen angesiedelten barbarischen Förderaten.

Eine großangelegte Säuberung auch der nicht unmittelbar islambezogenen vorislamischen Historiographie durch die Muslime hätte im wesentlichen nie stattgefunden, denn es gab nichts zu eliminieren, von der, allerdings massiven Verschleierung der Herkunft übernommener vor- und außerislamischer Kulturelemente (altarabischen literarischen Topoi, Poesie, Strophenlieder) einmal abgesehen [Lüling 1981, 91 ff.; 1992, 27, 33].

Die scheinbare Quellenarmut [Cahen/Endreß 1998, 10] der konv. vorislamischen Jahrhunderte wäre durch die Verschiebung der tatsächlich geschehenen islamischen Geschichte dieser Jahrhunderte in die Phantomzeit entstanden.

Aber wurden die parallel existierenden byzantinischen Ereignisse analog verschoben, wenn ja, wie vollständig und mit allen Artefakten, Bau- und Kunstdenkmälern, mit allen Münzfunden? An der Zeit JUSTINIANS I. ist nur sehr schwer zu rütteln. Vielleicht führt hier ebenfalls die Neuinterpretation von hidzhradierten Münzen weiter.

- ♦ Die Tradierung antiker griechischer Literatur durch arabisch-islamische Schriftsteller wäre erheblich plausibler, da nach meiner Vorstellung nicht das Frühmittelalter, sondern die Spätantike, im Osten mit ihrer Kulmination unter JUSTINIAN I. dem Frühislam zeitgenössisch war.
- ♦ Schwerwiegender wäre, dass die byzantinischen und westlichen Fälscher im 11. bis 13. Jh ihre Aktionen durchführen konnten, ohne sich mit der Umma (der 'islamischen Volksgemeinschaft') – mit der man sich nicht gerade in friedlichen Beziehungen befand – abstimmen zu müssen, da der Islam weder Jahre noch Ereignisse verliert (das gilt m. E. nach im gewissen Umfang auch für China). Die beiden scheinbar synchronisierten Chronologiesysteme liefen nebeneinander her, ohne sich gegenseitig zu stören. Der notwendige, vermeintliche Verzicht auf die heidnische, vorislamische Geschichte dürfte der orthodoxen, muslimischen Welt ab dem Beginn des Hochmittelalters, als eine Vielzahl von beiden Seiten dokumentierten gegenseitige Kontakte stattfanden, kaum schmerzlich sein. Davon abgesehen war ja nicht einmal in der christlichen Welt die Zeitzählung einheitlich. Damit würde den Illigkritikern ein wichtiges Argument („Aus welchem Grunde hätte das Kalifat überhaupt bei der Mittelalterfälschung mitspielen sollen?“) aus der Hand genommen; die Antwort lautet einfach: „Mittäler, ja selbst Mitwisser ebendort waren gar nicht notwendig“.
- ♦ Heinsohns [1996, 57 ff.] Restaurierung der armenischen – hier mittelalterlichen bzw. spätantiken – Geschichte erföhre massive Unterstützung; der Beginn der sog. „Armenischen Ära“ (130 AÄ = 62 H.) fiel somit auf das Jahr 254/55, eine Periode, in der das römische Reich vor existenziellen Problemen (der sog. „Reichskrise“, Fall des Limes, Barbareninvasionen an allen Fronten mit anschließender Integration, Quasimilitärdiktatur, Kommandowirtschaft, usw.) stand, und in der möglicherweise auch in Armenien eine ähnliche Situation eine Ärenwende mit Neuanfang verursachte.

Ohne mich jetzt detailliert damit befassen zu wollen, vermute ich jedoch, dass auch die kaukasischen Dynastien später aus der vorphantomzeitlichen Epoche 'einfach' in die Phantomzeit hineinverschoben worden sind. Weissgerber hätte hier wie auch z. B. bezogen auf die Khalifengeschichte damit Recht behalten, dass phantomzeitliche Geschichtsfakten nicht zwangsläufig fiktiv wären.

Literatur

- Altheim, Franz (1969): *Geschichte der Hunnen. Erster Band. Von den Anfängen bis zum Einbruch in Europa*, mit Beiträgen von Robert Göbl, Hans-Wilhelm Haussig, Ruth Stiehl, Erika Trautmann-Nehring; Zweite, durchgesehene Auflage, Berlin
- Altheim, Franz / Stiehl, Ruth (1953): *Das Erste Auftreten der Hunnen; Das Alter der Jesaja-Rolle. Neue Urkunden aus Dura-Europos*, Baden-Baden
- Bálint, Csanád (1989): *Die Archäologie der Steppe. Steppenvölker zwischen Volga und Donau vom 6. bis zum 10. Jahrhundert*, hrsg. von Falko Daim, Wien · Köln
- Berkovits, Ilona / Kardos, Tibor / Mezey, László ('1961): *Die Ungarische Bilderchronik. Chronica de Gestis Hungarorum*, Berlin · Budapest
- Brockelmann, Carl (²⁴1992): *Arabische Grammatik*, Leipzig u. a.
- Cahen, Claude / Endreß, Gerhard (1998) *Weltbild Weltgeschichte Band 14, Der Islam I. Vom Ursprung bis zu den Anfängen des Osmanenreiches*; Augsburg
- Déczy, Gyula (1965): *Einführung in die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft*, Wiesbaden
- Dooghe, Didier-Georges (o.J.): *Histoire Généalogique de la Francie. Du Vème au XIIème Siècle*, Lille- Rjissel (nach März 1957)
- Erslev, Kristian (1992): *Medieval Coins in the Christian J. Thomsen Collection. I: Byzantine, Dark Ages, Crusader, Islamic, England, Serbia, Italy, Spain; Portugal, France, and The Low Countries*, South Salem/New York
- Golden, Peter B. (1992): *An Introduction to the History of the Turkic Peoples. Ethnogenesis and State-Formation in Medieval and Early Modern Eurasia and the Middle East*. Bd. 9 von *Turcologica*, Wiesbaden;
- Hajdú, Peter (1975): *Finnougrian Languages and Peoples*, London
- Heinsohn, Gunnar (1996): „Die Wiederherstellung der Geschichte Armeniens und Kappadokiens“, in: *ZS* 8 (1) 38-68, Gräfelfing
- Holcroft, Henry (1653): *The History of the Warres of the Emperour Justinian in VIII Bookes*, written in Greeke by Procopius of Ceasarea & Englished by Henry Holcroft, Knight, London
- Illig, Heribert (1992): „Wann lebte Mohammed? Zu Lülings 'judenchristlichem' Propheten, zur Frühzeit des Islam und zur Orthodoxiebildung in Judentum, Christentum und Islam“, in *VFG* 4 (2) 26-41
- Jeffreys, Elizabeth / Jeffreys, Michael / Scott, Roger (1986): *The Chronicle of John Malalas*, A Translation by Elizabeth Jeffreys, Michael Jeffreys and Roger Scott with Brian Croke, Jenny Ferber, Simon Franklin, Alan James, Douglas Kelly, Ann Moffat, Ann Nixon; Australian Association for Byzantine Studies, BYZANTINIA

- Káldy-Nagy, Gyula (1986): „MADJAR, MADJARISTÁN“, in: *The Encyclopaedia of Islam*, New Edition, edited by C. E. Bosworth, E. van Donzel, B. Lewis and CH Pellat, Bd. V (KHE-MAHI), 1010-1024, Leiden
- Karayanopoulos, Johannes / Weiss, Günter (1982): *Quellenkunde zur Geschichte von Byzanz (324-1453)*, Zweiter Halbband, Vierter Hauptteil „Hauptquellen • Allgemeine Quellenlage (nach Jahrhunderten geordnet); Anhang: „Die wichtigsten Urkundenkomplexe und Archive“
- Lüling, Günther (1974): *Über den Ur-Qur`ān. Ansätze zur Rekonstruktion vorislamischer christlicher Strophenlieder im Qur`ān*, Erlangen
- (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am 'christlichen' Abendland*, Erlangen;
- (1992): *Der christliche Kult an der vorislamischen Kaaba als Problem der Islamwissenschaft und der christlichen Theologie*, Erlangen
- Marquart, Joseph (1903): *Osteuropäische und Ostasiatische Streifzüge. Ethnologische und historisch-geographische Studien zur Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts (ca. 840-940)*, Leipzig
- Pálóczi-Horváth, András (1989): *Petschenegen, Kumanen, Jassen. Steppenvölker im mittelalterlichen Ungarn*, aus dem Ungarischen von János Thimar, Budapest
- Peckanen, Tuomo (1973): „On the Oldest Relationship between Hungarians and Sarmatians: From Spali to Asphali“ (Helsinki), in: *Ural-Altäische Jahrbücher (UAJb)*, Fortsetzung der Ungarischen Jahrbücher (UJb); Im Auftrag der Societas Uralo-Altica herausgegeben von Gyula Déczy und Annemarie v. Gabain, Band 45, Wiesbaden, 1-64
- Plessner, Martin (1995) Artikel „RAMADĀN“, in: *The Encyclopaedia of Islam*, New Edition, 417 f., Leiden
- Prokop von Caesarea s. Otto Veh
- Steuerwald, Karl (1990): *Langenscheidts Taschenwörterbuch der türkischen und deutschen Sprache. Teil I Türkisch-Deutsch*, (1966), Berlin · München u. a.
- Stier, Hans-Erich u.a. (1990): *Der große Atlas zur Weltgeschichte. Von der Altsteinzeit bis zur Gegenwart*. (Karte 45-46 „Völkerwanderungen z. Z. der Parther und des Reiches der Han in China (ca. 100 v. Chr. - ca. 100 n. Chr.)“, München
- Topper, Uwe (1996): „Ein neues Bild des mittelalterlichen Spanien“, in *ZS* 10 (3) 466-491
- Vambéry, Hermann (1882): *Der Ursprung der Magyaren. Eine ethnologische Studie*, Leipzig
- Veh, Otto (1970): *Prokop, Perserkriege* (Prokop, Werke; griechisch-deutsch), o.O.
- Veszprémy, László / Schaer, Frank (1999), *Simonis de Kéza: Gesta Hungarorum/ Simon of Kéza: The Deeds Of The Hungarians*; Budapest
- Zeller, Manfred (1993): „Das Kalifat der Omaijaden“, in *VFG* V (3-4) 69-86
- (2002): „Die Tangzeit, Chinas glanzvolle Epoche, eine Fiktion?“, in *ZS* 14 (1) 79-103

Yesdegird und Djalali

Zu persischen und islamischen Kalendern

Angelika Müller

Mich interessierte zunächst die Frage, ob nur das christliche Abendland im 15./16. Jh. eine Kalenderreform durchgeführt hat, oder auch Länder des islamischen Kulturbereichs. Diese Frage ist nicht so absurd, wie es auf den ersten Blick scheint, denn neben dem Mondkalender hatten die meisten so genannten islamischen Länder stets irgendeinen Sonnenkalender für Ernte und Steuerzahlungen (zu beiden Kalendern unten mehr).

Im Hintergrund dabei stand der Gedanke, dass durch den Nachweis einer gleichzeitigen Neujustierung des Kalenders immerhin zwei Möglichkeiten wahrscheinlicher würden:

1. Eine Absprache zwischen islamischen und christlichen Großmächten nach ca. 1350, auch hinsichtlich der Synchronisierung von Ereignissen (z.B. 623 AD = 1 H.; im Folgenden sind Jahreszahlen ohne „H.“ immer christliche).

2. Eine von Christoph Marx postulierte Veränderung der Erdumlaufbahn im 14. Jh., die dann *überall* eine Neuregelung des Kalenders erfordert hätte.

Soweit ich feststellen konnte, und mir auf eine briefliche Anfrage von Prof. Tilman Nagel schriftlich am 6. 3. 1995 bestätigt wurde, nahm aber kein Land des islamischen Bereichs nach dem 14. Jh. eine Neuregelung des Kalenders vor.

Lediglich einen einzigen dürftigen Hinweis fand ich darauf, dass der gregorianische Kalender möglicherweise von islamischer Astronomie profitiert hat: Otto Neugebauer, „dessen Name bei den Verteidigern des akademischen *status quo* geradezu magische Kraft besitzt“, habe sich zu dem „Zugeständnis“ bereitgefunden, dass „hinter Kopernikus das Wissen islamischer Gelehrter stand“ [Swerdlow/Neugebauer laut Bernal 414].

Über Himmelserscheinungen, an die wie im europäischen Raum Unheilserwartungen geknüpft wurden, berichten orientalische Quellen auch schon vor dem 13. Jh., doch wurden diese im islamischen Kulturkreis bisher nicht systematisch ausgewertet. Über die große Pest und ihre Auswirkungen im nahen Osten unterrichtet das Buch von Michael W. Dols [1977]. Diese Mitteilungen gab mir freundlicherweise Prof. Nagel.

Mit diesen Ergebnissen wird die ohnehin sehr geringe Wahrscheinlichkeit der beiden genannten Möglichkeiten jedenfalls nicht größer.

Ära Yesdegird und Djalali-Kalender

Bei meinen Recherchen stieß ich in der *Enzyklopädie des Islam* [alle folgenden Angaben nach der älteren deutschen und der neuen engl. Ausgabe] auf den so genannten **Djalali-Kalender** Persiens, auch **Maliki-Ära** genannt. Diesen möchte ich samt seinem Vorgänger vorstellen und einige Überlegungen daran knüpfen (wobei mich Heribert Illig hinsichtlich der Kalenderrechnung unterstützt hat).

Im persischen Reich war wohl seit dem 5. Jh. die **Ära Yesdegird** (auch: *Yezdezred*) gebräuchliche Zeitrechnung, angeblich „Seite an Seite“ mit dem arabischen Mondkalender, der seit der arabischen Eroberung des Iran im 7. Jh. benutzt worden sei. Die Benennung geht aber auf den Sassaniden Yesdegird III. zurück, der konv. von 633 bis 651 regiert hat.

Der Yesdegird-Kalender (= **Y.-Kalender**) war vermutlich auf dem Stand des altägyptischen Kalenders: Das Jahr zählt 360 + 5 Tage; ein Schalttag ist unbekannt. Hier verschiebt sich der Kalender alle 4 Jahre um 1 Tag gegenüber der Himmelskonstellation; nach 1.460 Jahren haben sich alle Daten einmal durch das Jahr verschoben. Nur in der älteren, deutschen *Enzyklopädie des Islam* aus den 20er Jahren wurde noch von einer ganz eigenen Schaltregel gesprochen: Da sich in $4 \times 30 = 120$ Jahren der Kalender um 1 Monat von 30 Tagen verschiebt, habe man nach dieser Zeit einen ganzen Schaltmonat eingeschoben. Das ließ sich nicht halten. Mittlerweile geht man davon aus [*Encyc. of Islam* → Djalali], dass alle 120 Jahre die fünf Zusatztage (Epagomenen) einen Monat später innerhalb des Kalenderjahres eingefügt worden sind.

Ein neuer Kalender wurde im Jahre 1074/75 (467 H.) vom Seldschuken-Sultan **Djalal al-din Malik Shah ben Alp Arslan** (in anderer Schreibweise: *Jeleledin Malik Shah bin Alkh Ashlan Suljokee*) in Auftrag gegeben und mit dem 15. März 1079 (Freitag, 9. Ramadan 471 H.) begonnen. Benannt wurde er nach dem Titel *Djalal* von Sultan Malik. Es gilt:

1) Die 5 Epagomenen folgten nun immer demselben Monat.

2) Der Jahresbeginn wurde an der Frühlingstagundnachtgleiche fixiert. Für die Findung des Frühlingspunktes wurde nie eine abstrakte, allgemein gültige Regel aufgestellt, sondern der Frühlingspunkt wurde jedes Jahr durch Kalkulation (und Beobachtung?) neu ermittelt. (Das Beobachtungsverfahren hat später auch der nur wenige Jahre benutzte Französische Revolutionskalender angewendet). Was bedeutet das? Mit dieser aktuellen Festlegung kann das Sonnenjahr im Prinzip jede beliebige Dauer annehmen, ohne dass dies auf die Zeitrechnung Einfluss hätte. Sollte sich herausstellen, dass dieser Djalali-Kalender oder ein ähnliches Verfahren in der islamischen Historiographie angewandt wurde, so wäre dies eine (weitere) Fehlerquelle für die einem Hedschrajahr zugehörige christliche Jahreszahl.

3) Es wurde ein Schalttag eingeführt. Er folgte aber einer anderen Regel als im julianischen Kalender (in 400 Jahren 100 Schalttage) und im gregorianischen Kalender (in 400 Jahren 97 Schalttage). Hier dürfte die Regel gelten haben, dass nach dem 7. Schaltjahr das nächste Schaltjahr um ein Jahr verzögert folgte. Diese Regel ist möglicherweise nicht von Beginn an fixiert worden, weshalb verschiedene Auslegungen möglich sind: Heutige Interpretationen erkennen mal 105 Schalttage in 432 Jahren, mal 102 Schalttage in 420 Jahren. Je nach Interpretation wäre dieser Kalender etwas schlechter oder auch etwas besser als die viel spätere gregorianische Kalenderreform gewesen.

Verbreitung und Gebrauch dieses Kalenders sind einigermaßen unsicher. Die ältere *Enzyklopädie* stellte zu „Djalali“ [1050] fest:

„Ob diese Ära neben der muhammedanischen jemals praktische Geltung erlangt, und wie lange sie diese bewahrt habe, erfährt man aus den Quellen nicht.“

Damals war nur der Gebrauch eines seiner Monatsnamen für das 13. Jh. nachweisbar. Für Parise [1982] ist er wieder in Vergessenheit geraten. Die jüngere *Encyclopaedia* [1997, 399] sieht ihn dagegen im größeren Teil von Persien im allgemeinen Gebrauch, im Zentraliran auch noch im 20. Jh. Da ließe sich fragen, warum dem doch angeblich seit dem 7. Jh. benutzten Mondkalender ein verbesserter Sonnenkalender gegenübergestellt worden ist? Dass der gegen einen für jahreszeitliche Betrachtungen gänzlich ungeeigneten Mondkalender gleichwohl „Durchsetzungsvermögen“ brauchte, war religiös bedingt.

Erklärung mittels der Phantomzeitthese

Diese Ungereimtheit lässt sich weitgehend auflösen, wenn man – entsprechend der bisherigen Untersuchungsergebnisse in dieser Zeitschrift – davon ausgeht, dass eine islamische Eroberung Persiens im 7. Jh. nie stattgefunden hat, sondern Persien erst ab dem 10. Jh. zum Islam konvertierte [Illig 1999, 139 f., 161 f.] bzw. – wie ich es formulieren möchte – sich ein solcher unter den zahlreichen christlichen, jüdischen und gnostischen Sekten herausbildete und formierte und schließlich durch Einfluss der Mutaziliten zum Islam „übergang“ [Zeller 1993, 93]. Das geschah wohl nicht ganz friedlich, denn die Zarathustrier bekämpften ihn und/oder wurden verfolgt. Zwar soll die erste „islamische“ (kufische) Inschrift auf persischem Boden aus dem Jahr 955 von einem Bujidenherrscher stammen [Topper 1994, 65], doch der persische Geschichtsschreiber des *Schahname*, der 1020 gestorbene Firdausi, konnte von keiner islamischen Eroberung Persiens berichten, schlimmer noch, er berichtet überhaupt nichts von einem Islam in Persien [ebd., 62].

Dies bedeutet, dass es den reinen Mondkalender in Persien nicht seit dem 7. Jh. – also schon 300 Jahre lang – gegeben haben kann, sofern wir bei der bisherigen offiziellen Annahme bleiben, dass dieser ‘originär’ zum Islam gehört. Ob es ihn schon vorher bei einzelnen Sekten oder Dynastien gegeben hat, ist unsicher.

Einen Islam in Persien gibt es danach also frühestens seit dem 11. Jh. Darüber hinaus kann man fragen, ob der Islam als *Staatsreligion* eine persische Erfindung ist. Nur letzteres könnte m.E. erklären, wieso man nicht nur die Religion sich im Lande ‘entwickeln’ ließ, sondern zugleich einen angeblich dazugehörenden Mond-Kalender einführte.

„Persisch“ ist hier vor allem geographisch gemeint; inhaltlich bedeutet es, Licht und Ordnung in die Zeit von 651–1220 zu bringen, in der sechs verschiedene Dynastien z.T. gleichzeitig regieren – Abbasiden, Tahiriden, Samaniden, Bujiden, Ghasnawiden, Seldschuken. Ab ca.1220 regieren die Ilkhane.

Zeller [1993, 87 ff.] hat bereits gezeigt, dass dieses Chaos das Ende des Sassanidenreiches markiert nach der Regierung Yesdegirds III. (konv. 633–651; rev. –947), das mit der Eroberung Bagdads durch die Bujiden 945 (konv. 647) eingeläutet ist.

Wenn die Regierungszeit Yesdegirds III. nach Zellers Umrechnung Mitte des 10. Jhs. endet, stellt sich das Verhältnis von Y.- und Djalali-Kalender anders dar, als die *Enzyklopädie des Islam* nach der konventionellen Datierung vertritt. Was konventionell mit Yesdegird als Anbruch einer „neuen [glanzvollen] Epoche“ [Parise, Kal.übers.] gesehen wird, bestünde tatsächlich nach 18 Jahren Regierungszeit in einer Auflösung des Großreichs in zahlreiche sich bekämpfende, konkurrierende Dynastien.

Als Yesdegird III. den Thron bestieg, waren angeblich die meisten Perser Zoroastrier und benutzten den seit Zoroasters Zeiten üblichen Kalender. Nehmen wir also an, dieser Y.-Kalender wurde tatsächlich um 650||Anfang des 10. Jhs. in Persien eingeführt, so hätte schon 100 Jahre später der Seldschuken-Sultan entweder einen besseren und/oder einen konkurrierenden Sonnenkalender für nötig gehalten.

Über den Y.-Kalender gibt es als weitere Merkwürdigkeit die Information, im Jahre 1720 – „nahezu 1100 Jahre später“ – habe „ein zoroastrischer Priester, der aus Persien nach [...] Westindien gekommen war, *einen ganzen Monat Differenz* zwischen dem Y.-Kalender und dem Z.-Kalender fest[gestellt]“ [Parise, ebd.], der bisher nicht aufgeklärt werden konnte. Der Hintergrund dazu ist folgender: Bereits seit der Niederlage Yesdegirds und seiner Ermordung im Jahre

651 (angesichts nun ausbrechender Unruhen?), aber massenhaft ab 682 flohen die Zoroastrier vor dem „eindringenden Islam“ und hatten um 690 ihre erste Gemeinde in Bombay. Wenn der *Brockhaus* diese Flucht ins 10. Jh. datiert, ist dies kein ‘Widerspruch’ sondern erstaunlich exakt im Sinne der revidierten Chronologie, wo nach einer Version Yesdegirds Regierungszeit 947 endet [vgl. Topper 1994, 69]. Die 1720 von den Priestern festgestellte 1-monatige Differenz lässt sich vielleicht aufklären, wenn man von anderen Daten ausgeht. Die Zarathustrier müssen nun nicht im 7., sondern erst im 10. Jh. vor dem Islam fliehen. Auf eines der dadurch aufgeworfenen Probleme gehe ich weiter unter dem Stichwort: *zandaqua* kurz ein.

Ein Widerspruch ergibt sich bei dieser Datierung des Islam in Persien ins 10. Jh. zu der weiter oben erläuterten These, wonach der Islam erst im 11. Jh. in Persien Fuß fasst. Nach meinem bisherigen Wissensstand erklärt sich dies am besten durch die schon oben geäußerte Annahme, dass ab dem 10. Jh. zahlreiche tendenziell ähnliche Glaubensrichtungen – heute stets „islamische Sekten“ genannt – ins Kerngebiet des heutigen Iran eindringen (möglicherweise über Mesopotamien), und dort erst im 11. Jh. deren staatsreligiöse Vereinheitlichung unter dem Namen „Islam“ vollzogen wird.

Falls Sultan Maliks Gründe für eine Kalender-Korrektur wirklich in der den Astronomen immer noch zu großen Ungenauigkeit des Y.-Kalenders lagen, war er vermutlich nur *eine* von mehreren Maßnahmen, um das Reich straffer zu organisieren.

Schauen wir kurz auf den zeitgenössischen Kontext [nach Cahen]. Ab 1040 erobern die Seldschuken den Iran, 1055 stürzen sie unter Togril-Beg die Bujiiden-Dynastie in Bagdad (von der wir nicht wissen, ob sie schon den reinen Mondkalender hatte). Zu diesem Anlass schwor Togril-Beg feierlich, die Ketzerei der Fatimiden zu beenden (die „Kreuzzüge“ beginnen nicht erst mit der Einmischung Europas 1096!), was ihm allerdings nicht vergönnt war [Cahen 290]. Sein Nachfolger Alp Arslan hatte 30 Jahre lang einen Wesir, Nizam al-Mulk, der unter Malik Shah (reg. 1072-1092) im Amt blieb. Dieser Nizam al-Mulk schrieb ein *Buch der Regierung*, in dem er seine politischen Auffassungen darlegte und die Verwaltungspraxis von Chorasán – woher er stammte – aufs gesamte seldschukische Gebiet ausdehnte. Als die Seldschuken 1071 das byzantinische Kleinasien eroberten, brachte das nicht nur neues Land, sondern auch Probleme bei der Schaffung eines einheitlichen Reiches. (Allerdings dauerte die Besetzung nur bis zur Eroberung des Reiches von Konia, 1190 durch die Kreuzfahrer.)

Es wurde nun offensichtlich versucht, ein Staatsgefüge ‘aus einem Guss’ zu schaffen, was sich u.a. in reger Bautätigkeit ausdrückt, im Bau von Schulen, um die Führungskräfte des Staates auszubilden – Nizam al-Mulk gründet

selbst die berühmteste in Bagdad, an die er Ghazzali (s.u.) als Professor holt – und in der Integration der Sufis (einige werden auch verfolgt [Schimmel 136]), die man in ordensähnlichen Gemeinschaften aufnimmt (oder kontrolliert unterbringt?), deren Einrichtungen von reichen Militärführern finanziert werden [Cahen 294].

Ismaeliten contra Staatsreligion

Wo ein Staat geplant wird, ist auch eine Staatsreligion wünschenswert. Dieser widersetzten sich am stärksten die Ismailiten, die ein Unruheherd blieben. Chronologisch unklar ist, inwieweit auch die mächtige Kirche der Manichäer Widerstand leistete. Wenn die Zarathustrier erst im 7. || 10. Jh. vor dem Islam fliehen, werden die Manichäer von ihnen als *zandaqua* verfolgt, bis der Islam sie ablöst. Ein „Wiederaufblühen“ des Manichäismus im 8. Jh. unter dem Islam – wie es die bisherige Chronologie sieht – gab es dann nicht, und ohne genauere Angaben über den Verbleib der Manichäer im 10. Jh. sieht man nun Schiiten von den Sunniten als *zandaqua* verfolgt [Cahen 88 f.]. Auch Zeller [1993, 93] war die „Verwischung“ beider Gruppen aufgefallen und nannte als Möglichkeit, dass „die Manichäer Vorläufer der Schiiten sind“, wobei sich die Frage stellt, ob man das Wort „Vorläufer“ streichen muss.

In der sassanidischen Verwaltung ist *zindiq* die Bezeichnung für die Schüler des Mani oder des dissidentischen Manichäers Mazdak, der eine neue Auslegung zum Avesta vorlegte. In seiner politischen Entwicklung bezeichnete dieser Begriff stets „die Häresie, die den Staat in Gefahr brachte“; er wurde wegen deren Lehre von der göttlichen Liebe schon früh auf Sufis angewandt [vgl. Schimmel 60 ff.].

Obwohl die Literatur sich prinzipiell einig ist, dass die mystischen Lehren seit dem 9. Jh. entstanden, gilt doch der 765 gestorbene sechste Imam der Schia, Ja'far as-Sadiq, als einer der größten Lehrer des frühen Sufismus, der bereits eine Definition der göttlichen Liebe schrieb [ebd., 70].

Zum ersten Mal erscheint der Begriff *zindique* im Jahre 742 unter dem abbasidischen Khalifat bei der Hinrichtung eines Mazdakiten im Irak, verurteilt von einer staatlichen Inquisition mit Sonderrichter [Enzykl. d. Islam]. Dies steht offensichtlich im krassen Widerspruch zum angeblichen „Wiederaufblühen“ im 8. Jh.!

1092 wird Nizam al-Mulk das erste Opfer eines Attentats der ismailitischen Assassinen unter Hasan e-Sabbah, kurz darauf stirbt Malik Shah, und das Seldschukenreich zerfällt. 1095 erleidet Ghazzali einen „Nervenzusammenbruch“ und verläßt sein Lehramt, „um in das geistige Leben einzutreten“, was zu langen Reisen nach „Syrien, Jerusalem und vielleicht auch nach Ägypten“ führte [Schimmel 138]. Was er dort tat, ist mir nicht bekannt; irgend jemand

muss aber wohl in den einzelnen Dynastien diplomatisch für die „islamische Idee“ gewirkt haben.

In dieser Zeit formierte sich eigenständige „islamische“ Theologie und Dogmatik zügig, und vielleicht wurde die Idee dazu wie auch zum „islamischen Mondkalender“ (oder zu dessen Übernahme, falls er vorher schon bei Omajaden, Abbassiden oder Bujiden existierte) gerade an jener oben genannten Elite-Schule Bagdads geboren, wahrscheinlich erst nach 1075.

Abu Hamid al Ghazzali gilt als größter Theologe des mittelalterlichen Islam, dessen Schicksal aufs Engste mit dem der Seldschuken verknüpft ist. Er hinterließ zahlreiche Schriften und schrieb etliche Traktate, in denen er sich kritisch mit der Lehre der „Schia“ bzw. der Ismailiten auseinandersetzte und ihr bzw. ihnen die „sunnitische“ Anschauung gegenüber stellte. Man kann ohne Übertreibung sagen, er hatte auf so gut wie alles im Islam Einfluß.

„Ghazzali“ ist ein Bruderpaar: dieser ein Theologe, der andere – Ahmed – ein Mystiker; beide Brüder tragen die Namen des Propheten der Muslime. Nach jenem Nervenzusammenbruch bekannte sich der Theologe zum Sufismus (wir hörten schon, dass es eine seiner Leistungen war, diesen – anders als die Abbassiden – ins Staatsgefüge einzubinden). Er starb im Jahre 1111, eine für alle betroffenen Religionen kabbalistisch bedeutsame Zahl. Es ist ein Datum „nach Chr.“ und gibt viermal die 1, die Zahl des Anfangs und der Einheit und damit viermal den arabischen Buchstaben *alif*, der auch der erste Buchstabe von Allah ist. Man kann sagen, für Ghazzali konnte es kein passenderes Todesjahr geben, um einen Mythos zu vervollständigen. Annemarie Schimmel [146] fragt, ob vielleicht gerade „seine Größe die Ursache für die Erstarrung des gemäßigten Islam [war]“.

Schlussfolgerungen

Sultan Malik „reformierte“ angeblich den Y.-Kalender,

„um eine Konkordanz zur Sonnenbewegung zu erhalten; ein Komitee unter der Leitung von Omar Khayyam setzte einen $360 + \frac{5}{6}$ Tage Kalender fest, mit dem Neujahr an der Frühjahrstagundnachtgleiche (vernal equinox); obwohl er als ‘concurrently’ mit dem Y.-Kalender laufend gedacht war, geriet er wieder in Vergessenheit.“ [Parise]

Das ist mehr als seltsam: Warum hätte der jüngere Sonnenkalender mit dem älteren nur konkurrieren und ihn nicht ersetzen sollen? Gründe für das „Vergessen“ werden nicht genannt, könnte es auch nach Meinung der jüngeren *Encyclopaedia* auch nicht geben, wenn er noch im 20. Jh. benutzt worden ist. Immerhin lässt sich darüber spekulieren:

1. Der Djalali-Kalender war als angewandter Kalender für Aussaat und Steuer-Einzug zu unpraktikabel (wegen der jeweils aktuell zu bestimmenden

Äquinoktie?). Dagegen lässt sich einwenden, dass dies allerdings den Astronomen von vornherein hätte klar sein können. Dagegen erschien offensichtlich die ständige Mondsichel-Beobachtung niemandem zu unpraktikabel, vielleicht stand sie alternativ zur Debatte? Damit sei hingewiesen auf die Gemeinsamkeit von Maliki- und Mondkalender, nämlich die jeweils notwendige direkte Beobachtung der Frühlingsäquinoktie bzw. der gerade erscheinenden neuen Mondsichel (*hilal*).

2. Die Übernahme des Djalali-Kalenders wurde durch die Einführung des reinen Mondkalenders 'vereitelt', aber möglicherweise nicht durch Erstarren des angeblich schon vorhandenen Islam, sondern – wie oben dargestellt – bewusst auf Grund einer neuen staatspolitischen Absicht.

3. Der Djalali-Kalender setzte sich nicht auf breiter Front durch, weil die machtpolitischen Streitigkeiten eine solche Herrschaftsausübung der Seldschuken nicht zuließen (ab ca. 1092 zerfällt das Seldschukenreich in Einzelstaaten).

Oben wurde resümiert, dass der Islam sich in Persien entweder zwischen 651 (Tod Yesdegirds) und 682 (Massenflucht der Zarathustrier) gewaltsam (?) ausbreitete; revidiert also zwischen 947 und 966, oder erst – wenn man Firdausis Schweigen über „den Islam“ als Indiz für dessen Nichtexistenz ansieht – erst ab 1050. Dies bedeutet meines Erachtens:

a) Bis ca. 1075 gab es im Seldschukenreich zwar Glaubensrichtungen, die später zum „Islam“ gerechnet wurden und sich vielleicht teilweise auch als *muslime* bezeichneten (vgl. Lülings Herleitung des Wortes als „Abwendung, Verrat, Lossagung“ speziell vom trinitarischen Christentum [1981, 24 ff.]); aber eine einheitliche so genannte Religion gab es noch nicht. Deshalb war „der Islam“ im Seldschukenreich wohl noch gar nicht genügend etabliert, um mit „seinem“ Mondkalender konkurrieren zu können.

b) Erst zwischen 1075 und 1092 wird der „islamische“ Mondkalender im Zusammenhang mit dem Islam als Staatsreligion beschlossen und entweder direkt oder später eingeführt.

Der altarabische Mondkalender

Bis zur Einführung des 'reinen' heutigen Mondkalenders (s.u.), gab es bei den vorislamischen Arabern ein gebundenes Sonnenjahr. Die heutigen im Jahreslauf entsprechend dem reinen Mondkalender 'wandernden' Feste waren also ursprünglich fest im Sternkalender verankerte Tage zu ganz bestimmten Zeiten im Jahr.

Die Monate begannen mit Sichtung des *Hilal*, des neu erscheinenden Monds; *Hilal* bedeutet übersetzt „Festjauchzen“ [Nielsen 87]. Deshalb ist die

Übersetzung des *Hilal* als „Neumond“ (d.i. der unsichtbare Dunkelmond) astronomisch falsch. Durch die häufige Verwechslung dieser beiden exakten Begriffe ist oft unsicher, wie nun tatsächlich Feste und Monate bestimmt wurden und werden.

Ramadan war im Sommer und begann mit dem Neumond oder dem neuen Mond (*hilal*), der *nach* dem ersten Vollmond *nach* der Sommersonnenwende (SSW = längster Tag) kam.

Vor dem Ramadan lag (in unserem Monat Juni \approx *Shaban*, in den also immer die SSW fiel. Der 15. *Shaban* war dann logischerweise der 1. Vollmond nach der SSW und vor Beginn des *Ramadan*; diese Nacht vom 14. zum 15. *Shaban* war die heilige, gesegnete Nacht „*lailat a bara'at*“, in der das Schicksal für das kommende Jahr festgesetzt wird.

Es fällt auf, dass diese Feste in einem gebundenen Sonnen-Kalender durchaus am Mond orientiert sind. Hier zur Orientierung die islamischen Mondkalender-Monate mit wesentlichen 'Feiertagen':

1. Safar 1 (heute: Muharram; 10. Tag = Todestag von Hussein)
2. Safar 2
3. Rabi 1 (al-Awwal; Geburtstag des Propheten: 8. Rabi 1 laut al-Biruni, 12. laut Schimmel, 17. laut Ibn Ishak)
4. Rabi 2 (al-Thani)
5. Djumada l-ula
6. Djumada-akhira
7. Radjab
8. Shaban (15.= lailat a bara'at = 1. Vollmond nach SSW)
9. Ramadan (1.= 1. Neumond nach 1. Vollmond nach SSW)
10. Shawwal (beginnt mit id ul fitr „Fest des Fastenbrechens“)
11. Dhu l-Qa'da
12. Dhu l-Hidja (Pilgermonat; 10.-12. = id ul adha „Opferfest“).

Die Verdopplung der Monatsnamen für zwei Wintermonate und zwei Sommermonate (jeweils „Festmonat“) entstand folgendermaßen [nach Nielsen⁷⁸ ff.]:

Soll der Monat jeweil mit dem *Hilal* beginnen, so ist die „natürliche Basis für einen Mondkalender zwei Lunationen oder ein *Doppelmonat*, also 2×28 Tage bzw. 8 siebentägige Wochen, plus die 3 Tage des in der Mitte liegenden Neumonds = 59 Tage. Die zusätzlichen 3 Tage kann man „zur letzten Woche im alten oder zur ersten Woche im neuen Monat zählen“. In jedem Fall sind sie eine Schaltung, die zu Monaten mit 28 und 31 Tagen führt. Nur so ist eine Zählung in *Mondwochen* möglich. Diese ist „ausgeschlossen“ nach dem jetzigen islamischen Mondkalender, der die Monate abwechselnd mit 29 und 30 Tagen zählt.

Der Ausgleich zwischen „den heiligen Mond- und Sonnenzeiten“ [Nielsen

96] wurde durch einen Schaltmonat erreicht [Vermutungen zur Berechnung ebd. 94 ff.], der als Fasten- und Trauerzeit begangen wurde, die mit dem „Neumond“ (hier muss der *Hilal* gemeint sein; A.M.) anfang und „mit dem wirklichen Neujahr aufhörte“. Damit war sichergestellt, dass „die jährlichen und monatlichen Feste an die natürlichen Jahreszeiten gebunden“ blieben [ebd., 91 f.].

Wegen der spärlichen Informationen sind die Autoren sich nicht einig bzgl. der Anzahl der Feste und ihrer genauen Positionierung im Jahr. Es scheint zwei persische Feste im Frühjahr und Herbst gegeben zu haben, vielleicht ein Sommerfest (evtl. die *lailat al-quadr* = Nacht der göttlichen Offenbarung, die heutzutage als ausdrücklich nicht genau festgelegt in eine der letzten drei ungeraden Tage des Ramadan fällt).

Die Überlieferung (*Hadithe*) nennt nur zwei Feste, an denen kultische Spiele „mit Lanzen“ stattfanden, ohne deren Stellung im Sonnenjahr zu bestimmen und geht bereits von deren Umdeutung aus. Danach habe der Prophet gesagt:

„Ihr hattet zwei Tage, an denen ihr spieltet. Allah hat sie euch in zwei bessere umgetauscht: Tag des Fastenbrechens und Tag des Opfers“ [nach Anas ben Malik].

Dies schließt nicht aus, dass es auch Feste anderen Charakters gab. Möglicherweise wurde die Umdeutung der Feste schon vom Muhammad selbst begonnen, doch ist unklar in welcher Weise, da der Zeitpunkt der Einführung des reinen Mondkalenders nicht gesichert ist (s.u.).

Wüstenfeld hat Rückrechnungstabellen erstellt zur Bestimmung der Feste, doch vermerkt Nabhan ausdrücklich, dass „eine gewisse Vorsicht im Umgang“ damit „angebracht sei“, solange die „Kalenderfrage im Hinblick auf die ersten Jahre nach der Higra nicht als endgültig geklärt gelten kann“.

„Nomadenkalender“

Obwohl also bekannt ist, dass der vorislamische Kalender ein gebundener Mond-Sonnenkalender war, wird in der Literatur angenommen oder indirekt unterstellt, der ungebundene Mondkalender stamme von den arabischen Nomaden, deren anikonischen paganen Glauben der Prophet rituell in seine neue Religion einbezogen hat. Damit wird unterstellt, für viehzüchtende Wüstenbewohner sei der Mondkalender praktisch bzw. sie brauchen keinen anderen, wenn sie keinen Ackerbau treiben.

Dies steht im Widerspruch dazu, dass der Mondkalender laut islamischer Literatur rein religiöse Gründe und Funktionen hat; die arabischen Nomaden aber seien „Heiden, Polytheisten, Sternenanbeter usw.“ gewesen – warum hätte man ihren Kalender benutzen sollen?

Noch verwunderlicher ist, dass sie keinen anderen gebraucht haben sollen. Man überlege sich nur, dass ein im Sonnenjahr wandernder Pilgermonat beispielsweise in eine Jahreszeit fällt, in der das Vieh auf fruchtbarere Weiden getrieben werden muss, um nicht zu verdursten oder zu verhungern. Auch während der Geburt der Jungtiere wird der Nomade nicht gerade gern seine Pilgerreise machen wollen. Hier wird indirekt unterstellt, die Nomaden hätten wild, heidnisch und unorganisiert 'ins Jahr hinein' gelebt und sich an keinerlei soziale Regelungen gehalten (die gleiche Unterstellung begegnet uns unten nochmals bei der Verschiebung von Monaten).

Auf jeden Fall ist der reine Mondkalender am wenigsten riskant für Städter, die sich den 'Luxus' eines religiösen Kalenders leisten können, weil ihre Verwaltung ihnen über einen Sonnenkalender die Planung für Ackerbau und Viehzucht abnimmt, und am gefährlichsten für Nomaden, die weitab jeder Verwaltung selbst für das Wohl ihrer Viehherden sorgen müssen.

Doch der gesunde Menschenverstand ist in der Wissenschaft selten Grund genug, um einen Mythos zu bezweifeln; so benutzen einige Autoren die spärliche Quellenlage [z.B. Wensinck, Henninger, Wüstenfeld; zit. bei Nielsen 75-96 und Nabhan 28ff.] für ihre Ansicht, dass auch die vorislamischen Feste bei den Nomaden und Halbnomaden der Arabischen Halbinsel „eng mit den Jahreszeiten und den Vegetationsphasen zusammenhängen“, d.h. sie hatten einen Sonnenkalender, und zwar genau den, den ich oben schon beschrieben habe.

Es ist also ein Irrtum, die Einführung des reinen Mondkalenders aus der Lebensweise der Wüstenbewohner zu begründen. So muss der Mondkalender des Islam gar nicht originär arabisch sein.

Der islamische Mondkalender zur Zeit des Propheten Muhammad

Eine 'reine' Mondorientierung ohne Bindung an das Sonnenjahr hat es in Arabien also nicht gegeben. Ein solcher 'Kalender' ist eigentlich gar kein (Jahres-)Kalender, da er lediglich eine Orientierung innerhalb der Mondwechsel zulässt und keine Festzeiten möglich sind, die sich regelmäßig zur gleichen Jahreszeit (!) wiederholen. Im islamischen Mondkalender, wie er heute üblich ist, hat das Jahr 354 Tage ohne Bindung an das Sonnenjahr. Doch schon der heutige Zwölfer-Zyklus der islamischen Mondmonate zeigt, dass eine solche Bindung einst bestanden hat.

Die heute gebräuchlichen Monatsnamen im Islam stammen aus dem gebundenen Mond-Sonnenkalender des arabischen Nomadentums; im heutigen Syrien, Palästina, Jordanien usw. sind völlig andere, ebenfalls alte Monatsnamen für den Sonnenkalender in Gebrauch.

Der heutige islamische Mondkalender wurde angeblich „auf Grund einer Offenbarung im zweiten Jahr der Hidschra [Higra; A.M.]“ festgelegt [Schimmel

2001, 11]. (Nicht zu verwechseln damit die angebliche Einführung der Jahreszählung nach der Hira ca. im Jahre 30 H. von den Omayyaden (s. u.). Diese Offenbarung soll ihren Niederschlag in Sure 9,37 gefunden haben.

Wenn der Prophet tatsächlich im 4. Jh. gelebt hätte – was in unserem Kreis noch nicht vermutet worden ist – so wäre der „reine“ islamische Mondkalender ein Rückfall in vorkalendarische Zeiten gewesen, auf dem Hintergrund zeitgleicher Kalenderkorrekturen: 338 verbessern die Juden ihren auf dem Mond-Sonnenjahr beruhenden Kalender durch Einführung verschiedener Jahreslängen (bis etwa zur Zeitenwende gab es Schaltmonate nach Bedarf); 325 legen die Christen angeblich das Osterfest auf den Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond nach dem Frühlingsanfang. Außerdem muss man wahrscheinlich zwischen judenchristlichem, byzantinischem und syrischem Kalendern unterscheiden.

Eine vom Propheten beabsichtigte Verschlechterung des Kalenders erscheint schwer vorstellbar angesichts allgemeiner Verbesserungen bei den anderen Religionen. Diese besteht auch dann, wenn der Prophet im 6. (und frühen 7. Jh.) gewirkt hat – wofür die chronologiekritischen Untersuchungen sprechen [Illig 1992, 40; 1999, 143; Zeller 1993, 109 f.; Weissgerber 2000, 441-445]

Auf jeden Fall war der Kalender der vorislamischen Zeit im Hedschas um Mekka – und noch beim Tode Muhammads – ein *christlicher* Festkalender, denn die Quraisch waren syrisch-aramäische Christen [Lüling 1981 u.1993] und die politisch einflussreichsten Händler weit und breit (und Muhammad entstammte ihnen). Die Ähnlichkeit der oben genannten Ramadan-Regelung bzgl des 1. Vollmonds nach der SSW mit der Osterregelung bzgl des 1. Vollmonds nach der Frühlingsäquinoktie ist dann kein Zufall, sondern stammt aus demselben Kalender.

Dass die Literatur diesen christlichen gebundenen Mond-Sonnenkalender der Quraisch nicht sauber unterscheiden kann von jenem der arabischen Nomaden, liegt m.E. einerseits daran, dass die Christlichkeit der Quraisch in der islamischen Welt noch immer weithin geleugnet wird, andererseits daran, dass die „Nomaden“ auch einen solchen hatten – vielleicht mit anderen Schaltregeln, vielleicht aber mit genau denselben.

Der islamische Mondkalender in nachprophetischer Zeit

Wenn es überall immer parallel einen Sonnen-, Ernte- und Abgabekalender gegeben hat, wäre interessant zu wissen, wie man (früher und heute) Sonnen- und Mondkalender aus- und angeglichen hat. Doch macht der Mythos von einem großislamischen Reich im 7. Jh. die Informationslage schwierig.

Nach Schimmel führte erst das Auseinanderklaffen von Mondkalender und Jahreszeiten zu immer neuen Versuchen, „eine für die Verwaltung akzep-

table Datierungsweise zu finden“, die ihren knappen Beschreibungen nach jedoch kein „Sonnenkalender“ war, sondern eine stümperhafte ‘Herumbastellei’, als hätte man sämtliche Erfahrungen mit den früheren Kalendern vergessen.

„Man versuchte auch, mithilfe der alten persischen Zeitrechnungen [diese Schwierigkeiten] zu beheben. Doch auch das half nicht viel.“

Deshalb kommen dann der Djalali-Kalender, über den die Autorin nichts Besonderes verlauten lässt, und bis ins 20.Jh. noch eine beachtliche Anzahl weiterer ‘Kalenderversuche’, wobei die Autorin unbekümmert Kalender und Ära-Zählungen in ‘einen Topf’ wirft [2001, 17f]

Nach Cahen [111 f.] bestand im großislamischen Reich eine „komplizierte Dualität der Steuerjahre“, weil die „Termine der festen, vom Bodenertrag unabhängigen Steuern dem offiziellen islamischen Mondjahr angepaßt waren“, während „die eng mit der Landwirtschaft verbundene Grundsteuer [...] dem Ablauf des Sonnenjahres gemäß entrichtet [wurde].“ Seit wann das so stimmte und in welchen Gebieten, dürfen wir weiter rätseln, aber es steht fest, dass es einen hochentwickelten Verwaltungsapparat brauchte.

Der islamische Mondkalender heute

Zur Frage, wie der Mondkalender heute in der islamischen Welt geführt wird, lässt sich Aktuelles übers Internet herausfinden:

Es gibt die *Arabische Union für Weltraumwissenschaft* der *Jordanian Astronomical Society* in Amman, zu der ein „Islamisches Projekt zur Beobachtung der Neumonde“ ICOP gehört, von dem sich 140 Mitglieder in 40 Staaten aufhalten [Kaufmann].

Interessant fand ich u.a., dass es trotz der hervorgehobenen Relevanz der Sichtbarkeit heißt: Wenn es einen Widerspruch gibt zwischen der astronomischen Berechnung und einer Zeugenaussage, den Mond gesehen zu haben, dann wird die Beobachtung als Täuschung/ Fehler zurückgewiesen.

Im Internet kann man nachlesen, was für ein Zankapfel in Religion und Wissenschaft allein die Durchführung des reinen Mondkalenders inzwischen geworden ist: angefangen von Hadithen, was der Prophet gesagt habe, über die Rechtsschulen, über das Problem, ob ein Monat nur durch gesichtete oder auch/nur durch berechnete Mondsichel anfängt, muss alles bedacht und diskutiert werden, und gipfelt in der Kritik an der Praxis der saudischen Wahabiten, die einen auf Jahre vorausberechneten Mondkalender ausgeben, mathematisch ‘geeicht’ am *Hilal* von Mekka.

Entstanden ist diese Diskussion, seit die modernen Kommunikationsmedien es ermöglichen, für die gesamte islamische Umma *alle* Feste zur *gleichen* Zeit – unabhängig von der regionalen Sichtung des neuen Mondes –

beginnen zu lassen. Rechnerisch geht es dabei lediglich um Differenzen von 1 bis 2 Tagen, faktisch wird jedoch durch diesen saudischen Kalender der religiöse Sinn des „Festjauchzens“ für viele Muslime ad absurdum geführt, und es entstehen neue Strukturen von Macht und Abhängigkeit. Bisher hatte sich stets nur die Pilgerfahrt nach dem Hilal von Mekka zu richten.

Das Problem weitet sich aus, da man z.B. allein für Europa – in dem es drei konkurrierende Praxen gibt – über ein „einheitliches Komitee zur Mond-sichtung“ den „inneren Dialog unter islamischen Organisationen“ fördern und die islamische Gemeinschaft einen möchte. Es gelingt aber nicht wegen der Zwietracht untereinander.

Dass der Kalender selbst ein Problem sein könnte, bzw. die Rückschrittlichkeit der islamischen Welt hinsichtlich ihrer eigenen Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung (hier schließt sich der Bogen zu Schimmels oben zitierten Satz über Ghazzali), scheint in dieser Diskussion kaum jemandem aufgefallen zu sein. Deshalb versucht man noch immer Lösungen nach dem Muster „mehr desselben“ [Watzlawick], statt eine ganz neue Betrachtungsweise zu riskieren.

Sinn und Nutzen des ‘reinen’ Mondkalenders

Stets werden für die Einführung des reinen Mondkalenders im Islam „religiöse Gründe“ genannt. Da man aber auch bei einem im Sonnenjahr gebundenen Mond-Kalender die religiösen Feste nach dem Mond orientieren konnte, hätte man dies durch den islamischen Mondkalender nicht verbessern können. Es müssen also andere „religiöse Gründe“ gemeint sein. Dass es sich um keine Anpassung an den altarabischen Nomadenkalender handelt, wurde ebenfalls gezeigt.

Deshalb muss – angesichts aller genannten Überlegungen – die Frage weder lauten, wieso man den „reinen“ Mondkalender *einführte*, noch wieso man den Sonnenkalender *abschaffte*. Die Frage muss lauten: ***Wieso wurden Sonnen- und Mondkalender gänzlich entkoppelt, und damit die religiösen und weltlichen Bereiche völlig getrennt?***

Schimmel [18] teilt uns zum Djalali-Kalender mit, Maliks „Astronomen hatten ihm geraten, Mondjahr und Sonnenjahr strikt zu trennen“. Fest steht, dass der reine Mondkalender genau dies tut, so dass ich Schimmels (nicht näher belegte) Aussage vorerst als Unterstützung für meine These nehme, dass erst unter Malik diese Trennung vorgenommen, also der heutige Mondkalender eingeführt wurde. Geschah dies z.B. gerade deshalb, weil im 10./11.Jh. die einzelnen Gebiete unterschiedliche Sonnenkalender hatten? Sollte dadurch eine religiöse Vereinheitlichung erreicht werden?

Da – wie gesagt – die Festtagsregelung und die Monatsbeginne dadurch nicht verbessert werden konnten, muss man weiter fragen – da doch offenbar ein Nutzen bestand –, *was denn dadurch überhaupt gewonnen wurde?*

Das einzige Besondere und Typische an diesem Kalender bleibt die Entkoppelung von Sonnen- und Mondkalender, und damit *das Wandern der Monate und der Feste durch das Sonnenjahr*. Falls das als „Gewinn“ betrachtet wurde, ist die nächste Frage: Wem oder was könnte das nützen?

Nach Schimmel [ebd.11f] ist der Zweck des reinen Mondkalenders, „jegliche Bindung an vorislamische Zeiten [aufzuheben]“, indem man die Schaltmonate abschaffte, wie dies in Sure 9,37 gefordert wird. Dazu ist zu sagen:

1. Wie Lüling [1981] zeigte, beruht die Entwicklung der religiösen Lehre des Propheten Muhammad wesentlich auf der Einbeziehung des anikonischen arabischen Nomadentums (was aber später nicht hinderte, es zu verunglimpfen). Dies beinhaltete eine Abwendung von den christlichen und jüdischen Wurzeln des Propheten und eine Hinwendung zum altisraelitischen Höhenkult und der Religion Abrahams. Die *Encyclopaedia Judaica* bringt zum Stichwort *Mond* eine der in der Literatur häufigen Verwechslungen mit der Venus: Der

„Mond wurde als männliche Gottheit (Nanna) bei den Sumerern und Semiten verehrt. Bei den östl. Semiten Sin, im Westen Erah“.

„Deut. 4:19, 17:3-5 warnt die Israeliten (bei Strafe durch Steinigung) vor Mondverehrung. Der Mondkult wurde dennoch eingeführt in Juda durch König Manassah (2. Kön 21:3), von Josiah wieder zerstört (2.Kön. 23:5)“.

Venuskult wurde überall im Orient praktiziert, auch an den zahlreichen Kaaba-Heiligtümern, sowohl vom Nomadentum wie im christlichen Gewand. Gegen Himmelskörperkulte wendet sich der Koran mit etlichen Suren.

Der Mondkalender hat jedoch nichts zu tun mit einem Mondkult, sondern mit einer Orientierung an seinen *Phasen* als Rhythmusgeber – und als solcher wird er im Koran ausdrücklich positiv erwähnt. Dies scheint mir kein ausreichender Grund für die Abtrennung vom Sonnenkalender, aber es charakterisiert seine Wirkung und symbolische Bedeutung. Der Koran spricht an einigen Stellen von der „Lichtgestalt“ des Mondes in seinen „Stationen“ oder „Häusern“, allerdings m.W. nirgends so, dass sich daraus auf einen reinen *Mondkalender* schließen ließe.

2. Eine Abschaffung der Schaltmonate allein macht noch keinen ‘reinen’ Mondkalender, sondern produziert einen miserablen, schnell aus ‘dem Ruder’ laufenden Sonnen- oder Mond-Sonnenkalender. Man kann davon ausgehen, dass ein solcher Kalender, der hinter alle Erfahrungen und Kenntnisse der Kalender-Astronomie zurückfiel, nirgends ernstgenommen worden wäre.

Der Prophet Muhammad errichtete bei seinem Asyl (= higrā) in Medina dort eine für die jüdischen Streitereien friedensstiftende Verfassung, in der Pflichten und Rechte festgelegt wurden, weshalb sie als erste Staatsverfassung gilt [Wensinck; Wellhausen]. Dies entsprach der ursprünglichen politischen Funktion und den Fähigkeiten der Quraisch in Arabien. Es kann wohl kein Zweifel bestehen, dass nach der kurzen Dauer dieser Verfassung Muhammad tatsächlich bemüht war, die alten religiösen Traditionen im Sinne einer endgültigen Lossagung von Judentum und Christentum auf ihren „abrahamitischen“ Kern hin umzudeuten [vgl. Lüling 1981, Kap. III]. Gehörte dazu auch 'Umdeutung mittels des Kalenders'?

Soll man wirklich glauben, dass der Prophet Muhammad als hochgebildeter Mann und weit gereister Händler der Quraisch seine neue Religion mit einem solchen Kalender beginnen ließ? Ich betrachte dies als ein unglaubwürdiges Produkt der späteren islamischen Geschichtsfälschung. Mindestens hätte doch ein paralleler Sonnenkalender bestehen bleiben müssen, was aber wegen Sure 9,37 wiederum fraglich ist (s. nächstes Kapitel), da aus deren Offenbarungscharakter wiederum die Schaffung des reinen Mondkalenders abgeleitet wird.

3. Durch die Einbeziehung des anikonischen paganen Glaubens der arabischen Nomaden und ihrer Rituale, wie auch durch die – wenn auch inzwischen entstellten – christlichen Strophenlieder im Koran besteht eine Bindung an vorislamische Zeiten, also eine religiöse und rituelle Tradition, wie sie jede starke Religion besitzt. Der Versuch, diese zu leugnen und zu vertuschen, stammt nicht vom Propheten, sondern setzt erst später ein [ausführlich dazu: Lüling 1981 und 1993].

Ob diese *zwei* entscheidenden Probleme bei der Lehre des Propheten Muhammad – Abwendung vom trinitarischen Christentum und vom Judentum, und Umdeutung der Venuskulte der Nomaden – schon für den Propheten selbst ein Grund gewesen sein könnten, den Mondkalender abzukoppeln, muss als Frage bestehen bleiben.

Die beiden Probleme wurden nochmals zu *einem* Problem, das dringend der Lösung bedurfte, als versucht wurde, den Islam durch eigene Dogmatik zu einer Staatsreligion mit Weltmachtsanspruch zu machen in einem Gebiet, in dem all diese Kulte und verschiedensten Glaubensrichtungen existierten. Erst dieser Absicht gegenüber könnte auch die Unterschiedlichkeit der Sonnenkalender 'störend' gewesen sein. Ohne diesen Anspruch und ohne die entsprechende Expansion (die z.B. durch die seldschukische Besetzung des byzantinischen Anatolien gegeben war) gab es m.E. keinen Grund für einen einheitlichen religiösen Kalender; und wie die bisherige kritische Forschung erbracht hat, gab es keine „islamische Expansion“ im 7. Jh.

4. In der Folge der unter 2. genannten Geschichtsverfälschung wirft auch Sure 9,37 einige Probleme auf, wie nun zu zeigen ist.

Wie verschiebt man Monate?

In einem der wichtigsten Bücher des Islam, der „Prophetenbiographie“ (*Sirat*) von Ibn Hisham [Bd. I, 58] heißt es: *Abraha*, der christliche Herrscher Äthiopiens, wollte nach seinem Sieg (über den christenmassakrierenden konvertierten Juden Dhu Nuwas) ein „Konkurrenzheiligtum“ im Jemen errichten, aber einer aus der Gruppe habe dagegen protestiert. Und zwar „einer von denen, die die Monate in der Zeit verschieben, damit sie später kommen“.

Es gäbe zwei Arten solcher „Verschiebung“, die wir uns jetzt genauer ansehen wollen; dabei sei gleich vorweggenommen, dass in keinem Fall die zwangsläufig durch das islamische Mondjahr eintretende gleichmäßige Verschiebung der Monate durchs Sonnenjahr gemeint ist:

1) Man verschob den heiligen Monat Muharram „auf Safar“ wegen dem Bedürfnis nach Razzien, Raub- und Rachezügen (der Stämme, Nomaden?). Dazu muss man wissen, dass es vier „heilige Monate“ gibt, in denen Krieg und Kampf verboten sind (Radjab, Dhu l-Qa'da, Dhu l-Higra und Muharram). In Muharram waren sie also verboten, in Safar aber erlaubt. In welcher Weise hier „verschoben“ wurde, bleibt unklar: Wie soll man sich eine solche Verschiebung (egal ob im Sonnen- oder Mondjahr) vorstellen – tauschte man einfach die Namen aus, oder schob man einen Extra-Monat ein, um den ganzen 12-Monats-Zyklus zu verschieben? Letzteres entspräche schlicht einer Monatsschaltung innerhalb des Mond-Sonnenkalenders, die später aus dogmatischer Sicht (und Unkenntnis?) falsch und deutlich tendenziös dargestellt wurde.

Handelt es sich aber um den jüdischen oder christlichen Kalender, ist unmittelbar einleuchtend, warum sich gerade einer „von denen, die die Monate verschieben“, nämlich ein Jude oder Christ (im letzteren Fall müsste geklärt werden, was für eine Art „Christ“ Abraha eigentlich war im Unterschied zu den Quraisch, die er ja bald darauf angreift) gegen die Errichtung eines „Konkurrenzheiligtums“ ausspricht.

Eine Bestätigung für diese Annahme scheint mir der Koran Sure 9:37 zu enthalten: Das

„Verschieben (des Monats Moharram auf den Monat Safar) ist eine Mehrung des Unglaubens. Die Ungläubigen sind hierdurch irreführt. Sie erlauben es in einem Jahr und verwehren es in einem anderen Jahr, damit sie die Anzahl der von Allah geheiligten (Monate) *ausgleichen* und so erlauben, was Allah verwehrt hat.“ [Übers. Henning/ HvbG. v. Verf.]

Hierzu vermerkt meine Reclam-Koran-Ausgabe:

„Die ungläubigen Araber pflegen die Heilighaltung eines Monats, wenn sie ihnen ungelegen kam, auf einen anderen Monat zu verschieben“.

Diesem Kommentar zufolge wird also nicht der Monat, sondern „die Heilighaltung“ verschoben – vermutlich, weil man sich mit der theologischen Scheuklappe von den götzendienereischen und raublustigen Arabern den Vorgang nicht anders erklären konnte.

Irreführt jedoch werden die „Ungläubigen“ laut Vers 31 und 34 von „Rabbinnen und Mönche[n]“; es handelt sich also um Juden und Christen, und keineswegs um die raublustigen „Nomaden“.

Vers 36 fordert ein, es bei 12 Monaten (inkl. vier heiligen) zu belassen, weil dies „in dem Buche Allahs“ steht. Dies „Buch“ entspricht der „Anordnung des Allmächtigen“ in Sure 6:97, die darin besteht, dass Er „Sonne und Mond zur Berechnung“ gemacht hat. Von einer Berechnung *nur* nach dem Mond ist m.W. im ganzen Koran nicht die Rede.

Der Koran wendet sich also gegen die Praxis eingeschobener Schaltmonate bei den Ungläubigen. Nachdem es keinen einzigen Hinweis gibt, dass im altägyptischen wie im römisch-iulianischen Kalender jemals Schaltmonate benutzt worden wären (nur in römisch-republikanischer Zeit), können unter den Ungläubigen eigentlich nur die Juden gemeint sein, die schon damals Schaltmonate kannten. Unklar bleibt die Glaubensrichtung der „Mönche“.

Damit taucht hier ein weiteres Problem auf: Welchen Kalender hat der Prophet praktiziert oder bevorzugt, wenn der Koran allen bestehenden eine Absage erteilt? Hat also wirklich der Prophet schon die Abkoppelung vom Sonnenkalender vorgenommen oder zumindest intendiert, mit allen oben erläuterten negativen Konsequenzen? Oder muss man die Antwort in einer bestimmten ‘Kalendervariante’ suchen oder zu der Frage finden, wann diese Verse in den Koran aufgenommen wurden?

Merkwürdig bei der zitierten Sure ist, dass sie gerade die Verschiebung des Monats Muharram auf Safar beklagt und keineswegs die der anderen Friedensmonate. Oben wurde gezeigt, dass Schaltmonate *zusätzlich* eingeschobene Trauer- bzw. Fastenmonate waren, gerade damit die ‘eigentlichen’ Monate im Jahr immer am selben Fleck blieben. Nur wer die Monate nicht aufs Jahr, sondern auf die Mondumläufe bezieht, sieht einen 13. Monat auf den 1. Monat Muharram „fallen“. Tatsächlich wurde aber *nach* dem Schaltmonat wieder mit Muharram begonnen, so dass von einer Verschiebung des Friedensmonats durch Nomaden, die gerade plündern möchten, keine Rede sein kann.

Ebenso eigenartig ist, dass die Sure diese „Verschiebung“ mit einem Ausgleich der Monate durch einen Schaltmonat begründet und zwar durch Rabbi-

ner und Mönche, Ibn Hisham aber mit der willkürlichen Raublust der Nomaden.

Betrachtet man diese Sure als eine Offenbarung des Propheten, *woraufhin* er den reinen Mondkalender durch Abschaffung der Schaltmonate eingeführt habe (wobei gezeigt wurde, dass dies nicht ausreicht) so befindet man sich meiner jetzigen Einschätzung nach in einem Zirkelschluss.

2) Die zweite Verschiebung nach Ibn Hisham ist die „des Pilgerns, um sie an den Sonnenkalender anzupassen“. Halten wir zunächst fest, dass hiernach die „ungläubigen Araber“ einen Sonnenkalender hatten! Die Hadsch sei jährlich um 11 Tage verschoben worden und nach 33 Jahren wieder gleich gewesen. Wie kann man das verstehen? Diese 11 Tage sind natürlich die Differenz zwischen den 354 Tagen des Mondjahres und den 365 Tagen des Sonnenjahres, die Verschiebung des islamischen Mondjahrs gegenüber dem Sonnenjahr. Hat Ibn Hisham für seine Darstellung der Geschichte die Zahlen gewählt, die ihm bekannt waren? Vielleicht meint er auch jenen seltsamen Beschluss von 961, wonach alle 32 Jahre ein Jahr übersprungen wurde, „um eine Verschiebung in der Zählung gegenüber dem [...] islamischen Mondjahr zu vermeiden“ [Cahen 112]? (Leider findet Cahen nicht erwähnenswert, von wem das wo beschlossen wurde, weil er ja von einer „islamischen Eroberung“ im 7. Jh. ausgeht.)

Außerdem heißt es, die Monate seien „in der vorislamischen Zeit (*Jahilia*)“ verschoben und umgetauscht worden. Dazu muss man wissen, dass die Zeit der *Jahilia* im Islam bisher als die tiefste Zeit der Finsternis gilt, aus der dann das Licht des Koran und des Islam emporkam. Mit anderen Worten: die Schilderung der vorislamischen Zeit wurde von den arabischen Geschichtsschreibern vielleicht schon aus Unkenntnis, aber auch im Gefolge der dogmatischen Theologie, bewusst „finster“ und chaotisch dargestellt.

Beide „Verschiebungen“, von denen Ibn Hisham redet, lassen sich jedenfalls besser verstehen als beabsichtigte Vorgänge in konkreten Kalendern denn als „chaotische Wirren“ durch raublustige Nomaden. „Finsternis“ und undurchsichtig wird die *Jahilia* erst durch solche Darstellungen.

Zusammenfassung: Leistungen des reinen Mondkalenders

- ♦ Der reine Mondkalender koppelt sofort ab von der christlichen Festtagsregelung wie auch der aller anderen Sonnenkalender.
- ♦ Er verhindert zuverlässig die Tradierung von Venus- (und sonstigen Himmelskörper)-Festen;
- ♦ Für alle Kulte ist damit die Loslösung von der Bedeutung alter Feste

erreicht und deren Umdeutung möglich. Dadurch erst ist ein einheitliches Band jenseits unterschiedlicher Sonnenkalender geknüpft für einen Islam als Staatsreligion.

- ♦ Er erlaubt die Fortführung religiöser Feste ungehindert durch eventuelle kosmische Veränderungen des Sonnenjahres.
- ♦ Er verhindert zumindest im religiösen Bereich Streitigkeiten über Chronologie und Kalenderrechnung, was besonders wichtig gewesen sein mag angesichts der sicherlich bekannten Fälschung und Vernichtung der byzantinischen Quellen. (Gleichzeitig könnte dieses Wissen im Zuge meiner obigen These von der Schaffung einer Staatsreligion zu ähnlichen Untaten verleitet haben.)
- ♦ Außerdem wird durch ihn die Sichel der Sassanidenkrone in den „Halbmond“ umgedeutet. Letzteres mag nebensächlich erscheinen, könnte aber für persische Dynastien nach dem Zusammenbruch des Sassanidenreiches, zur Errichtung eines islamischen Großreichs, eine wichtige symbolische Aussage gewesen sein.

Anhang zur Higra-Zählung

Da die verwendete Kalenderrechnung nicht dasselbe ist wie die jeweilige Zeitrechnung, noch einige Sätze zur *Higra-Zählung*.

Angeblich wurde die Higra-Datierung von dem Omayyaden-Kalifen Omar im Jahre ca. 30 H., nach Schimmel 17 H., eingeführt, sie kann also frühestens seit 591 (bzw. rev. zu Beginn des 9. Jhs. [Zeller 1993, 81]) im Verwaltungsgebiet der Omayyaden – die zuerst byzantinische, dann persische Statthalter waren – existiert haben. Hatten sie als Statthalter wirklich die Freiheit, eine neue Zählung einzuführen?

Nebenbei stellt sich die Frage, ob es Hinweise gibt, dass man im „omayyadischen Spanien“, wo konv. 711||rev. 929 das Kalifat von Cordoba gegründet wurde [Zeller 83], den „islamischen Mondkalender“ benutzte. Bekannt ist mir nur der berühmte Kalender von Córdoba [Cahen I.144], d.h. Berber, Goten oder Araber verwendeten Mühe auf einen Sonnenkalender.

In der Regel wird stillschweigend vorausgesetzt, dass mit der Higra bereits das reine Mondjahr verwendet wurde. Doch dies ist unklar. Ist also auch denkbar, dass es Higra-Datierung nach Sonnenjahren gab? Zumindest für Spanien hat Topper [1998, 487 f.] dies erwogen, wobei er als Problem betont, „wenn man [die Daten der Münzen] auf Hedschra bezieht“, was eben nicht gesichert ist.

Umgekehrt kommt damit die Zählung nach „islamischen Mondjahren“,

die offiziell der Prophet im 2. Jahr der Higrā eingeführt hat, keineswegs nur innerhalb der Higrā-Datierung vor. Schimmel schreibt lapidar:

„In den ersten Jahren sprach man noch von dem ‘Jahr des Erdbebens’, ‘Jahr des Elefanten’ und ähnlichen großen Ereignissen“ [01,12]

Damit umgeht sie das Problem, ob eine Jahreszählung dieser Art existierte; doch hört sich das eher so an, als hätte man sich beliebig nach irgendwelchen Ereignissen orientiert, was überhaupt nicht auf eine Zählung, sondern auf mündlich erzählte Geschichten schließen lässt.

Für die Higrā selbst (also das Asyl und den Vertrag von Medina) besteht nicht nur durch die Chronologierevision Unklarheit über ihr Datum, sondern auch offiziell:

Nach Al-Biruni (1048) feierten die Juden gerade das Ashura-Fest (Versöhnungstag). Erst Omar hat im Jahre 16, 17 oder 18 (von was? Es könnte heißen: 16 Jahre nach der *tatsächlichen* Higrā, ohne dass dies gesichert ist) diese Zählung festgelegt.

Am beliebtesten ist als Datum der Higrā der 8. Rabi (20. Sept. 622), da es ein Montag ist. Montag und Donnerstag waren früher Markt- und Gerichtstage. Auch der 10. Tischri (Jom-Kippur-Tag), an dem dem Volk vergeben wurde, war nach alter Berechnung ein Montag. Deshalb (?) gibt es Hadithe, in denen der Prophet auf die Frage, warum er einen Montag feiere, sagt:

„An diesem Tag bin ich geboren, an dem Tag habe ich meine prophetischen Sendungen empfangen und an dem Tag bin ich auch ausgewandert“.

(Die Möglichkeit, die medinensische Zeit durch Dokumente aus der Zeit des Vertrags zwischen dem Propheten und den Juden Medinas zu überprüfen, ist nicht gegeben, da weder arabische noch jüdische Dokumente davon existieren. Die arabische Überlieferung dazu beginnt mit Hadithen mit der bekannten Verzögerung von fast 200 Jahren; Wie die jüdische Überlieferung dazu offiziell und nach der revidierten Chronologie [vgl. Illig 1991] aussieht, entzieht sich meiner Kenntnis.)

Die Higrā wird von Zeller auf das Jahr 544 AD datiert; Weisgerber kommt zum gleichen Datum als Beginn der „Ära nach dem Jahr des Elefanten“, und erklärt dieses Problem durch die Annahme, Zeller habe fälschlich die frühislamische Zeitrechnung schon für Higrā-Datierung gehalten. Die Existenz dieser Zeitrechnung ist strittig [Weisgerber 2000, 443 u. Diskussion mit Lüling 2001].

Angeglich habe sich der Kalif Omar auf den Rat Alis hin gegen eine Zeitrechnung nach dem Geburtsjahr des Propheten ausgesprochen, d.h. gegen die Beibehaltung der frühmekkanischen Datierung nach dem „Jahr des Elefanten“ [Weisgerber 2000, 438].

Der historische Hintergrund der Sure 105 ist bemerkenswert: Der „christliche“ Abraha aus Äthiopien, der gerade den (von was?) konvertierten „christen“-massakrierenden „Juden“ Dhu Nuwas besiegt hat, greift die syrisch-trinitarischen Christen, die Quraisch, mit Hilfe der „christlichen“ byzantinischen Flotte und eines (!) namengebenden Elefanten an, um (?) ihr Heiligtum zu zerstören; leider gehen gerade da die feindlichen Krieger an Pocken zugrunde. Soweit die Geschichte, wie Weisgerbers sie aus seinen Quellen rekonstruiert.

Dabei ist für mich nicht ersichtlich, inwieweit die von ihm zitierten Autoren sich bemüht haben, der Sache möglichst viel Seriosität durch Auslassungen zu verleihen. Jedenfalls wird die Story bei Ibn Hisham (*Sirat*) noch dramatischer ausgemalt: Da ist nicht die Rede vom Scheitern des Angriffs durch Pocken, sondern durch die Weigerung des oder der Elefanten zum Angriff; das Tier geht nämlich vor der Kaaba in die Knie. Und am Himmel erscheinen Vögel, die jeweils drei Steine im Schnabel tragen und sie auf die Angreifer werfen.

Offenbar diente die Geschichte stets dem Zweck, zu zeigen, dass die Mission des Propheten schon mit dem Segen 'von oben' früh vorbereitet wurde. Wenn sich damit erklären lässt, wieso der Geschichte in der arabischen Literatur so viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde, (und deshalb vielleicht auch als kurze Sure in den Koran gelangte), so kann dennoch im Kern irgendein historisches Ereignis zu Grunde liegen. Und so findet sich in dem Ganzen auch der eine oder andere historisch bezeugte Name.

Gab es aber gar keine Ära-Zählung nach dem „Jahr des Elefanten“, so steht wieder die Frage im Raum, wie denn die syrisch-aramäischen Christen Arabiens, d.h. hier: die Quraisch, datierten und zählten. Denn dass sie „zuvor [also vor Mitte des 6. Jhs.] keine vernünftige Zeitrechnung besessen“ hätten [Duri 1979 nach Weisgerber 442], halte ich einstweilen für eine der fortlaufend tradierten islamischen Mythen, geschaffen zur Verdrängung der christlichen Vorgeschichte des Islam. (Die Leser/innen werden bemerken, dass damit zugleich wieder der Mythos vom „reinen Mondkalender der Nomaden“ berührt ist.) Dies halte ich – im Unterschied zu Weisgerber [443] – für „die einleuchtendste Erklärung“, warum „in frühislamischer Zeit die mekkanische Zeitrechnung beibehalten wurde“, die eben die syrisch-christliche der Mekkaner, bzw. in Medina vermutlich die jüdische Zeitrechnung war.

All das spricht weder für noch gegen die Möglichkeit, dass die Quraisch ein wie auch immer geartetes Ereignis als Beginn einer neuen Jahreszählung setzten; einen glaubwürdigen *Beweis* dafür gibt es meiner Kenntnis nach nicht.

Falls man jedoch glaubhaft machen will, dass die Mekkaner ausgerechnet mit diesem Ereignis eine neue Zeitrechnung angefangen haben sollen, gilt es den Grund zu verstehen. Das Ereignis müsste genauer untersucht werden, z.B. hinsichtlich der religiösen Orientierung der verschiedenen Parteien; denn in der bisherigen Darstellung zehrt die Geschichte von der Verleugnung der Christlichkeit der Quraisch (ein typisches Problem der gesamten „Kreuzzug“-Geschichte) Die Bedeutung des Ereignisses müsste ganz neu begründet werden, wenn die Quraisch dafür in Kauf nahmen, sich dadurch später immer zugleich an den Geburtstag ihres ungeliebten Sprösslings Muhammad zu erinnern, – falls diese Überlieferung seines Geburtstages überhaupt stimmt; stimmt sie nicht: warum schien dieser Bezug später wünschenswert?

Sollte Ali seinen „Rat“ gegeben haben, damit man sich nicht immer wieder daran erinnerte? War das Appeasement-Politik oder drücken sich in den Ungereimtheiten der Überlieferung schiitisch-sunnitische Interessensätze aus?

Außerdem ist der Geburtstag des Propheten nach Schimmel der 12. *Rabi I.*, nach Ishak [Weisgerber 443] der 17. *Rabi I.*, aber insgesamt handelt es sich bei der Überlieferung solcher Daten aus dieser frühen Zeit sowieso um eine fragwürdige Angelegenheit. Viel eher darf man annehmen, dass erst später ein Geburts-Tag gesucht wurde; und um die Erinnerung daran plausibel zu gestalten, hat man den Tag mit einem Ereignis aus der vorislamischen Geschichte verknüpft, das man vielleicht aus der Überlieferung kannte. Dies bedeutet, dass beide Daten sich gegenseitig ‘erhärten’, ohne stimmen zu müssen.

Die Abraha- Geschichte findet sich auch im 3. Buch von at-Tabari (gest. 928), das Weisgerber [425, 433, 443] selbst – m.E. zu Recht – als nicht mehr zuverlässig ansieht. Erst dieses Buch basiert auch auf der Higra-Zählung, die at-Tabari in den beiden ersten Büchern noch nicht kennt. Dies bedeutet, dass auch die Higra-Zählung frühestens im 10. Jh. einsetzt. Ob gemeinsam mit dem Mondkalender, bzw. wo beide zuerst angewandt wurden, ist bisher nicht geklärt.

Literatur

Bernal, Martin (1987): *Schwarze Athene. Die afroasiatischen Wurzeln der griechischen Antike*; München

Cahen, Claude (Hg., 1968): *Der Islam I. Fischer Weltgeschichte*; Frankfurt/Main

Dols, Michael W. (1977): *The Black Death in the Middle East*; Princeton

Encyclopaedia Judaica (1930); Berlin

Enzyklopädie des Islam (1997 ff.); Leiden

Hilal (2002): <http://www.jas.org.jo/~salman>

Illig, Heribert (1991): „Jüdische Chronologie“; in: *VFG* 3 (5) 21-35

- (1992): „Wann lebte Mohammed?“; in: *VFG* 4 (2) 26-42

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München
- Kaufmann, Gerhard Ahmad (Mitglied von ICOP): G_A_Kaufmann@hotmail.com; vom 11.2.2002
- Lüling, Günther (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad*; Erlangen
- (1993): *Über den Urkoran. Ansätze zur Rekonstruktion der vorislamisch-christlichen Strophenlieder im Koran*; Erlangen
- Luxemburg, Christoph (2000): *Die syro-aramäische Lesart des Koran*; Berlin
- Nabhan, Leila (1962): *Das Fest des Fastenbrechens (id al-fitr) in Ägypten. Untersuchungen zu theologischen Grundlagen und praktischer Gestaltung*. Islamkundliche Untersuchungen Bd. 147; Berlin
- Nielsen, Ditlef (1904): *Die altarabische Mondreligion und die mosaische Überlieferung*; Straßburg
- Parise, Frank (1982): *The Book of Calendars*; New York
- Shaukat, S. Khalid : <http://www.moonsighting.com/islamcal.html>; vom 17.2.02
- Spuler, B. (1962): „Con amore, oder: Einige Bemerkungen zur islamischen Zeitrechnung“; in: *Der Islam* 38, 154-160
- (1964): „Der Geburtstag“; in: *Der Islam* 39, 3-7
- Swerdlow, Noel M. / Neugebauer, Otto (1984): *Mathematical Astronomy in Copernicus' De Revolutionibus*. 2 Teile; Berlin · New York
- Topper, Uwe (1994): „Zur Chronologie der islamischen Randgebiete“; in: *VFG* 6 (3) 50-71
- (1998): „Ein neues Bild des mittelalterlichen Spanien“; in: *ZS* 10 (3) 466-491
- Watzlawick, Paul / Weakland, John / Fisch, Richard (1997): *Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels*; Bern
- Weissgerber, Klaus (2000): „Islamica I“; in: *ZS* 12 (3) 419-448
- Wellhausen, Julius (1975): „Muhammad's constitution of Medina“; in: *Wensinck*
- Wensinck, Arent Jan (1975): *Muhamad and the Jews of Medina*; Freiburg
- Zeller, Manfred (1993a): „Das Kalifat der Omaiijaden“; in: *VFG* 5 (3/4) 69-86
- (1993b): „Der Iran in frühislamischer Zeit“; in: *VFG* 5 (3/4) 86-111

Angelika Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

China, Japan und Korea im Frühmittelalter (Sinaica II)

von Klaus Weissgerber

1. Die chinesische Problematik

China war und ist ein Problem der Phantomzeittheorie, mit dem sich Heribert Illig seit 1991 [1991a, 33 ff.] beschäftigt. Er schrieb grundsätzlich:

„Ungelöst ist noch der Fragenkomplex China. Dieses 'Land der Mitte' bildet den östlichsten Ausläufer unserer Alten Welt, die 'eigentlich' untereinander verkoppelt ist. China kennt gerade in der erfundenen Zeit (614-911) und fast für denselben Zeitraum - für 618 bis 907 - die Tang-Dynastie als einen Höhepunkt der Landesgeschichte. Diese Epoche ist sowohl schriftlich wie archäologisch ungewöhnlich gut belegt. Leitet sich daraus ein Widerspruch zum hier vertretenen Geschichtsbild ab?“ [Illig, 1999, 116 f.]

Uwe *Topper* hat 1998 in dieser Zeitschrift vorgeschlagen, die Tang-Zeit als Erfindung von Jesuiten des 17. Jhs. zu betrachten und diese Zeit als „Phantomzeit“ aus der Geschichte zu streichen. (Er verbreitet diese Konzeption mit den gleichen Argumenten auch jetzt noch im Internet.)

Wie *Illig* [1999, 119] habe ich, da ich die chinesische Kulturgeschichte gut kenne, von Anfang an Toppers Vorschlag abgelehnt [Weissgerber 1999, 482; in der Folgezeit 2000b, 422; 2002, 68 ff.]. In der Zwischenzeit hatte ich mich vorwiegend mit anderen Problemen befasst, habe aber gleichzeitig an einem Beitrag über die Tang-Zeit gearbeitet. Dessen Abdruck, vorgesehen als Sinaica II, hat sich nunmehr erübrigt. Denn Manfred *Zeller* hat im letzten Heft der *Zeitensprünge* auf Grund des archäologischen Befundes überzeugend bewiesen, dass die Existenz der Tang-Zeit, wenn man auf wissenschaftlichem Boden bleiben will, nicht geleugnet werden kann und darf.

Hierzu eine *grundsätzliche Bemerkung*. Gegner der Phantomzeit-Theorie unterstellen Illig mitunter, dass er von einer „weltweiten Fälschungsaktion“ ausgehe, die technisch gar nicht möglich gewesen wäre:

„Zehntausende von Schriftzeugnissen mussten erfunden und aufeinander abgestimmt werden. [...] Denn auch in den christlichen Außenräumen gab es historisches Schrifttum; man musste irische, georgische und armenische Quellen fabrizieren, in Sprache und Stil der erfundenen Zeit [...] Vor dieser Aufgabe wäre wohl selbst ein Bündnis von KGB, CIA und Konrad Kujau verzagt“ [Eickhoff 2000].

Ein solches *weltweites* Bündnis gab es natürlich nicht, brauchte es auch nicht und wurde von Illig nie behauptet.

Die Sache war viel einfacher. Alles begann mit der örtlich noch begrenzten Fälschungsaktion des byzantinischen Kaisers Konstantin VII. Porphyrogennetos (reg. 913–959), die Illig bereits 1992 entdeckt und analysiert hat. Diese Aktion hatte nur deshalb weltweiten Erfolg, weil die neue Chronologie aus verschiedenen Gründen später von anderen Staaten übernommen wurde. Die georgischen Chroniken wurden z.B. kaum umgeschrieben, sondern Ereignisse des 10. Jhs auf vier Jahrhunderte 'verteilt', wobei die Regierungszeiten der Herrscher überrnormal gedehnt wurden [ausführlich Weissgerber 2000b]. Die chinesische Chronologie wurde erst in der Neuzeit mit der europäischen in Einklang gebracht, ohne dass große Fälschungsaktionen nötig waren. Illig schrieb hierzu:

„Mangels Synchronisationsmöglichkeiten könnte es für das frühe Mittelalter tatsächlich so sein wie im Falle der Mayas, daß die europäische Geschichte vor 911 im Vergleich zur chinesischen einfach um 297 Jahre jünger wird. Das heißt: Chinas Zeitachse bleibt unverändert, die europäische würde gekürzt, wodurch Chinas Geschichte vor 911 relativ gesehen älter wird“ [Illig 1999, 118].

Zeller ist in seinem letzten Beitrag auf die *Schriftquellen zur Tang-Zeit* kaum eingegangen. Das wäre insofern angebracht gewesen, da es zwei Tang-Annalenwerke gibt, die nicht ganz identisch sind:

„Das Kiu T'ang schu [Giu Tang shu; KW] entstand im wesentlichen schon im Laufe der Tang-Zeit und erhielt seine endgültige Gestalt von dem Hof-Archivar Liu Hü um 940. Das Werk fand aber wegen vermeintlicher Mängel und Lücken nicht den Beifall der Nachwelt und wurde deshalb um die Mitte des 11. Jahrhunderts von dem berühmten und einflußreichen Gelehrten der Sung-Zeit Ngou-yang Siu zusammen mit Sung K'i, einem andern Stern am Kaiserhofe, umgearbeitet und ergänzt. Diese neue Chronik geht unter dem Titel (Sin) T'ang schu. Beides sind Werke von beträchtlichem Umfang“ [Franke 2001, II.308; Franke benutzte die Wade-Giles-Transkription].

Ein Vergleich ist aber möglich, da beide Werke vorliegen (sie wurden z.B. 1936 in Shanghai in englischer Übersetzung publiziert). Wesentliche chronologische Fälschungen sind nicht zu erkennen. Der Inhalt wird durch andere Urkunden und vor allem durch den archäologischen Befund bestätigt. Immerhin gibt es von den 22 Tang-Kaisern noch 18 *Grabstätten* unweit der Tang-Hauptstadt Chang'an (dem heutigen Xian), deren Identität durch Inschriften gesichert ist und in denen 19 Herrscher beigesetzt wurden. (Im Grab von Kaiser Li Shimin = Taizong wurde auch seine Witwe Wu Zetin bei-

gesetzt, die nach ihm jahrzehntlang China beherrscht hat.) Insofern sehe ich derzeit keinen Grund, die zeitliche Dauer (nicht die absolute Datierung) dieser Dynastie zu bezweifeln.

Zeller ist leider nicht auf die These Toppers eingegangen, dass erst im 17. Jh. in Peking wirkende *Jesuiten* eine fortlaufende und zusammenhängende Geschichtschronologie Chinas geschaffen und auch die Tang-Dynastie erfunden hätten. Tatsächlich hat schon 1085 *Sima Guang* im Auftrag des damaligen Song-Kaisers in 294 Kapiteln eine fortlaufende Geschichte Chinas von +403 bis 955, dem Beginn der Song-Dynastie, unter dem Titel „*Ze zhi tong gian*“ zur Niederschrift gebracht, in der auch die Tang-Zeit ausführlich behandelt wurde:

„Sein Werk genöß ein solches Ansehen, dass es den amtlichen Annalen gleich geachtet wurde und nahezu kanonischen Charakter hatte“ [Franke 2001, IV.407].

In meinem ersten China-Beitrag [2002] vertrat ich die Auffassung, dass die chinesische Tang-Dynastie nach europäischer Chronologie etwa in die Zeit von 300 bis 600 anzusetzen ist, während in der Zeit zwischen Han- und Tang-Zeit eine Phantomzeit von etwa 100 Jahren bestanden haben muss. Es gab schon in der Han-Zeit eine Zeitverschiebung zur römischen Geschichte von etwa 200 Jahren.

Zeller vertrat 1994 [85, 91] eine ähnliche, aber bei weitem kompliziertere Auffassung, die er vor allem aus (vermeintlichen) Synchronismen zur islamischen Welt abgeleitet hat. Er datierte damals die erste Phase der Tang auf 474–612, die zweite Phase auf 908–1059. Diese Konzeption, der ich auch nicht zustimmen konnte, hat Zeller in seinem letzten Beitrag aufgegeben. Er datiert die Tang-Zeit jetzt gänzlich in die (europäische) Nach-Phantomzeit (1. Phase: 906–1044; 2. Phase: 1051–1195) und negiert völlig die folgende Song-Zeit [Zeller 2002, 100 ff.].

Dieser Auffassung muss ich grundsätzlich widersprechen. Die Song-Dynastie ist archäologisch und durch Schriftquellen so gut belegt, dass ich an ihrer historischen Existenz keinen Zweifel habe. Die Gleichsetzung der Kitan (Zeller schreibt Kitat) mit den Mongolen ist aus den gleichen Gründen nicht haltbar. Ich behalte mir vor, meine Argumente in einem gesonderten Artikel vorzutragen.

Zeller begründet seine Meinungsänderung mit Funden *byzantinischer Münzen* aus dem 5. und 6. Jh. in Nordchina. Auf solche Funde hatte er schon in seinem Beitrag von 1994 hingewiesen. Ich sehe keine Schwierigkeiten, diese zeitlich der späten Tang-Zeit zuzuordnen. Zeller beruft sich nun auf einen Beitrag von A. E. *Dien* und anderen [1985], wonach die Zeitanätze

durch Münzen bestätigt worden seien. Noch in Unkenntnis dieses Artikels vermute ich, dass die Ausgräber die gefundenen Grabstätten den Dynastien der Nördlichen Zhou (557–581), Sui (581–618) und Tang nur deshalb zugeordnet haben, weil in diesen Münzen gefunden worden sind, die nach konventionellem Verständnis in dieser Zeit, also im 6. Jh. in Byzanz geprägt worden sind. Überzeugender wäre, wenn aus Inschriften hervorgehen würden, dass diese Gräber tatsächlich während dieser Dynastien angelegt worden sind. Davon ist jedoch bei Zeller keine Rede.

Kaisergräber der Nördlichen Zhou, Sui und Tang aus Dizhangwang und Xianyang (Prov. Shaanxi) sind mir aus der Literatur nicht bekannt. Als ich in Xianyang war, um die berühmte Terrakotta-Armee des Kaiser Qin Shi Huangdi zu besichtigen, war von dortigen Kaisergräbern aus dem Mittelalter keine Rede. Es kann sich nur um andere Gräber handeln, deren chronologische Zuordnung nur auf Grund von Münzfunden m.E. unwissenschaftlich ist.

Konkret führte Zeller nur das *Grab von Duguluo*, eines „Prinzen des Zhao-Landes“ an, in dem Goldmünzen des Justinus II. (565–578) gefunden worden sind. Dieser soll während der Sui-Zeit bestattet worden sein. Ist überhaupt belegt, dass es einen solchen Prinzen während der Sui-Dynastie gab? In der mir vorliegenden, umfangreichen Literatur fand ich diesen Namen nicht. „Zhao“ ist ein geographischer Begriff, der auch noch im heutigen Sprachgebrauch die Provinzen Hebei und Henan bezeichnet. Einen Staat „Zhao“ soll es schon in der Vor-Qin-Zeit, also vor der Reichsgründung (konv. -221) gegeben haben. Ein Staat „Zhao“ ist auch in der späten Tang-Zeit bezeugt [Franke 2001, II.476]. Der Name „Duguluo“ klingt verdächtig nichtchinesisch. Bis zum Beweis des Gegenteils gehe ich davon aus, dass es sich um einen Barbarenfürsten frühestens aus der späten Tangzeit, wahrscheinlicher aber aus der Zeit nach 900 gehandelt hat.

2. Warum auch noch Japan ?

Als ich Illig einen Beitrag über Japan anbot, meinte er scherzhaft: „Als nächstes kommt dann wohl Hawaii?“ Ich habe jedoch nicht vor, noch weiter nach Osten zu gehen, obwohl eine chronologische Untersuchung der polynesischen Seefahrten ein interessantes Thema wäre.

Die Rekonstruktion der tatsächlichen chinesischen Chronologie ist nur möglich, wenn man auch die Geschichte der nordöstlichen Nachbarstaaten Chinas, also Japan und Korea in die Analysen einbezieht. Auch in Japan bestanden – nach konventioneller Zeitrechnung – architektonisch gut belegte Hochkulturen: die Nara-Zeit (645–784) und die frühe Heian-Zeit (794–894), die nicht einfach aus der Geschichte gestrichen werden können.

Während in China viele Dynastien nach- und nebeneinander bestanden,

gab es in Japan von Anfang an nur eine einzige Dynastie, die „Sonnendynastie“. Der jetzige Kaiser Akihito gilt als unmittelbarer Nachkomme und als 124. Nachfolger des ersten Herrschers Jimmu Tenno.

Zellers neuer Chronologie-Vorschlag bedarf der allseitigen Überprüfung. Hierzu gehört auch die konkrete *Analyse der chinesisch-japanischen Beziehungen*. Ich interessiere mich seit Jahrzehnten für die japanische Geschichte und Kultur. Der größte Teil der Werke, die ich im Literaturverzeichnis angegeben habe, befindet sich in meiner Bibliothek. Mein Sohn Jürg Weissgerber, der Japanologie studiert und Japan, auch Nara und Kyoto, persönlich kennt, hat mich bei der Abfassung dieses Beitrages beraten. Für den Inhalt desselben bin ich allein verantwortlich.

Hinweise: Japanisch ist eine agglutinierende Sprache mit komplizierten Satzstrukturen, die insofern grammatikalisch (nicht im Wortschatz) mit den koreanischen, mongolischen, türkischen und finno-ugrischen Sprachen verwandt ist und sich deshalb grundsätzlich vom Chinesischen unterscheidet, das eine monosyllabische Sprache mit kurzen, knappen Sätzen ist, die entscheidend durch die Tonhöhen (die es im Japanischen nicht gibt) bestimmt wird.

Die meisten japanischen Wörter werden mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben, die aber anders als im Chinesischen ausgesprochen werden. Zur Verständlichmachung ist die phonetische Kennzeichnung der nachgestellten Partikel und bestimmter Wörter nötig. Diese werden mit phonetischen Buchstaben in der Hirayana- und in der Katakana-Schrift (beides Silbenschriften) geschrieben. Eine verbindliche Umschrift in die lateinische Schrift gibt es nicht. Allgemein wird die Hepburn-Transkription („Hepbnskiki romaji“) angewandt. Nach dieser werden die Konsonanten wie im Englischen, die Vokale wie im Italienischen ausgesprochen. („j“ wird deutsch „dsch“; „ei“ nicht „ai“, sondern wie im englischen „grey“ gesprochen.). Lange Vokale werden durch einen Strich über den Buchstaben gekennzeichnet. Dies ist hier aus drucktechnischen Gründen nicht möglich. Da ich mich zu einer Doppelschreibung der langen Vokale nicht entschließen konnte (ich hätte z.B. „Tennoo“ schreiben müssen), habe ich mich schweren Herzens dazu entschlossen, langgesprochene Vokale nicht besonders zu kennzeichnen. Immerhin richtet sich dieser Beitrag vor allem an Nicht-Japanologen. Japanologen ist es unschwer möglich, die korrekte Schreibweise der verwandten Begriffe und Namen zu erschließen. Auch der Japan-Reiseführer aus dem Baedeker-Verlag kennzeichnet die langen Vokale nicht.

Soweit nicht anders vermerkt, habe ich, um den Leser nicht unnötig zu verwirren, nur konventionelle Jahreszahlen verwendet, obwohl ich in meiner Untersuchung begründen werde, dass diese in einem entscheidenden Punkt korrigiert werden müssen.

3. Frühe japanische Geschichtsquellen

Als älteste japanische Schriftquellen gelten *Kojiki* und *Nihongi*. In diesen wird angegeben, dass ihnen eine noch ältere Schriftquelle, *Kujiki*, vorausging, von der aber nur ein Fragment erhalten blieb. Dieses Werk, auf Veranlassung des Kronprinzen Shotoku Taishi um 620 verfasst, soll 643 beim Untergang der Soga-Familie verbrannt sein.

Das *Kojiki* (Chronik des Altertums) wurde nach der Überlieferung 712 von Ono Yasumaro verfasst, und zwar in chinesischen Schriftzeichen, die phonetisch gelesen wurden [ausführlich mit bildlicher Darstellung: Lauterer 11]. Dieses Geschichtswerk trägt Annalen-Charakter und gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil wurden Götter und Halbgötter, im zweiten Teil die Zeit vom Gründer-Kaiser Jimmu Tenno bis zur Kaiserin Jingo Kogo, im dritten Teil die Zeit bis zum Tod der Kaiserin Suiko Tenno (628) behandelt.

Das *Nihongi* (Chronik Japans) wurde 720 ebenfalls von Ono Yasumaro, mit Unterstützung chinesischer Historiker verfasst, und zwar in klassischen (nicht phonetischen) chinesischen Schriftzeichen nach dem Muster der chinesischen Han-Annalen. Es umfasst 30 Bücher, von denen die ersten beiden die Götter und Halbgötter vor Jimmu Tenno (*Jindaiki*) und die Bücher 3 bis 12 die Zeit bis 628 behandeln. Der Inhalt entspricht im wesentlichen dem *Kojiki*, das mit vielen Detaildarstellungen ergänzt wird. Die letzten 16 Bände stellen die Fortsetzung des *Kojiki* dar: In ihnen wird die Zeit von 628 bis 697 relativ ausführlich dargestellt.

Es gibt englische [Chamberlain, Aston] und deutsche [Florenz] Übersetzungen dieser Chroniken, die ich in der Staatsbibliothek in Berlin eingesehen habe. Wesentliche Auszüge (in deutscher Übersetzung) finden sich in den Werken von Lauterer und Nachod, die ich besitze.

Das *Nihongi* wurde fortgesetzt durch fünf weitere Werke, die (zusammen mit dem *Nihongi*) die *Sechs Nationalgeschichten* (*Rikkokushu*) bilden:

	Behandelter Zeitraum	Abschluss des Werkes
Shoku Nihongi	697 - 791	797
Nihon Koki	792 - 833	841
Shoku Nihon Koki	833 - 850	869
Montoku Jitsuroku	850 - 858	878
Sandai Jitsuroku	859 - 877	901

[gemäß Nachod 1910, 607; 1930, II/2, 541-552].

Ich möchte darauf verzichten, hier weitere nachfolgende Schriftquellen anzugeben. Festgehalten werden muss, dass alle diese Schriftquellen, im Unterschied zu den chinesischen, fast unmittelbar nach Abschluss eines Zeit-

abschnittes abgefasst wurden und auch ein durchaus glaubhaftes Bild der japanischen Geschichte zumindest ab etwa 600 bieten.

Es gab keine fortlaufende japanische Chronologie im Sinne der römischen, byzantinischen, islamischen, jüdischen und christlichen Zeitrechnungen (Ären). In den Annalen wurde, wie im Chinesischen, nach den Herrschern bzw. ab 645 nach ihren Devisen (japanisch: *Nengo*; abgeleitet vom chinesischen Nienhao) datiert. Da es aber nur eine Dynastie gab und nach der Überlieferung ein Herrscher dem anderen folgt, ergibt sich eine fortlaufende lückenlose Zeitachse, die mit der Einsetzung von Jimmu Tenno -660 beginnt. Um dies zu verdeutlichen, möchte ich Lauterer [1903, 24] zitieren:

„Die heutigen Japaner beginnen ihre Chronologie mit dem ‘Kaiser’ Jimmu, den sie ins Jahr 660 v. Chr. verlegen. Sein ‘Regierungsantritt’ ist das Jahr 1. Unser 1903 ist das japanische 2563. Die Berichte des Kojiki gelten den Japanern als Geschichte. ‘Seit die Sonne ihren Enkel vom Himmel schickte, um Japan zu regieren, sind ihre Nachkommen in ununterbrochener Linie auf dem Herrscherthron des Landes gesessen’.“

Nach den bezeichneten frühen Schriftquellen begann die eigentliche Geschichte Japans damit, dass Hohodemi (bzw. Kamu Yamato Iwarehiko no Mikoto), von der südlichen Insel Kyushu kommend, sich mit seinem Gefolge im Yamato-Becken (im Südteil der japanischen Hauptinsel Honshu; heutige Präfektur Nara) festsetzte und den Staat *Yamato* begründete. Dies soll im Jahr -660 erfolgt sein. Das Grab dieses ersten japanischen Herrschers, der nach der Taika-Reform von +645 den posthumen Namen *Jimmu Tenno* erhielt, soll sich am Uneb-Berg bei Kashihara befinden. Vor Jimmu Tenno, der als Abkömmling der Sonnengöttin Amaterasu gilt, wurde Yamato nach der Legende von Nagasunehi-ko, des „Herrn der großen Landes und der 8.000 Speere“, beherrscht, der als Nachkomme von Sausa-no-o-no-Mikoto, des Bruders der Sonnengöttin, galt. Jimmu heiratete die Tochter des Nagasunehi-ko, beider Sohn war der spätere Suisei Tenno.

Heutige japanische Historiker zweifeln diese Darstellung über die Gründung des Yamato-Staates nicht an, weil sie real klingt [Hall 34], lehnen aber die traditionelle frühe Datierung derselben ab. Nach der jetzt vorherrschenden Meinung soll die Staatsgründung im -1. Jh. erfolgt sein.

Gegen die frühe Datierung sprechen die in den Annalen angegebenen *überlangen Lebens- und Regierungsjahre* der Herrscher, was ich an der folgenden Tabelle, die sich auf die ersten 14 Yamato-Herrscher beschränkt, veranschaulichen will. Die Spalte ganz rechts nennt die heute angenommenen, hypothetischen Regierungszeiten:

Posthumer Name	Traditionelle Lebenszeit	Traditionelle Regierungszeit	Konvent. angen. Regierungszeit
1. Jimmu Tenno	711–585 (!)	660–585	-63/62– -1
2. Suisei Tenno	632–549	585–549	
3. Annei Tenno	567–511	549–511	
4. Itoku Tenno	533–477	511–477	
5. Kosho Tenno	506–393 (!)	477–393	
6. Koan Tenno	427–291 (!)	393–291	
1. Korei Tenno	342–215 (!)	291–215	
2. Kogen Tenno	273–158 (!)	215–158	
3. Kaika Tenno	208– 98 (!)	158– 98	um +200
4. Sujin Tenno	149– 30 (!)	98– 30	219–249
5. Suinin-Tenno	-69– +70	-30– +70	249–280
6. Keiko Tenno	13–130 (!)	+70–130	280–316
7. Seimu Tenno	+91–190 (!)	130–190	316–343
8. Chuai Tenno	148–200	190–200	343–346

Ich habe hier nur die posthumer Tenno-Namen angegeben. Der Herrschertitel „Tenno“ (König des Himmels) wurde erst im 7. Jh. eingeführt, Kwammu Tenno (782-806) ließ durch Omi no Mifume allen vorherigen Herrschern neue Namen mit Tenno-Zusatz geben [Lauterer 9]. Vorher waren diese nur durch ihre Personennamen bekannt, die so ellenlang sind, dass ich auf ihre Wiedergabe hier verzichtet habe.

Eine Analyse der alten Göttersagen deckte auf, dass es ursprünglich mehrere Zyklen gab, die erst später einigermaßen vereinheitlicht wurden. Schon dies zeigt deutlich, dass es im frühen Japan ursprünglich mehrere Stammesverbände mit eigenen Heiligtümern (Schreinen) gab: in Yamato, in Izumo (West-Honshu) und auf der Insel Kyushu [vgl. Kreßler 565]. Nach und nach gewann der Yamato-Clan ein gewisses Übergewicht über die anderen Clans, die *Clanordnung* („Uji-Verfassung“) blieb aber bis 645 erhalten. In den Annalen wurde im einzelnen der Kampf zwischen den „Uji“ wie auch der Kampf gegen die Ainu, die nichtjapanischen Ureinwohner, geschildert.

Jingo Kogo, die Witwe des 14. (Chuai) Tenno, soll nach den Annalen um +200 versucht haben, Korea zu erobern. Sie soll nach dem *Nihongi* von 170–269 gelebt und von 200–269 geherrscht haben. (Moderne Historiker datieren ihre Herrschaftszeit auf 346–380 oder 363–399). Sie war Regentin für ihren Sohn Ojin Tenno und später für dessen Sohn Nintoku Tenno, der 399 starb.

Ab 399 (Regierungsantritt des *Richu Tenno*) haben die Herrscher durchweg normale Regierungs- und Lebenszeiten Richu Tenno starb 405 im Alter

von 69 Jahren (vgl. hierzu die Ergänzung der Tenno-Liste auf S. 386). Es erscheint zweckmäßig, die folgende Geschichte Japans im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte darzustellen.

4. Zur japanischen Kulturgeschichte (Archäologie, Architektur, Kunst, Buddhismus)

Im Folgenden kann ich nur eine recht grobe Übersicht geben (Interessenten werden auf das ausführliche Literaturverzeichnis verwiesen). Diese ist zum Verständnis aber unbedingt erforderlich.

Am Anfang der japanischen Kulturgeschichte standen, wie überall, Steinzeit-Kulturen, deren letzte, die *Jomon-Kultur*, auf die Zeit von etwa -7000 bis -250 datiert wird. Es war eine Kultur von Fischern, Sammlern und Jägern; als ihre Träger gelten die nichtjapanischen Ainu (was mitunter, m.E. zu Recht, bezweifelt wird). Diese Kultur wurde benannt nach einem eigenartigen Keramiktyp („Schnurkeramik“). Die Gefäße wurden mit der Hand geformt und in einer primitiven Grube bei niedriger Temperatur gebrannt. Während des Brennens wurde die Form mit einer Grasschnur umwickelt, die verbrannte und so eine Spur hinterließ.

Nach herrschender Auffassung soll der Ackerbau (Reisanbau) erst im -3. Jh. nach Japan gekommen sein. Damals seien die Vorfahren der heutigen Japaner über Korea nach Japan gekommen (es sollen auch Einwanderungen aus Südostasien erfolgt sein). Deren Kultur wird, nach dem ersten Fundort in Yayoi (einem Ortsteil von Tokyo), *Yayoi-Kultur* (-3. Jh. bis +3. Jh.) genannt. Erst jetzt sollen Metallgegenstände (Bronze und Eisen) wie auch die Töpferscheibe nach Japan gekommen sein. Diese Kultur wird durch eine bestimmte rotgebrannte oder -bemalte Keramik und durch Bronzegegenstände (Spiegel, Glocken) gekennzeichnet, die in ihren Formen frühkoreanischen Funden entsprechen. Derzeitige japanische Historiker legen großen Wert auf die Feststellung, dass die Yayoi-Kultur keine Variante der Jomon-Kultur darstellt, sondern von Einwanderern eingebracht worden sei [z.B. Inoue 26]. Ich habe trotzdem Zweifel.

Der Yayoi-Kultur folgte die *Kofun-Kultur* (3. – 6. Jh.), die durch große Grabhügel („kofun“) gekennzeichnet ist. Es handelte sich um Häuptlingsgräber, die vor allem in der Region Kinki (= Gebiet von Nara und Kyoto) errichtet wurden. Besonders bekannt ist ein Grab in Sakai (bei Osaka), das traditionell Nintoku Tenno (Personenname: Osasagi no Mikato bzw. Oho Sazaki) zugeschrieben wird, der als 16. Yamato-Herrscher 313–399 regiert haben soll (Heutige Historiker datieren 395–427). Die Grabfläche ist größer als die der ägyptischen Cheops-Pyramide. Der Grundriss der Anlage hat, wie bei den meisten dieser Grabstätten, die Form eines Schlüsselloches und ist mit

einem Wassergraben umgeben. Typisch für diese Grabanlagen sind die „Haniwa“, Tonplastiken auf den Grabhügeln: Abbildungen von Tieren und auch von Menschen mit realistischen Kostümen. Als Grabbeilagen dienten nach wie vor Bronzespiegel und Tongefäße vom Yayoi-Typ, aber auch koreanische Eisengusserzeugnisse und koreanische, hartgebrannte Sue-Keramik. Die Grabstätten selbst ähneln einem Typ, der in China um die (christliche) Zeitenwende entstanden ist [Violet 1982, 21].

In diese Zeit werden auch die ersten Holzschreine der vorbuddhistischen Shinto-Religion datiert. Die bedeutendsten sind

- ♦ die Ise-Schreine im Yamato-Becken als Hauptgedenkstätte des Yamato-Clans,
- ♦ der Uji-Schrein südlich von Kyoto, errichtet zu Ehren des Prinzen Uji no Wakiiratsuko, des Bruders des Nintoku Tenno,
- ♦ der Izumo-Taisho-Schrein in West-Honshu.

Es handelt sich hierbei um umfangreiche Anlagen, die heute noch bestehen und im frühen 4. Jh. errichtet worden sein sollen. Kein Schrein ist original, da jeder nach japanischer Tradition alle 20 Jahre örtlich verlegt und neu aufgebaut werden muss. Die äußere Form darf dabei nicht verändert werden.

Die folgende *Asuka-Periode* (538–645) ist durch Schriftquellen, archäologische Funde, Bauten und andere Kunstwerke historisch gut abgesichert. Sie wurde benannt nach der zeitweiligen Kaiserresidenz Asuka, die heute einen Stadtteil von Nara bildet.

Nachdem schon vorher buddhistische Missionare erfolgreich in Japan wirkten, wurde 538 der Buddhismus kaiserlich anerkannt. Dem widersetzte sich der Mononobe-Clan, während der Soga-Clan den Buddhismus übernahm. 587 kam es zum entscheidenden Sieg des Soga-Clans. Die Macht übernahmen der Kronprinz Umayado no Miko (Posthum: *Shotoku Taishi*; Lebenszeit 574–622; Sohn des 31. Yomei Tenno) und Soga no Umako, der Chef des Soga-Clans. Beide förderten nunmehr aktiv den Buddhismus, wobei sie versuchten, den bisherigen Shinto-Kult mit diesem in Einklang zu bringen. Shotoku begann Reformen zur Schaffung einer Zentralregierung und veröffentlichte seine „Siebzehn Artikel“ (man kann nach mosaischer Tradition diese auch als 17 Gebote bezeichnen), die in der Literatur gemeinhin als „buddhistischer Moralkodex“ bezeichnet werden, ohne dass auf den Inhalt eingegangen wird. In den Nahongi wurde der Text wörtlich wiedergegeben:

„12. Jahr [= 12. Jahr der Kaiserin Suiko Tenno, tradit. 591–629; K.W.]. Die Kaiserin erließ durch den Prinzen Shitoku eine Verordnung in 17 Artikeln:

1. Einigkeit ist wertvoll, Gehorsam unerlässlich
 2. Verehret Buddha, das Gesetz und die drei Kleinodien. Sie sind unerlässlich
 3. Fürsten sind der Himmel, Untertanen die Erde
 4. Beamte sollen dem Volk durch gute Sitte zum Vorbild dienen
 5. Entsage Begierden und Wünschen
 6. Bestrafe das Böse und ermuntere zum Guten
 7. Bleibe bei deinem eigenen Tätigkeitsfeld
 8. Beamte sollen früh beginnen und spät aufhören
 9. Treue ist die Wurzel des Erfolgs, Untreue des Mislingens
 10. Hütet euch vor Ärger und Rache
 11. Seid unparteiisch im Belohnen und Strafen
 12. Besteuert das Volk nicht für euch selbst
 13. Nur Krankheit entschuldigt Beamte für Abwesenheit
 14. Neid verunziert Beamte. Ihr könnt alle 500 Jahre einen klugen Mann, kaum aber in 1000 Jahren einen wirklichen Weisen finden
 15. Der Untertan vernachlässigt eher seine eigenen Angelegenheiten als die des Staates
 16. Zieheth das Volk im Winter zu Diensten, dass im Sommer die Pflege des Feldes und Maulbeerbaumes nicht Not leide
 17. Entscheidungen dürfen von einem Beamten nicht allein ausgehen“
- [Deutsche Übersetzung nach Lauterer 26] .

Diese „Siebzehn Artikel“ [”Jushichi-Jo-Kempo”] sind noch heute in Japan wertprägend. Trotzdem: Beamtenwillkür und Korruption muss es offensichtlich schon im alten Japan gegeben haben!

Auf Anordnung des Prinzen Shitoku wurden gewaltige buddhistische *Tempelanlagen* errichtet, von denen einige, wenn auch restauriert, noch heute bestehen.

Als ältester erhaltener Tempel gilt der *Shitennoji-Tempel* in Osaka, der 592 nach festländischem Vorbild errichtet wurde. Der 596 in Asuka erbaute Hokoji-Tempel in Asuka (ursprünglich hieß er Asuka-dera) wurde im 12. Jh. zerstört und nicht wieder aufgebaut. In den letzten Jahrzehnten wurden seine Fundamente ausgegraben.

Als Höhepunkt der Asuka-Baukunst gilt der *Horyuji-Tempel* südlich des heutigen Nara, der 587–627 erbaut wurde, 670 abbrannte, aber sofort wieder errichtet wurde;

„Die heutigen Gebäude stammen nach verschiedenen Untersuchungen japanischer Wissenschaftler und Ausgrabungsergebnissen aus der Zeit von 670 bis 711. Dennoch nimmt man an, dass er in der ursprünglichen Form

wieder aufgebaut wurde und wesentlich das Aussehen der frühen Asuka-Bauweise bewahrt hat“ [Violet 1982, 26].

Die Tempelanlage umfasst 45 Bauten. Die Haupthalle (Kondo) gilt als das älteste erhaltene Holzgebäude der Welt. Die Innenwände waren mit Fresken bedeckt, die in Stil und Ausführung jenen in den Höhlen von Ajanta (Indien) entsprachen. Sie wurden zwar 1949 durch Feuer zerstört, aber Fotografien haben sie bewahrt. In der Halle befinden sich Statuen des 7. Jhs., darunter die hölzerne Shaka-Trias, der Schrein des Buddha Shakyamuni. Aus der Inschrift auf der Rückseite geht hervor, dass dieses Kultbild im Jahre 623 von dem Künstler Tori Busshi für den verstorbenen Prinzen Shotoku Taishi geschaffen wurde. (Das war die erste namentliche Erwähnung eines japanischen Künstlers.)

Im Schatzhaus des Horyuji befindet sich auch der Tamamushi-Schrein der Kaiserin Suiko Tenno (593–628; aus dem frühen 7. Jh.). Er wurde aus Kiefer- und Zypressenholz geschnitzt und mit dem Saft des Lackbaums (*Rhus vernicifera*) gefärbt, eine Technik, die von China übernommen worden ist.

Sato [32 f.] wies auf griechische Stilelemente im Horyuji-Tempel hin. Die Säulen des äußeren Tores sind teilweise im dorischen Stil. Ich betrachte dies als Indiz für meine (noch zu entwickelnde) These, dass die japanische Frühzeit konventionell drei Jahrhunderte vordatiert werden muss.

Eine neue Epoche der japanischen Geschichte begann mit der *Taika-Reform* von 645.

Der Kronprinz Karu no Ojio (der spätere Kaiser Tenchi Tenno, 662–671) stürzte und vernichtete mit Unterstützung des Nakatomi no Kamatari (des Stammvaters der Fujiwara-Familie) den Soga-Clan und schuf einen Zentralstaat nach chinesischem Vorbild. Etwa hundert Jahre lang konnte das Kaisertum nunmehr die absolute politische Macht ausüben. Konfuzianische Ämter wurden nach chinesischem Vorbild eingeführt, Chinesisch wurde Amtssprache. Seitdem gab es in Japan auch Kaiserdevisen („Nengo“). Der erste Devisenname war Taika („Große Wende“).

Die Folgezeit wird auch als *Hakuho-Zeit* (645–710) oder frühe Nara-Zeit bezeichnet. In ihr wurde der Horyuji-Tempel wiederaufgebaut und eine Vielzahl neuer buddhistischer Tempel und Klöster errichtet. Als Beispiele nenne ich den Muroji-Tempel (681), den Kofukuji-Tempel (685), den Hasedera-Tempel (686), den Tanzan-Schrein (701), das Koryuji-Kloster und das Chuguji-Kloster. Letzteres war zunächst der Palast der Mutter des Shotoku Taishi. In ihm befindet sich die Statue des Miroku Bosatsu, des sinnenden Bodhisattva, der darauf wartet, herabzusteigen und zum Buddha der zukünftigen Welt zu werden.

Bis 710 war es üblich, dass nach dem Tod des Herrschers die Residenz gewechselt wurde. Das änderte sich, als 710 die 43. Kaiserin Gemmei Tenno (Gemmyo Tenno; 707–715) eine neue Hauptstadt, Heijo-kyo, das spätere Nara, errichten ließ, die bis 784 kaiserliche Residenz blieb. Die *Nara-Zeit* (710–784), auch Tempyo-Zeit genannt, war nicht nur eine Zeit des inneren Friedens. In ihr erreichte die japanische Kultur ihren ersten großen Höhepunkt. Noch heute ist die Stadt Nara, ebenfalls in der Yamato-Ebene (südlich des Biwa-Sees) gelegen, ein einziges „Freiluftmuseum“, dessen Vielfalt hier nicht dargestellt werden kann Sie gilt als die „Wiege der japanischen Kultur“.

Nara wurde schachbrettförmig errichtet, nach dem Vorbild der chinesischen Stadt Chang'an, der Hauptstadt des Tang-Reiches. Die Stadt wurde durch sieben große und viele kleine Tempel geprägt, alle errichtet im Stil der Tang-Dynastie. Besonders eindrucksvoll ist der *Todaiji-Tempel*, der 745 bis 752 für die buddhistische Kegon-Sekte errichtet wurde. Diese Sekte folgte dem Vorbild der chinesischen Huayan-Sekte, die im Tang-Reich eine große Rolle spielte. In dem bezeichneten Tempel befindet sich die Halle des Großen Buddha, des größten Holzbauwerkes der Erde (57 m lang, 50,50 m breit, 48,70 m hoch). In ihr steht die Goldbronze Statue des „Großen Buddha“ (Dai butsu), die 16,20 m hoch ist; weiterhin die Statue des Nikko- und Gakko-bosatsu und das Fukukensaku-komon, alles Kunstwerke im Stil der Tang-Zeit. In seiner Schatzkammer befindet sich die Sammlung des Kaisers Shomu, in der sich angeblich 100.000 Kunstgegenstände aus dem ganzen östlichen Kulturraum der damaligen Ära befinden (ein Teil ist im Nationalmuseum von Nara zu sehen).

Im übrigen möchte ich mich auf eine Aufzählung beschränken: die Tempel Kofukuji, Shin-Yakushiji, Kaidan-in, Hokkaji, Kairyunji, Akishino, Saidaiji, Toshudaiji, Yakushiji, Hokkuji, Norinji; Kasuga- und der Tamu-Keyama-Hachiman-Schrein, die Halle des 2. Monats, die Halle des 3. Monats usw. In den letzten Jahrzehnten wurden die Fundamente des Kaiserpalastes (Heijo-kyuden) ausgegraben.

Wie dargestellt, entstanden in der frühen Nara-Zeit die ersten erhalten gebliebenen japanischen Geschichtsannalen. Es war auch eine Blütezeit der Poesie. Die besten Gedichte wurden um 750 im *Manyoshu* (10.000 Wörter) zusammengestellt.

Damals wurden auch die ersten japanischen Münzen geprägt. Die älteste stammt aus dem Jahr 708 [Abb: Nachod 1910, 691].

784 wurde die Hauptstadt nach Nagaoka verlegt und 794 eine neue Hauptstadt gegründet, die bis 1869 Heian-kyo hieß und bis dahin (Meiji-Umwäl-

zung) ununterbrochen Kaiserstadt bleiben sollte: das heutige *Kyoto*. Auch die neue Hauptstadt wurde nach dem Vorbild von Chang'an schachbrettartig angelegt. In ihr entstand ebenfalls eine Vielzahl von Bauten, die heute noch vorhanden sind, auch wenn in der Folgezeit zahlreiche An- und Umbauten erfolgt sind. Die nun folgende Kulturperiode wird *Jogan-Zeit* (784–897) oder *frühe Heian-Zeit* genannt.

Als Tempel dieser Zeit seien genannt: der Jingoyu-Tempel (bereits 780 in Takao bei Kyoto gegründet), der Kiyomizu-Tempel (798) und der Daiyogi-Tempel (974).

Während dieser Zeit erstarkte die buddhistische *Shingun-Sekte* (Schule des „wahren Wortes“), die ihr Vorbild in der chinesischen Zhenyan-Sekte sah, die, von Südindien kommend, im Tang-Reich immer mehr an Einfluss gewann. Begründet wurde sie in Japan durch den Priester Kukai (774–835; posthumer Name: Kobo Daishi), der sich 803–806 in China aufhielt. Gegenüber den mehr äußerlichen Lehren der Kegon-Sekte wurde nun nach der inneren Erleuchtung gesucht. Die Autorität des Staates wurde objektiv in Frage gestellt; auch der einfache Priester konnte zur „Erleuchtung“ beitragen. Diese Sekte errang bald großen Einfluss und trug zur Unterhöhlung der kaiserlichen Macht bei. In Heian wurde der 786 errichtete *Toji-Tempel* 822 der Shingun-Sekte übergeben und bildete fortan ein ideologisches Zentrum der Hauptstadt.

Die Sekte zog es aber vor, Tempel auf abgelegenen Bergen zu errichten. Zuerst wurde 816 auf dem Berg Koyosan (südlich von Osaka) der *Kongobuji-Tempel* errichtet, dem viele weitere Tempel folgten, die keine Prunkbauten mehr waren, sondern sich der umgebenden Landschaft anpassten. Wesentlich für ihren Erfolg war, dass sie die vorbuddhistische Shinto-Ideologie („Shinto“ = Weg der Götter) nicht ablehnten, sondern integrierten. So ist es heute noch. Shintoismus und Buddhismus schließen sich gegenseitig nicht aus. Ein Japaner kann gleichzeitig Shintoist und Buddhist sein.

Die Kaiser verloren allmählich auch ihre politische Macht an die Familie der *Fujiwara*, die von Nakatomi no Kamatari, dem Initiator des Taika-Staatsstreiches von 645, abstammte. Ihre Angehörigen wurden erbliche Großkanzler, ihre Töchter Ehefrauen und Mütter von Kaisern. Nach und nach reduzierte sich die Tätigkeit des Kaisers auf zeremonielle Aufgaben; es wurde zur Regel, dass die Kaiser nach einigen Regierungsjahren zurücktraten und die Würde ihrem minderjährigen Sohn übergaben. 897 übernahmen die Fujiwara offen die Macht. Es begann die *Fujiwara-Zeit* (897–1185) oder späte Heian-Zeit, die ebenfalls architektonisch gut belegt ist. Allerdings trennte sich die japanische Kultur immer mehr vom chinesischen Vorbild und beschränkte sich auf relativ eigene Wege.

Ich würde mich freuen, wenn meine Darlegungen Interesse für die japanische Kultur wachgerufen haben. In erster Linie ging es mir aber darum, einen Beitrag zur Phantomzeit-Theorie zu leisten. Aus der japanischen Kulturgeschichte sind Schlussfolgerungen zu ziehen:

- ♦ Genauso wenig wie in China gab es in Japan zwischen 614 und 911 (konvent. Zeitrechnung) eine Phantomzeit. Eine solche habe ich auch in der nachfolgenden Geschichte Japans nicht finden können.
- ♦ Die japanische Kulturentwicklung seit dem frühen 7. Jh. ist eng mit der chinesischen Tang-Zeit verbunden. Der Städtebau erfolgte nach dem Vorbild der Tang-Hauptstadt.
- ♦ Die Bauten entsprachen dem Tang-Stil.
- ♦ Die japanischen Sekten des Frühmittelalters entstanden aus chinesischen Sekten der Tang-Zeit.

Zellers These, dass die Tang-Zeit zeitlich nach 900 einzuordnen ist, kann nicht mit der japanischen Kulturgeschichte in Einklang gebracht werden. Wenn Illig mit seiner Phantomzeit-Theorie Recht hat, bedeutet dies aber auch, dass die japanischen konventionellen Daten (vor etwa 900) um ca. 300 Jahre zurückdatiert werden müssen. In den nächsten Abschnitten dieses Beitrages werde ich versuchen, diese Erkenntnisse weiter zu vertiefen.

5. Chinesisch-japanische Synchronismen (Schriftquellen)

Schon in den Han-Annalen wurde Japan erwähnt. Weitere Bemerkungen gab es in den folgenden chinesischen Annalen. Im 13. Jh. fasste *Ma Duanlin* diese in einer gesonderten Schrift über die Völker außerhalb Chinas zusammen [d'Hervey de Saint-Denys; vgl. Nachod 1906, I.60; 1930, II/2.577]. Eine vollständige, wörtliche Zusammenstellung all dieser Nachrichten nebst Auszügen aus einigen anderen Werken enthält der Artikel Japan in der großen chinesischen Enzyklopädie von 1725 [Nachod I.87]. Einige ältere Historiker wie Florenz, Nachod und Otto Franke haben sich die Mühe gemacht, auch die originalen chinesischen Annalen (bis 850) unter dem Japan-Aspekt konkret zu analysieren. Auf ihre Untersuchungen stützt sich dieser und der folgende Abschnitt meines Beitrages.

In den frühen chinesischen Annalen wurden die Japaner *Wa* genannt. Es scheint sich hier um eine japanische Eigenbezeichnung zu handeln. Noch heute wird die japanische Sprache volkstümlich als „Wa“ bezeichnet. Seit dem 7. Jh. setzten die neuen japanischen Führer die Bezeichnung *Ni-hon* (Schriftzeichen: „Sonne“ + „Aufgang“: „Land der aufgehenden Sonne; etwas nationalistischer auch Nip-pon) durch. Wie dargelegt, werden die chinesi-

schen Schriftzeichen im Japanischen anders als im Chinesischen ausgesprochen. Die chinesische Aussprache dieser beiden Zeichen ist „Ji-ben“, woraus unser Begriff „Japan“ entstand. (In den japanischen Annalen wurde China als *Kara* oder *Morokoshi* bezeichnet.)

Meines Wissens wurden die *Wa* erstmals in den *Annalen der späten Han* (Cian Han Shu) erwähnt, die Fan Ye (gest. 445) verfasst hat. Im Kapitel 28 b heißt es:

„In dem Meer von Lo-lang wohnen die Wa-ren [Wa-Menschen; K.W.], die sich in über 100 Staaten [„gue“; vgl. Nachod I.187; K.W.] teilen und zu bestimmten Terminen Tribute bringen“ [Franke III.173; s. a. Inoue 29].

Im Kapitel 115 ist davon die Rede, dass der japanische „Staat“ Na im Jahre +57 eine Gesandtschaft in die chinesische Hauptstadt geschickt hat. Diese erhielt vom Han-Kaiser ein goldenes Siegel mit der Auszeichnung „König von Na in Wa von Hans Gnaden“ [Inoue 32; Nachod 1906,190 übersetzte „Na“ mit „Ido“]. 1784 wurde in Shikanoshima (Insel Kyushu, Präfektur Fukuoka) ein Siegel mit dieser Aufschrift gefunden [Abb.: Nachod 1910, 582].

Nach den Han-Annalen wurde noch eine weitere japanische Gesandtschaft aus dem Jahr 107 erwähnt.

In den *Annalen der Wei* (Wei Zhu), die im 7. Jh. von Wei Zhu verfasst wurden und die Zeit von 220 bis 556 behandeln, wurde eine japanische Königin Pimiho (japan. ausgesprochen Himiko) erwähnt, die den Staat „Yamatai“ beherrschte. Diese sei nach langen Machtkämpfen von den Clan-Oberhäuptern gewählt worden, habe aber faktisch nur als Priesterin gewirkt, während ihr jüngerer Bruder die Regierungsgeschäfte geführt habe.

Nach dem Tod der Königin 247 sei es zu neuen Kämpfen gekommen, die erst dann beendet wurden, als die Clan-Chefs die jüngere Schwester Himikos, Iyo, zur Königin wählten [Inoue 33]. Nach den Annalen schickte Königin Himiko 239 eine Gesandtschaft in die chinesische Hauptstadt Luoyang. Diese Gesandtschaft wird auch im *Nihongi* erwähnt, jedoch unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Wei-Annalen [Nachod 1906, I.192 f.]. Noch heute rätseln japanische Historiker darüber, mit welcher japanischen Kaiserin Himiko zu identifizieren ist. Nachod [1906, I.70, 105] tippte auf die bereits erwähnte Jingo Kogo, obwohl diese keine Schwester als Nachfolgerin hatte.

In den folgenden Jahrhunderten wurde Japan nur in den *Annalen der frühen Song* (420–478) erwähnt. (Hierauf werde ich gesondert im nächsten Abschnitt eingehen.)

Größere Aufmerksamkeit fand Japan erst wieder in der Sui-Zeit (581–618). In den *Sui-Annalen* wurden zwei japanische Gesandtschaften erwähnt, die in den Jahren 600 und 607 in der Hauptstadt Chang’an eintrafen. Diese traten sehr selbstbewusst auf. Im Brief des japanischen Tenno hieß es:

„Der Himmel-Erhabene, der im Land der aufgehenden Sonne regiert, gibt dem Himmel-Erhabenen, der im Land der untergehenden Sonne regiert, ehrfurchtsvoll zu wissen...“ [Florenz Buch 22, Anm. 11; Nachod 1906, I.388; Lauterer 28].

Der chinesische Kaiser war über diesen Ton sehr verstimmt. Er sagte seinem Minister:

„Der Brief des Barbaren enthält Unhöflichkeiten. Gib dich nicht weiter damit ab.“ [ebd.]

Im *Nihongi* [Buch 22] werden ebenfalls zwei japanische Gesandtschaften nach China in dieser Zeit – es war die Zeit der Herrschaft des Prinzen Shotoku Taishi – erwähnt. Sie wurden allerdings auf 607 und 614 datiert. Insofern müssen wir eine zeitliche Differenz von sieben Jahren in den beiden Chronologien feststellen. Laut dem *Nihongi* war Leiter der ersten japanischen Gesandtschaft Omi Inoku, mit dem Rang eines Dairai (diese Ränge wurden erst 603 in Japan eingeführt). Auch in diesem Bericht wurden die selbstbewussten japanischen Briefe erwähnt.

In der in China folgenden *Tang-Zeit* (619–907) kam es zu einer Verbesserung der chinesisch-japanischen Beziehungen. Sowohl in den chinesischen wie auch in den japanischen Annalen ist von vielen japanischen Gesandtschaften in China wie von chinesischen Gesandtschaften in Japan die Rede. Viele wissenssuchende Japaner hielten sich zu Studienzwecken in China auf. So wird im *Nihongi* [Buch 23] eine japanische Gesandtschaft nach China erwähnt, die 632 zurückkam. In den *Tang-Annalen* wurde unter dem Jahr 631 über sie berichtet. Der chinesische Kaiser erließ den Japanern hierbei für die Zukunft die Tributpflicht [Florenz Buch 22, Anm. 13; Nachod 1906, 389]. In dem chinesischen Bericht über die japanische Gesandtschaft von 654 [Buch 4 der Älteren Tang-Annalen] wurde auch die damalige japanische Herrscherdevise („Yung-hui“) angegeben [Nachod 1929, II/1.17 f.].

Nachod [1929, II/1.513-520; 1930, II/2.1066-1090] hat die chinesischen und japanischen Berichte über die wechselseitigen Gesandtschaften eingehend analysiert. Ich möchte mich hier auf die Feststellung beschränken, dass die japanischen Gesandtschaften von 701/04, 716/18, 732/35, 750/54, 759/61, 777/80, 803/05 und 838/39 sowohl in den chinesischen wie auch in den japanischen Annalen erwähnt werden. Diese Berichte sind keineswegs identisch, ergänzen sich aber gegenseitig. Es kann keine Rede davon sein, dass die eine Seite von der anderen abgeschrieben hat.

Nach den chinesischen Annalen wurde China 755 bis 763 von einem Aufstand unter *An Lushan* erschüttert. Diese Ereignisse wurden auch in Japan aufmerksam beobachtet, und es wurden Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Im

damaligen japanischen Annalenwerk, dem *Shoku Nihongi* [Bücher 21, 24] wurde der Rebellenführer Anrokusan genannt [Nachod 1930, II/2.1069 f.].

Die Übereinstimmung der chronologischen Daten ist frappierend und kann beim besten Willen nicht mit einer späteren 'Fälschungsaktion' erklärt werden. Dafür waren Japan und China zu verfeindet. Die Gleichzeitigkeit der Tang-Epoche mit der japanische Nara- und der frühen Heian-Epoche kann nach meiner Überzeugung mit vernünftigen Argumenten nicht angezweifelt werden.

Dies gilt auch für die *Folgezeit*. Ich möchte mich hier mit der Versicherung begnügen, dass auch der chinesische (nördliche) Song-Staat (960–1127) und der gleichzeitige japanische Fujiwara-Staat mannigfaltige gegenseitige Beziehungen unterhielten, die wegen Korea nicht immer freundlich waren. Sollte *Zeller* seine These aufrechterhalten, dass die Tang-Dynastie chronologisch in die Zeit nach 911 einzuordnen und die Song-Dynastie zu eliminieren ist, werde ich in einem dann nötigen „Song-Beitrag“ auch japanische Belege zur Argumentation benutzen.

Erwähnen möchte ich hier nur, dass in den m.E. zuverlässigen *Song-Annalen* [Band 33] sich ein ausführlicher Bericht des japanischen Gesandten Daoren (japan.: Cho-nen) aus dem Jahr 984 über die geschichtliche Entwicklung und die seinerzeitigen Verhältnisse seines Vaterlandes befindet. Er war ein buddhistischer Priester aus der mächtigen Fujiwara-Familie. Der Bericht entspricht den Angaben der japanischen Annalen, so dass diese auch aus diesem Grund keine späteren Fälschungen sein können.

6. Chronologische Differenzen vor 600

Ich gehe davon aus, dass Illigs Phantomzeit-Theorie richtig ist (im europäischen Bereich ist sie jedenfalls archäologisch gut belegt). Da ich in der japanischen Geschichte keine Phantomzeit (nach etwa 600) finden konnte, bedeutet dies, dass alle japanischen Geschichtsdaten (vor 911) um etwa 297 Jahre vorzudatieren sind. Um dies zu verdeutlichen: Die Taika-Reform hat nicht konvent. 645, sondern bereits 348 n. Chr. stattgefunden.

Wie ich dargelegt habe, ist nach den chinesischen und japanischen Annalen die dortige Geschichte ab 600 (konvent.) im Wesentlichen synchron verlaufen. Für die Zeit davor fand ich bei der Analyse der chinesischen Annalen aus der Nach-Han-Zeit, in denen Ereignisse aus der japanischen Frühgeschichte erwähnt wurden, jedoch chronologische Differenzen.

Es geht um die weithin unbekanntenen *Annalen der frühen Song* (Song shu), die 417 Shen Yue kompiliert hat. Die „frühen Song“ dürfen nicht mit den bereits mehrfach erwähnten „nördlichen Song“ verwechselt werden, die China ab 960 bzw. 979 (Eroberung Südchinas) regiert hatten. Die „frühen

Song“ („Liu Song“) beherrschten von 420–478 lediglich das Gebiet um das heutige Nanjing (Nanking) am unteren Yangzi. Dieses Gebiet wurde traditionell als „Wu“ bezeichnet [vgl. Weissgerber 2002, 75], auch im *Nihongi* wurde es noch so genannt [Nachod 1906, I.382].

In diesen Annalen wurden fünf nacheinander regierende Könige der *Wa* erwähnt: San, Chin, Sai, Ko und Bu, die Gesandtschaften nach Nanjing sandten. Hierbei ging es im Wesentlichen um einen von Japan angestrebten Rechtstitel über Korea. Nach chinesischer Chronologie wurde die Gesandtschaft des San auf 421, die des Chin auf 438 und die des Bu auf 479 datiert. Erst Bu erlangte den Titel eines „Militärbefehlshabers“ („tu-tu“ [vgl. Franke II.156 f., 384 f.]) über Teile Koreas (mit Ausnahme von Paekche). Inoue [35] schlug vor, diese fünf Herrscher mit den Tennos Nintoku (traditionell 313–399), Hanzei (405–410), Ingyo (410–453), Anko (453–456) und Yuryaku (456–479) zu identifizieren. Sachliche Argumente trug er nicht vor. Offensichtlich ging er harmonisierend von einer angenommenen Synchronologie schon in dieser Frühzeit aus.

Nachod [1906, I.176 ff., 368 ff.] war wie immer gründlicher und ging bei seinen Analysen auch auf die konkreten Aussagen im *Nihongi* über die Beziehungen zum Land Wu ein. Hierbei bezog er sich ausdrücklich auf *Aston* [1889, 71 f.], der die entsprechenden Stellen im *Nihongi* und in den Song-Annalen gegenüberstellte (sie waren weitgehend identisch) und eine zeitliche Differenz von 100 Jahren feststellte: Der Bericht im *Nihongi* über eine japanische Gesandtschaft ins Land Wu aus dem Jahr 370 entspricht inhaltlich in verblüffender Weise dem Song-Bericht aus dem Jahr 479! (Die Texte sind nachzulesen bei Aston [71 f.] und Nachod [1906, I.194]). Die Japaner datierten 109 Jahre früher!

Koreanische Entsprechungen

Korea war das Bindeglied zwischen dem ostasiatischen Festland und den japanischen Inseln. Über Korea kamen die ersten Einwanderer, aus Korea übernahmen die Japaner die Bronze- und Eisenherstellung. Koreaner übermittelten ihnen die chinesische Schrift und den Buddhismus. Die Kultur der japanischen Asuka-Periode „gilt geradezu als japanischer Ableger der koreanischen Paekche-Kultur“ [Hielscher 48].

Insofern ist es unerlässlich, bei der Analyse der japanischen Frühgeschichte auch koreanische Quellen hinzuzuziehen. Das Problem besteht darin, dass die frühesten erhalten gebliebenen koreanischen historischen Schriftquellen recht späten Datums sind.

Im Jahre 1145 wurde das offizielle Geschichtswerk *Sanguk sagi* (Historische Aufzeichnungen der Drei Reiche) von einer Kommission unter Leitung

von Kim Pushik (1075–1151) abgeschlossen. Aus dem Jahr 1285 stammt das *Sanguk yasa* (Überlieferungen der Drei Reiche) des buddhistischen Priesters Ilyon (1206–1289).

Beide Werke beruhen aber auf früheren koreanischen Annalen, die wörtlich zitiert wurden. Ausführliche Auszüge aus koreanischen Annalen (mit Zitattennung) sind weiterhin in den chinesischen Annalen und im japanischen *Nihongi* erhalten geblieben. In den letzten Jahrzehnten erfolgten in beiden koreanischen Staaten umfangreiche archäologische Ausgrabungen, die die Zuverlässigkeit der koreanischen Geschichtsschreibung bestätigt haben (Königsgräber und Gedenksteine).

Nach den Annalen bildeten die Koreaner ihren ersten Staat, Choson, mit dem mythischen Herrscher Tangun, im heutigen Nordkorea und in der Mandchurei. Dieser Staat wurde vom chinesischen Han-Reich unterworfen. Schon im -1. Jh. entstanden drei neue selbständige koreanische Staaten, die als die *Drei Reiche* („Sanguk“) bezeichnet werden:

Korean. Name	Japan. Name	Lage	Zentrum	Gründung
Koguryo	Kaoli	Nordkorea	Pyongyang	-37
Paekche	Kudara	Südwestkorea	Seoul	-18
Shilla	Shiragi	Südostkorea	Kyongju	-57

Daneben gab es im Süden noch den Kleinstaat *Kaya* (jap. Mimama), der sich in japanischer Abhängigkeit befand.

Zwischen den „Drei Reichen“ kam es zu ständigen militärischen Auseinandersetzungen, in die sich seit der Kaiserin Jingo Kogo auch Japan einmischte, das in der Regel Paekche unterstützte. Schließlich unterwarf Shilla im Jahr 660 Paekche und 668 Koguryo; es entstand ein einheitlicher koreanischer Staat mit dem Namen „Vereinigtes Shilla“ (Tong-ill Shilla).

In den koreanischen Annalen wurden alle Daten durchweg mit gleichzeitigen chinesischen Regierungsdevisen synchronisiert. Diese Daten entsprachen dem archäologischen Befund. So wurde 1971 in Kongju (nicht zu verwechseln mit der Shilla-Hauptstadt Kyongju) das unversehrte Grabmal des Paekche-Königs *Munyong* ausgegraben. Auf einer Steinplatte wurde der Name des Königs, die Devise, das Todesjahr (523) und das Beisetzungsjahr (525) angegeben. Nach den Annalen regierte dieser König von 501 bis 523. In der Grabkammer wurden einige Münzen aus dem chinesischen Liang-Reich (502–557) gefunden [Hielscher 49; Jungmann 1988, 119].

Besonders aufschlussreich sind auch die Ausgrabungsergebnisse von *Kyongju*, der alten Shilla-Hauptstadt, auf die ich hier nicht im einzelnen eingehen möchte [vgl. Hielscher 62-69; Kwon Young-pil 27-36].

Kaum bekannt ist, dass in den *japanischen Annalen* koreanische Ereignisse vor 600 ganz anders datiert wurden. Hierzu fand ich Angaben nur in älteren Geschichtswerken [Chamberlain 1882; Aston 1889 und 1896/1972, passim; Nachod 1906, I.71-76, 368-381]. Hier möchte ich mich auf ein markantes Beispiel beschränken.

Nach den fast identischen Berichten des *Kojiki* [Chamberlain 252] und des *Nihongi* [Aston 1972, I.262 f.] sandte der Paekche-König Kungusu im Jahr 285 den koreanischen Gelehrten *Wani* (koreanisch Wang-in) nach Japan, um den dortigen Thronfolger zu erziehen. Wani machte Japan mit der chinesischen Schrift und Schriftkultur bekannt. Noch heute wird dies als ein bedeutendes Ereignis der japanischen Geschichte bezeichnet. Aston [1972, I.263, Anm. 3] fand in dem koreanischen Geschichtswerk Tongkum (15. Jh.) einen Bericht über Wani, der inhaltlich, mit vielen Einzelheiten, den japanischen Quellen entspricht. Hier wurde das Datum der Delegation Wanis aber mit 405 angegeben! Das war eine Differenz von genau 200 Jahren.

Nun handelt es sich beim Tongkum um eine recht späte Quelle. Koreanische Annalen haben auf Grund des archäologischen Befundes und der chinesischen Quellen ermittelt, dass König Kungusu, der Wani nach Japan schickte, von 375 bis 383 regiert hat [Hielscher 48]. Die zeitliche Differenz zwischen den japanischen und den koreanischen Quellen reduziert sich somit auf 90/98 Jahre. (Zwischen den Annalen der frühen Song und dem *Nihongi* bestand eine zeitliche Differenz von 109 Jahren.)

Diese chronologische Differenz kann mir nicht gleichgültig sein. Sind die japanischen Daten richtig, so bedeutet dies letztlich, dass die Zeit zwischen dem Ende der Han-Zeit (220) und dem Beginn der Tang-Zeit (619) nicht um ca. 100 Jahre verkürzt, sondern um ca. 100 Jahre verlängert werden muss!

Erklärung dieser Differenz

Nachod versuchte, diese chronologische Differenz damit zu erklären, dass in Ostasien schon damals nach dem 60-Jahre-Zyklus gerechnet worden sei (vgl. zu dieser Zeitrechnung Zeller [2002, 81 ff.]) und bei der Überlieferung der Zyklen eine „Verwechslung“ (sic !) eingetreten sein könnte.

„Solche Verwechslung des betreffenden Zyklus, besonders bei weit zurückliegenden Ereignissen, erscheint bei diesem System in der Tat leicht denkbar; bisweilen mag bei der Verschiebung des Zyklus, wie bei der erstaunlich langen Lebens- und Regierungsdauer der ersten Kaiser, auch die Absicht mitgewirkt haben, etwaige Lücken in der Überlieferung unauffällig zu verbergen oder auszufüllen“ [Nachod 1906, I.68].

„Nur die auf der Rechnung nach sechzigjährigen Kreisläufen beruhende

Chronologie zeigt einen bedenklichen Zwiespalt, und zwar um genau zwei solcher Zyklen für die im *Nihongi* als die Jahre 245-285 bezeichnete Zeit, welche also in Wirklichkeit in die Jahre 365-285 fällt, und um einen nicht gleichmäßigen Abstand von etwa 100 Jahren für die nächsten Jahrzehnte, bis mit dem Jahre 461 auch im *Nahongi* die erste richtige Zeitbestimmung wieder einsetzt.“ [ebd., I.182]

Die These von der „Verwechslung der Zyklen“ hat mich nicht überzeugt. Die chronologische Differenz beträgt eben nicht 120 Jahre, sondern ist kürzer. Außerdem ist sie schwankend, wie Nachod selbst angibt. Vor allem hat Nachod nicht bewiesen, dass schon damals nach Zyklen datiert wurde. Immerhin wurde in Ostasien in der Tang-Zeit noch nicht nach Zyklen datiert. Pitsak [26] schrieb:

„Auf jeden Fall war in China im 7.-8. Jh. der Gebrauch des Zwölf-tierzyklus zur Datierung unbekannt. Ein Zitat aus einem verlorengegangenen Werk aus dem 7. Jh. über die Westländer (Si-yü-ki; überliefert in einer der ältesten chin. Reichsgeographien (976-984), im T'ai-p'ing-huan-yü-ki, Kap. 113, S. 5) beweist, daß für die Chinesen des 7. Jh. der Gebrauch des Zwölf-tierzyklus zu Kalenderzwecken [...] durch die [...] Bewohner der Gegend zwischen Samarkand und Buchara als Kuriosität anmutete. Eine solche chin. Auffassung ist auch im Táng-shu (Kap. 127b, Po-na-Ausgabe, S. 11r) zu finden, bei der Darstellung des Kalenders der 'echten' Kirgisen“ [Abkürzungen vom Autor, der die Wade-Giles-Transkription verwandte].

Der Sechzigjahr-Zyklus stellte eine Weiterentwicklung des Zwölfjahr-Tierzyklus dar und muss deshalb noch später eingeführt worden sein [Pitsak 25]. Zeller [2002, 81 ff.] vertritt keine andere Meinung hierzu.

Nach meiner Überzeugung haben die Datierungen im *Nihongi* vor 400 keine reale Grundlage. Ich hatte schon darauf hingewiesen, dass bis dahin den japanischen Herrschern übermäßig lange Lebens- und Regierungsdaten zugeschrieben wurden. Zur Verdeutlichung möchte ich auch die traditionellen Daten der Herrscher nach Chuai Tenno hier anführen:

Posthumer Name	Traditionelle Lebenszeit	Traditionelle Regierungszeit	Konvent. angenomm. Regierungszeit
15. Ojin Tenno	201–310	201-310 (!)	346-395 (umstritten)
- Ujino-Waki-iratsuku		310-313	(off. nicht gezählt)
16. Nintoku Tenno	290–399 (!)	313-399	395-427
17. Richu Tenno	336–405	399-405	427-432
18. Hancho Tenno	352–410	405-410	433-438
19. Ingyo Tenno	374–453	410-453	438-453

Erst ab 453 besteht in der gegenwärtigen japanischen Historiographie Übereinstimmung zwischen den traditionellen und den konventionell angenommenen Daten. Wie Nacho [1906, 1.182] nachwies, sind seit etwa 461 die chinesischen und japanischen traditionellen Daten in Bezug auf Korea in etwa identisch.

Im folgenden Beitrag „China zwischen Han und Tang“ werde ich die chronologische Analyse vor allem auf chinesische Quellen (Annalen, archäologischen Befund, Münzen) stützen und die japanischen Quellen bis etwa 451 unberücksichtigt lassen.

Synoptische Übersicht

Chines. Chr.	Japan. Chr.	Europ. Chronologie	
166		zw. -44 u. -30	Gesandtschaft des Antun
239	?		Königin Himiko
zw. 375-383	285		Ankunft des Wani in Japan
479	370		Gesandtschaft des Bu
600	607		Gesandtschaft des Omi Inoku

Im Folgenden meine Thesen:

619-907	619-907	322-610	Chines. Tang-Zeit
645-710	645-710	348-413	Japan. Hakuho-Zeit
710-784	710-784	413-487	Japan. Nara-Zeit
794-897	794-897	497-600	Japan. Jogan-Zeit
-	-	614-911	Europ. Phantomzeit
897-1185	897-1185	600-614/911-1185	Japan. Fujiwara-Zeit
960-1127	960-1127	960-1127	Chines. Nördl. Song-Zeit

7. Ausblick

Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, dass die japanischen Geschichtsdaten vor 911 um etwa 297 Jahre zurückdatiert werden müssen. Gemeint ist eine im Vergleich zum fernen Westen relative Veralterung Ostasiens. Dies widerspricht nicht dem archäologischen Befund. Allerdings sollten die bisherigen archäologischen Datierungen (Beginn und Ende der Yayoi-Kultur) überprüft werden. Es hat mich verwundert, dass die Technik der Metallherstellung erst nach -300 nach Japan gekommen sein soll, während in Korea schon seit etwa -1.300 Bronze hergestellt worden ist [Jungmann 1999, 13].

Wenn meine Konzeption richtig ist, waren die Japaner der Nara- und frühen Heian-Zeit nicht nur Zeitgenossen der chinesischen Tang-Kaiser, sondern auch der iranischen Sassaniden. Auch in dieser Hinsicht sind weitere Forschungen nötig.

Im *Shoku Nihongi* [Band 19] wird über einen Neujahrsempfang des chinesischen Tang-Kaisers im Jahr 753 berichtet, an dem Gesandte aus Japan, Shilla, Tufan (Tibet) und *Haji* teilnahmen. Noch heute wird Iran (Persien) im Japanischen „Haji“ genannt [Nachod 1930, II/2.1069].

In den Tang-Annalen wurden mehrfach „Ta-shi“ erwähnt, worunter allgemein Muslims verstanden werden. Das Wort bedeutet aber „Tadschiken“, also Perser. Anscheinend war von Persern der Sassanidenzeit die Rede.

Literatur

- Aston, William George (1889): „Early Japanese History“; in: *Transactions of the Asiatic Society of Japan* (Tokyo) XVI, 39-75
- (Hg., 1972): *Nihongi. Chronicles of Japan from the Earliest Times to A.D. 657*; Vermont · Tokyo (Reprint der Originalausgabe von London 1896)
- Baedeker (Verlag; 2001): *Japan. Allianz Reiseführer*; Ostfildern
- Berndt, Jürgen (Hg., 1975): *Japanische Kunst. I-II*; Leipzig (Autoren: Chu Yoshizawa, Totao Miyagawa, Nobuo Ito, Taiji Maeda)
- Bersihand, Roger (1963): *Geschichte Japans von den Anfängen bis zur Gegenwart*; Stuttgart
- Bilang, Karla (1978): *Japanische Keramik*; Leipzig
- Bildatlas (1997) = *Bildatlas der Weltkulturen: Japan* (Autoren: Martin Colcutt, Marius Jansen, Isao Kamakura); Augsburg
- Brandt, Max von (?1923): „China, Japan, Korea“; in: *Helmolt's Weltgeschichte. Bd.1*, 102-240
- Brown, Delmer M. (Hg., 1993): *The Cambridge History of Japan. Vol. I: Ancient Japan*; Cambridge (GB)
- Buschan, Georg (1938): *Kulturgeschichte Japans*; Wien
- Chamberlain, Basil Hall (1882): „Kojiki or Records of Ancient Matters“; in: *Transactions of the Asiatic Society of Japan. X. Supplement*; Yokohama (Japan)
- Chinesische Annalen (noch nicht ausgewertet):
- (1935): *Sui-shih. The History of Sui Dynasty. Vol. 1-20*; Shanghai
 - (1936a): *Chiu-táng-shu. The Old History of T'ang Dynasty. Vol. 1-36*; Shanghai
 - (1936b): *Hsin-táng-shu. The New History of T'ang Dynasty. Vol. 1-40*; Shanghai
 - (1937): *Sung-shih. The History of Sung Dynasty. Vol. 1-136*; Shanghai

- Chung Yang-mo (Hg., 1999): *Korea. Die Alten Königreiche* (Ausstellungskatalog); Essen
- Conze, Edward (¹1981): *Der Buddhismus. Wesen und Entwicklung*; Stuttgart
- Dettmar, Hans A. (1965): *Grundzüge der Geschichte Japans*; Darmstadt
- Eberhard, Wolfgang (1940): „Das ältere China und Japan bis zur Berührung mit der abendländischen Welt“; in: *Neue Propyläen Weltgeschichte*; Berlin, Bd. 1, 495-572
- Eckert, Carter J. (Hg., 1990): *Korea Old and New: A History*; Seoul (Südkorea)
- Egami, Namio (1978): *The Beginning of Japanese Art*; Tokyo · New York
- Eickhoff, Ekkehard (2000): „Seltene Münzen sind nur selten, wenn sie selten sind. Neues aus der Fälscherwerkstatt“; in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8. 2. 2000
- Ejdus, Chaim (1968): *Istorija Japonii s drevnejschich wremen do naschich dnej* (Geschichte Japans von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage); Moskau
- Eliseeff, Vadime (1973): *Archaeologia Mundi. Japan*; Graz
- Fenollosa, Ernst F. (²1923): *Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst*. 1-2; Leipzig
- Florenz, Karl (Hg., 1903): „Japanische Annalen, A.D. 592-697“ (Nihongi, Buch XXI-XXX); übersetzt und erläutert in: *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde*. Supplement; Berlin
- Fonstein, Jan (Hg., 1985): *China, Korea, Japan. Propyläen Kunstgeschichte*. Bd. 20; Berlin (West)
- Forman, W. / Barinska, J. (1962): *Altcoreanische Kunst*; Prag
- Franke, Otto (2001): *Geschichte des chinesischen Reiches*. I-V; Berlin · New York (Reprint der Originalausgabe von 1930-1952)
- Fukuyama, Toshio (1976): *Heian Temples. Byodo-in and Choson-ji*; Tokyo · New York
- Gaspardone, Emile (1938): „La chronologie ancienne du Japon“; in: *Journal asiatique* (Paris), Bd. 230, 255-277
- Gernet, Jacques (1988): *Die chinesische Welt. Die Geschichte Chinas von den Anfängen bis zur Jetztzeit*; Frankfurt/Main
- Goethel, Ingeborg (1978): *Geschichte Koreas*; Berlin (Ost)
- Hall, John Whitney (1968): *Das Japanische Kaiserreich*. Fischer Weltgeschichte. Bd. 20; Frankfurt/Main
- Han Woo-Keun (Han Il Kun) (¹⁷1986): *The History of Korea*; Seoul
- Handbook of Korea* (1998; Hg.: Korea-Overseas Culture and Information Service); Seoul
- Hentbourn, William E. (1974): *A History of Korea*; New York
- d'Hervey de Saint Denys, Marquis (1876/83): *Ethnographie des peuples etrangers à*

la Chine. 1-2; Genf · Paris

Hielscher, Gebhard (1988): *38mal Korea*; München

Illig, Heribert (1991): „Halley, Novae, China. Zur Synchronisierung der Alten Welt“; in: *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* (= *VFG*, Gräffelfing), 3 (2) 33-42

- (1992): „Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine beglaubigte Fälschungsaktion und ihre Folgen“; in: *VFG* 4 (4) 132-139

- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München

Illik, Drahomir / Hilska, Vlasta (1970): *Traditionelle japanische Architektur*; Prag

Inoue, Kiyoshi (2001): *Geschichte Japans*; Frankfurt/Main · New York

Jungmann, Burglind (1988): „Kunst für die Könige. Das Land der Morgenfrische hat eine 6000 Jahre alte Kultur“; in: *MERIAN Südkorea* (Hamburg), 5/61, 112-125

- (1999): „Kunst und Kultur Koreas. Eine Einführung“; in: *Chung Yang-mo* (Hg.), 13-20

Kidder, Jonathan E. (1977): *Ancient Japan*; Oxford

Kim Han Gil (1979): *Modern History of Korea*; Pyongyang (Nord-Korea)

Krause, Friedrich Emil August (1925): *Geschichte Ostasiens. Erster Teil*; Göttingen

- (1929): „Geschichte Ostasiens bis zur politischen Berührung mit Europa“; in: *Propyläen Weltgeschichte*; Berlin, Bd. 1, 172-288

Kreßler, Oskar (1950): „Japan und Korea von der Urzeit bis zur umwälzenden Katastrophe im 2. Weltkrieg“; in: *Geschichte Asiens*; München, 545-714

Kwon Young-pil (1999): „Kyonmjū, die Goldene Stadt“; in: *Chung Yang-mo* (Hg.), 27-36

Lauterer, Joseph (1902): *Japan. Das Land der aufgehenden Sonne, einst und jetzt*; Leipzig

Lee, Sherman E. (1964): *A History of Far Eastern Art*; London

Lewin, Bruno (Hg., 1968): *Kleines Wörterbuch der Japanologie*; Wiesbaden

Matsushita, Takaaki (Hg.; o.J., ca 1978/79): *Japanische Kunst aus drei Jahrtausenden*. (Ausstellungskatalog); Dresden · Berlin (Ost)

Nachod, Oskar (1910): „Japan“; in: *Ullstein Weltgeschichte*; Berlin, Bd. 1, 571-653

- (1906): *Geschichte von Japan. Bd. I: Die Urzeit (bis 645 n. Chr.)*; Gotha

- (1929/30): *Geschichte von Japan. Bd. II: Die Übernahme der chinesischen Kultur (645 bis ca. 850)*. 2 Halbbände (durchgehend paginiert); Leipzig

Noma, Seitoku (1966/67): *The Arts of Japan (Ancient and Medieval)*. I-II; Tokyo

Nyanatiloka (†1989) : *Buddhistisches Wörterbuch*; Konstanz

Osaka, Ninoru (1973): *Temples of Nara and Their Arts*; New York · Tokyo

Polyglott (Verlag; 1978): *Japan Reiseführer*; München

- Pritsak, Omeljan (1953): *Die bulgarische Fürstenliste und die Sprache der Proto-bulgaren*; Wiesbaden
- Ramming, Martin (1941): *Japan-Handbuch. Nachschlagewerk der Japankunde*; Berlin
- Reischauer, R. K. (1937): *Early Japanese History*. 1-2; Princeton (USA)
- Saito, Hisho (1912): *Geschichte Japans*; Berlin
- Sanguk Yasa (1972): *Legends and History of the Three Kingdoms of Ancient Korea* (Hg.: Tae Hung-Ha / Graham K. Mintz); Seoul
- Sanson, George B. (1946): *Japan. A Short Cultural History*; London
- (1958): *A History of Japan. Vol. I. A History of Japan to 1334*; Stanford (GB)
- Schumann, Hans Wolfgang (1998): *Buddhismus. Schriften, Schule, Systeme*; München
- Seckel, Dietrich (1960): *Einführung in die Kunst Ostasiens. 34 Interpretationen*; München
- Sidorowa, N.A. (Hg., 1963): *Weltgeschichte*. Band 3. Berlin (DDR; Übersetzung der Wsemirnaja istorija. Bd. 3. Moskau 1957) Kap. II/3 (47-52): Korea bis zum 8. Jh. / Kap. III (53-59) Japan 3.-8. Jh. / Kap. XVIII/4 (338-342) Korea 8.-12. Jh. / Kap. IX (343-349) Japan 8.-12. Jh.
- Speiser, Werner (1964a): *Ostasiatische Kunst*. Ullstein Kunstgeschichte. Bd. 17; Frankfurt/Main · Berlin (West)
- (1964b): *Baukunst des Ostens*; Essen
- Spektrum der Weltgeschichte* (1991a): 600-800 n. Chr. „Der Vormarsch des Islams; T. 3, 87-118: Neue Reiche im Fernen Osten; T. 4, 131-156: Von Nara nach Kyoto; Amsterdam
- (1991b): 800-1000 n. Chr. („Vorstoß der Wikinger“). T.3 (S. 89-128): Blütezeit in Japan; Amsterdam
- Swann, Peter C. (1965): *Japan. Von der Jomon- zur Tokugawa-Zeit*; Baden-Baden
- (1966): *Die Kunst des Fernen Ostens. China, Korea, Japan*; München · Zürich
- Topper, Uwe (1998): „Chinas Geschichtsschreibung. Prüfstein für oder gegen Illigs Mittelalterkürzungsthese?"; in: *ZS* 10 (2) 259-275
- Violet, Renée (1981): *Einführung in die Kunst Chinas*; Leipzig
- (1982): *Einführung in die Kunst Japans*; Leipzig
- Wanin, Ju.W. (Hg., 1974): *Istorija Korei* (Geschichte Koreas). Bd. I; Moskau
- Weissgerber, Klaus (1999): „Zur Phantomzeit in Thüringen (I)"; in: *ZS* 11 (3) 482-509
- (2000a): „Zur Phantomzeit in Georgien I"; in: *ZS* 12 (1) 59-87; „ebd. II" in: *ZS* 12 (2) 259-280
- (2000b): „Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I)"; in: *ZS* 12 (3) 419-448
- (2002): „Zur chinesischen Phantomzeit (Sinaica I)"; in: *ZS* 14 (1) 68-78

- Winogradowa, N. / Nikolajewa, N. (1980): *Kunst des Fernen Ostens*; Dresden · Moskau
- Worowjew, M.W. (1958): *Drewnjaja Japonija. Istoriko-archeologitscheskij otscherk* (Das alte Japan. Ein historisch-archäologischer Grundriss); Moskau
- Yashiro, Yukio / Swann, Peter C. (1958): *Japanische Kunst*; München · Zürich
- Yoshida, Tetsuro (1952): *Japanische Architektur*; Tübingen
- Zeller, Manfred (1994): „Zentralasien im frühen Mittelalter. Auswirkungen der Rekonstruktion bis nach China“; in: *VFG* (Gräfelfing) 6 (3) 72-92
- (2002): „Die Tangzeit. Chinas glanzvolle Epoche, eine Fiktion?“; in: *ZS* 14 (1) 79-103

Dr. phil. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Berichtigungen und Ergänzungen

1. Zum Kiew-Beitrag [ZS 2002 (1) 104 ff.] :

Auf Seite 123 lautet der Satz, beginnend ab Zeile 15 von unten, richtig:

Die Verbrechen des Stalinismus wurden verschwiegen („Weiße Flecken“), auf Befehl Stalins ermordete Revolutionäre (Bucharin, Trotzki und viele andere) wurden zu „Unpersonen“.

2. Zum Islam-Beitrag [ZS 2000 (3) 419 ff.] :

Zu Seite 427 machte mich Andreas Birken darauf aufmerksam, dass im Kapitel 22 der Schrift *De administrando* ein „Aaron“ als „Herrscher der Araber“ bezeichnet wird, den er mit Harun ar-Raschid identifiziert. Dadurch ändert sich aber meine Konzeption nicht. Wie schon aus der Überschrift hervorgeht, handelt es sich um einen Exkurs aus der *Chronographia* des Theophanes Confessor. Das Kapitel 22 ist somit nicht unmittelbarer Bestandteil der Geheimschrift; in ihm werden auch so dubiose Kaiser wie Justinian II. Rhinotmetos und Michael sowie die Kaiserin Eirene erwähnt.

Zwischen Hamburg und der Jahreslänge

Bericht zur Phantomzeitdebatte

von Heribert Illig

Von einer Debatte lässt sich für den Berichtszeitraum nicht gut sprechen. Es kam zu keinen direkten Auseinandersetzungen. Immerhin wurden Professoren nach ihrer Einschätzung der Phantomzeitthese befragt. Da schrieb doch tatsächlich einer der befragten Historiker: „Herr Dr. Illig hat sich der Diskussion mit der Fachwissenschaft stets entzogen.“ Da staunt nicht nur der Laie, der bislang gedacht hatte, der Fall läge genau anders herum. Immerhin weigerten sich 1997 bei der Fragestellung durch die Zeitschrift *Ethik und Sozialwissenschaften* etwa 93 % der über 100 angesprochenen Spezialisten, sich zu der fraglichen These zu äußern. Oder: Der Autor sollte in Lorsch am Rhein allein einen Vortrag bestreiten, der dann in eine Podiumsdebatte mit vier Experten umgewidmet wurde, nach deren jähem Rückzug dann vier Experten zweiter Wahl vier Statements abgeben wollten, von denen bis zum Stichtag auch nur ein einziger übrig blieb – worauf die Zeitung titelte: „Der Fachmann schweigt, und der Laie wundert sich“. In Erinnerung sind mir noch die Podiums- bzw. Rundfunkdiskussionen mit den Professoren Helmut Assing, Karl Brunner, Heinz Dopsch, Hermann Fillitz, Jörg Jarnuth, Johannes Laudage, Thomas Maissen, Friedrich Prinz, Rudolf Schieffer und Thomas Vogtherr, nicht gezählt sonstige Auseinandersetzungen.

Ich wundere mich nicht mehr, dass Wissenschaftler die Verleumdung vorziehen. Offenbar haben sie kein gutes Argument und müssen ihr sinkendes Schiff mit anderen Mitteln über Wasser halten.

Vogtherrs Zeitrechnung

Einer von denen, denen ich mich nicht „entziehen“ konnte, ist Prof. Thomas Vogtherr aus Leipzig (Podiumsdiskussion am 24. 6. 2000 in Freyburg an der Unstrut). Er hat in der Reihe *Wissen* des C.H. Beck Verlags ein Bändchen „*Zeitrechnung. Von den Sumerern bis zur Swatch*“ vorgelegt [V. 2001]. Im allerersten Satz wird das Ziel lapidar formuliert: „Das vorliegende Buch stellt die Entwicklung der menschlichen Zeitrechnung dar.“ Der Fachmann für Historische Hilfswissenschaften/Archivwissenschaft bittet noch im Vorwort um Nachsicht, weil er ein Themenfeld beackere, das die Sachkompetenz des Mittelalterhistorikers und Hilfswissenschaftlers zu überschreiten droht. „Dabei mögen sich Unzulänglichkeiten eingeschlichen haben, die dem Fachkenner auffallen könnten“ [V. 8]. Solchermaßen animiert weise ich auf einige Verbesserungsmöglichkeiten hin.

Sie betreffen zunächst die kalendarische *Jahreslänge*. Zu ihr macht Vogtherr eine merkwürdige Ausführung anlässlich den Alfonsinischen Tafeln von ca. 1272, die eine Jahreslänge von 365 d 5 h 49 min 16 sec kennen und damit nur **30 sec** vom astronomischen Jahr abweichen sollen, nur 4 sec schlechter als das Gregorianische Jahr:

„Mit dieser Länge des Sonnenjahres von 10 min 44 sec weniger als $365\frac{1}{4}$ d [= Tage] rechneten die spätmittelalterlichen und ein großer Teil der frühneuzeitlichen Kalenderreformer. Für sie ergab sich daraus ein Voraneilen des Kalenders gegenüber dem Sonnenstand um einen Tag in jeweils 134,16 Jahren (statt 128,19 Jahren). Noch im Verlauf der Auseinandersetzungen um die Kalenderreform des 16. Jahrhunderts wurde die Jahreslänge nach den Alfonsinischen Tafeln berechnet“ [V. 16]

Diese Passage bedarf der Richtigstellung. Bringen wir zunächst die Zahlen in den richtigen Bezug:

- Das astronomische Jahr misst 365 d 5 h 48 min 46 sec.
- Das Iulianische Jahr seit Caesar betrug $365\frac{1}{4}$ d oder 365 d 6 h; die Abweichung vom astronomischen Jahr beträgt 674 sec.
- Das Gregorianische Jahr misst 365 d 5 h 49 min 12 sec; Abweich. 26 sec.
- Wenn die Alfonsinischen Tafeln mit 30 sec Abweichung fast so präzise wären wie die Gregorianische Jahreslänge, dann ließe sich unschwer berechnen, nach wie vielen Jahren ein Fehlertag aufgelaufen wäre: Da ein Tag $24 \times 60 \times 60 = 86.400$ sec hat, ergibt die Teilung durch 30 sec, dass nach **2.880 Jahren** der Kalender um einen Tag abweicht. Vogtherr führt diese Division nicht durch, sondern nennt statt dessen mit 134,16 und 128,19 Jahren zwei Abweichungsperioden, die ungleich kürzer ausfallen und demnach für viel schlechtere Annäherungen an die tatsächliche Jahreslänge stehen.
- Das Iulianische Jahr produziert binnen der hier abgelehnten **128,19** Jahren den ersten Fehlertag. Die **134,16** Jahre sind hingegen die Zeitspanne, nach der gemäß den Alfonsinischen Tafeln der Kalender um einen Tag abirren soll [North 79]. Damit wird klargestellt, dass deren Jahreslänge sich nur minimal von der des Iulianischen Kalenders unterscheidet, nämlich auch noch im Fehlerbereich von mehr als 10 Minuten pro Jahr.
- Die Jahreslänge der Tafeln ist ohnehin eher implizit als explizit enthalten [North 79]. Insofern ist es übereilt, den spätmittelalterlichen Kalenderreformern ein präzises Wissen um die Jahreslänge zuzuschreiben, wie es Vogtherr macht. Tatsächlich nutzten noch die Kalenderreformer des späten 16. Jhs. die Angaben der Tafeln, um daraus jedoch Besseres abzuleiten, als man bei der Datensammlung im 13. Jh. im Stande gewesen war.

- Deshalb wurde erst 1582 eine Schaltregel gewählt, die nur noch eine jährliche Kalenderabdrift um 26 sec zulässt und damit 3.323 Jahre benötigt, um den ersten Fehlertag zu produzieren.

Das Wissen um die Genauigkeit des Iulianischen Kalenders stellt sich bei Vogtherr auf S. 46 ein, wo er von glatten 128 Jahren spricht. Auf S. 97 bringt er auch den präzisen Wert von 128,19 Jahren, ohne mit ihm zufrieden zu sein, weil er nun ein „etwa“ voranstellt. Angesichts dieser späteren Skrupulosität müssen die anfänglichen Fehler doppelt irritieren. Immerhin begreift der Laie, dass der Fachmann fast die selben Schwierigkeiten hat wie er selbst.

Ist schon die Jahreslänge eine wichtige Kenngröße, um die Kalenderreformen von Caesar und von Gregor XIII. würdigen zu können, so gilt das noch viel mehr für das Datum der *Frühlingstagundnachtgleiche*. Hier fällt Vogtherr hinter den Stand von 1982 zurück:

„Caesar fixierte die vier Jahreszeiten und gab ihnen mit der Frühjahrs-Tagundnachtgleiche am 24. März, der Sommersonnenwende am 26. Juni, der Herbst-Tagundnachtgleiche am 26. September sowie der Wintersonnenwende am 24. Dezember einen feststehenden Beginn. Diese Daten stimmten schon zu seiner Zeit astronomisch nicht ganz, blieben aber teils bis in das Mittelalter hinein verbreitet. Erst die Neudefinition des Ostertermins durch das Konzil von Nizäa 325 n. Chr. brachte Änderungen dieser Daten“ [V. 46].

Da hätte man doch gerne gewusst, woher Vogtherr diese von allen meinen Kontrahenten so gesuchten Daten hat. Plinius d. Ä. hat rund 100 Jahre später signifikant andere: 25.3., 24.6., 24.9. und 25.12. [vgl. Illig 52]. Die beiden letzten Zitatsätze führen in die Irre: Sie verleiten zu der Vorstellung, dass das Konzil von Nicäa erst im Mittelalter stattgefunden hätte. Tatsächlich ist es so, dass es zwei Schulen bis deutlich in die Zeit nach 1000 gibt, von denen die eine immer mit dem 25.3., die andere immer mit dem 21.3. für die Frühlingstagundnachtgleiche rechnet [vgl. Illig 54]

Ein weiteres Buchkapitel sollte der Konkretisierung dienen, erhöht jedoch die Verwirrung. Denn es wird eine Festlegung des Nicäa-Konzils genannt, die grundsätzlich falsch ist:

„Das Konzil von Nizäa 325 legte fest, daß alle Christen den Termin des Frühlingsvollmondes selber bestimmen sollten“ [V. 63].

Demnach hätte jeder Christ zwischen Syrien und Irland nach eigenem Gutdünken 'seinen' ersten Vollmond nach der Frühlingsäquinoktie bestimmt und sein Osterfest am darauf folgenden Sonntag begangen.

Ganz im Gegenteil sollte gerade individuelle Willkür ausgeschlossen werden; ein Brief des Konzils belehrt uns, dass alle Christen am selben Tag

Ostern feiern sollen, was nur dann möglich ist, wenn ein festgelegter Frühlingsbeginn existiert. Da ein Fehler selten allein auftritt, verwirrt Vogtherr neuerlich:

„Die Tücken des Beschlusses aber lagen im Detail: Im Julianischen Kalender lag der (angenommene) Termin der Frühjahrs-Tagundnachtgleiche am 25. März; nach den Beobachtungen der Ägypter und Alexandriner jedoch (richtiger) am 21. März. In Rom schließlich wurde als Frühjahrsbeginn der Eintritt der Sonne in das Sternbild Widder am 18. März angenommen“ [V. 63].

Da kann der lernwillige Leser nur staunen: Hatte er auf S. 46 erfahren, dass Caesar den Frühlingsbeginn auf den 24. März festgelegt habe, so werden ihm nun gleich drei andere Daten serviert. Lebte Caesar gar nicht in Rom, war hier nicht die Hauptstadt des Imperiums?

Caesars Kalendermacher Sosigenes aus Alexandria wird zwar erwähnt, nicht aber der entscheidende Umstand, dass schon die alten Ägypter den 21.3. als Frühlingspunkt hatten [Borst 211], wie es auch aus einem Brief des Nicäa-Konzils an die Christen in Alexandria abzuleiten ist [vgl. Illig 61 f.]. Meine naheliegende Schlussfolgerung, dass der Iulianische Kalender von Anfang an den 21.3. als Frühlingspunkt hatte, wird selbstverständlich nicht erwähnt, weil sonst das Verwirrspiel mit 18. oder 21. oder 24. oder 25. März sein Ende hätte, zusammen mit dem zu langen Frühmittelalter.

Vogtherr nennt auch den unvermeidlichen Beda Venerabilis, der schon bald nach 700 auch *retrograde Jahreszahlen der Inkarnationsära* angibt, also Jahre „vor Christus“. Doch auf derselben Seite wird betont, dass erst „die weitverbreitete Geschichtsdarstellung *Flores temporum*, Ende des 13. Jahrhunderts“ entstanden, diese retrograde Ärarechnung „durchgehend“ benutzt [V. 94]. Das hat vor ihm schon Marianus Scottus um 1070 getan [Illig 123], den Vogtherr genau so übergeht wie ein Verwundern darüber, dass Beda erst nach fast 600 Jahren Schule gemacht hätte. Leider ist auch noch immer Dionysius Exiguus der Vater der Rechnung nach Geburt Christi [V. 91], als wenn Arno Borst nicht 1998 einen anderen Dionysius, den viel früheren Furius Dionysius Philocalus ins 'Rennen' gebracht hätte [vgl. Illig 16 f.]

Schließlich kommt der Spezialist auch auf das befürchtete *Weltende im Jahr 801* zu sprechen, vermeidet aber wie alle anderen Spezialisten den Hinweis darauf, dass taggenau Karls d. Gr. Kaiserkrönung am ersten Tag des Jahres 801 diesen Weltuntergang abgewendet hätte. Er verdreht das unliebsame Detail zu einem kryptischen Tadel, den ich deshalb auf mich beziehen darf, weil er mich schon bei der Podiumsdiskussion ereilt hat. Vogtherr ignoriert das taggenaue Eintreten der Kaiserkrönung am ersten Tag des Jahres 801 ent-

sprechend der Berechnung des hl. Eusebius aus dem Jahre 303, weil er eine andere Vorausberechnung kennt. Der Kardinal Pierre d'Ailly (um 1351-1420) brachte für das Konstanzer Konzil einen Reformvorschlag ein:

„Er legte seinem Reformvorschlag eine Berechnung zugrunde, nach der das Ende aller Zeit im Jahre 1789 – dem Jahr der späteren Französischen Revolution – bevorstehen würde. Es sind Berechnungen dieser Art, die immer wieder Nahrung zu bieten scheinen, sich mit historischen Voraussetzungen und Voraussagbarkeiten zu beschäftigen.“ [V. 96]

So leicht lässt sich das Grübeln darüber vermeiden, wieso Karl die Vorausberechnung des Eusebius so genau erfüllt hat. Dass eine taggenaue Vorhersage und ihr tatsächlicher Eintritt noch 365mal präziser und entsprechend unwahrscheinlicher sind als die Nennung irgend einer astrologisch errechneten Jahreszahl, geht dabei freilich unter, genau so der Umstand, dass die französische Revolution nicht direkt den Weltuntergang gebracht hat, während Karls Übernahme römischer Kaisermacht das einzige mögliche Mittel war, um den drohenden Weltuntergang abzuwenden.

Ich stelle mir nun einen Leser vor, der sich mit diesem kleinen Sachbuch aus der Reihe „Wissen“ vergewissern will, ob nun die Phantomzeitthese kalendarisch richtig begründet oder die herrschende Meinung besser fundiert sei. Dieser Suchende hat mit diesem Büchlein keine Chance auf ein besseres Verständnis. Gerade bei den für die These wesentlichen Punkten – Jahreslänge, Frühlingspunkt, Konzil von Nicäa, Beda Venerabilis, Dionysius Exiguus, Karls Kaiserkrönung – hat Vogtherr trotz seines Wissens um die Problematik alles im Trüben belassen, ja sogar zum Teil erst ins Trübe gebracht. So können die meisten Leser nur glauben, dass Kalenderrechnung furchtbar kompliziert sei, aber wenigstens vom zuständigen Spezialisten beherrscht werde.

Dabei ist es genau umgekehrt. Vogtherr hätte die Gelegenheit gehabt, der breiten Menge eine saubere Beweisführung zur Stützung der herrschenden Lehre vorzulegen, samt Klarstellung, wo meine Fehlschlüsse herrührten. Immerhin zeigt das allgemeine Interesse am „erfundenen Mittelalter“, dass die Fragestellung überraschend viele Leser interessiert. Aber dem Autor ist diese Demonstration gediegenen Kalenderwissens nicht gelungen, und sie konnte auch nicht gelingen. Die bereits widerlegte Kalenderrechnung herkömmlicher Denkweise wird auch durch brave Wiederholung nicht mehr richtig. Aber jede Wiederholung durch einen anerkannten Spezialisten rettet die Zeitrechnung wieder für ein paar Monate. Und so wird es weiter gehen – immer unter dem Banner wissenschaftlichen Fortschritts.

Hatte Kammeier doch Recht?

In diesem Bulletin werden erneut Fälschungen aus dem frühen Mittelalter in die frühe Neuzeit verfrachtet. Das hat schon Alfred Tamerl [1999] getan, als er die Dramen Hrotswiths von Gandersheim der Caritas Pirckheimer im Nürnberg und damit der Jahrhundertwende von 1500 zuschrieb. Das hat Paul C. Martin [4/2000] getan, indem er darlegte, dass die frühen Handschriftensammler der italienischen Renaissance noch keine Ahnung von karolingischen Zimelien hatten, enthält doch keine einzige von ihnen eine derartige Perle. Und das macht nun Gunnar Heinsohn in diesem Heft, indem er etwa die Peutingerkarte der ersten Hälfte des 16. Jhs. 'gutschreibt', zu Lasten der glanzloser werdenden Antike.

Bestätigt sich also Wilhelm Kammeiers Grundthese, wonach die Humanisten zwischen 1350 und 1450 die europäische und insbesondere die deutsche Geschichte verfälscht und zahllose Fälschungen im Rahmen einer „Großen Aktion“ zugunsten der Catholica unternommen hätten?

Es sieht nach wie vor nicht danach aus. Die Bauten der Vorromanik, Romanik und Gotik zeugen zumindest ab 950 weiterhin für die 'Echtzeit', die Verschriftlichung Europas setzt spätestens ab 1130 in einem Ausmaß ein, wie es keine noch so große 'Fälscherbande' hätte erzeugen können. Und die gerade angesprochenen Falsifikate liegen erst hinter der Zeitgrenze, die Kammeier gezogen hatte.

Die Phantomzeitthese setzt auf einen deutlich früheren Beginn von Fälschungsaktivitäten, in Byzanz ab vielleicht 940. Das schließt keineswegs aus, dass in späteren Jahrhunderten spezielle Fälschungen produziert worden sind, um besondere Bedürfnisse zu befriedigen. Im Fall der Caritas Pirckheimer wie in dem von Peutinger brauchte es Beweisstücke, um die Vorreiterschaft „teutscher“ Kultur gegenüber 'italienischer' zu demonstrieren. Mit den „karolingischen“ illustrierten Handschriften wurde eine neue Nachfrage geweckt, die dann prompt befriedigt werden konnte.

Grundsätzliche Fragen werden erst dann aufgeworfen, wenn sich herausstellen sollte, dass etwa Einhards Karlsvita nicht im 12., sondern erst im 15. Jh. entstanden wäre. Dafür ist zu prüfen, wie viele Autoren, wie viele Schriftstücke zwischen 830 und vielleicht 1450 sich auf 'Einhard' bezogen haben. Ist seine Karlsvita einigermaßen unbeachtet geblieben, könnte sie zusammen mit wenigen Referenzen ins 15. Jh. verbracht werden. Wäre sie aber vielfach zitiert worden, dann wäre Kammeiers Konzept neu zu überdenken, weil dann z.B. auch die ins mediävistische Gerede gekommenen „Reichsannalen“ ein Produkt des 15. Jhs. sein müssten, nachdem sie früher wegen des ähnlichen Stils dem 'Einhard' zugerechnet worden sind.

Das junge Hamburg

Ein Kongress mit 600 Archäologen hat Überraschendes – nein, nicht zu Tage, sondern gerade nicht zu Tage gefördert:

„Hamburgs historische Ursprünge liegen im Dunkeln, jedenfalls, was die archäologischen Beweise angeht. Aus der Zeit Ansgars, der 832 erster Bischof von Hamburg wurde, gebe es *'nicht ein Krümelchen Bausubstanz'*, sagte gestern [am 21.5.] der ehemalige Leiter des Harburger Helms-Museums, Ralf Busch, zur Eröffnung des 4. Deutschen Archäologenkongresses in der Universität Hamburg. Bis Freitag berichten 600 Forscher über ihre Arbeit. Das Spektrum: von der Steinzeit bis zur Archäologie der Konzentrationslager.

Hamburg lag im neunten Jahrhundert eher am Rande der großen Handelswege. In den etwa fünf bis sechs Quadratmeter großen Hütten der Siedlung lebten zur Zeit Ansgars 300 Menschen. Auch über das Massaker der Wikinger um 845 gebe es keine Grabungsbelege, *'obwohl es den Überfall ohne Zweifel gegeben hat'*, so Busch. Aus zeitgenössischen Quellen sind Einzelheiten überliefert. Die Raubzüge der Wikinger verbreiteten damals Angst und Schrecken. Zwei Jahre zuvor hatten sie Paris geplündert.

Auch die Hammaburg, die historische Keimzelle Hamburgs, *'ist uns archäologisch abhanden gekommen'*, sagte Busch. Entweder habe die Befestigungsanlage nicht, wie vermutet, auf dem Gelände beim Domplatz am Speersort gelegen, oder die Spuren seien beim Bau späterer Gebäude vernichtet worden. Vereinzelt Holzreste aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts könnten jedoch von hölzernen Kirchen stammen, die vor dem Bau des Steindomes dort gestanden haben.“ [cri 2002; Hvhg. H.I.I.]

Soweit der 'dernier cri' von der Binnenalster. Aus unserer Sicht ist dem nichts hinzuzufügen, denn warum sollte die Reeperbahn archäologisch besser untermauert sein als etwa Bayern, für das gerade flächendeckend der 'Krümelchen-Beweis' angetreten wird. Wann endlich werden sich die Archäologen von den Historikern emanzipieren?

Übrigens: Prof. Johannes Fried hat am 23. 5. seinen 60 Geburtstag begangen. In der FAZ wurde ihm, der als „nachdrücklich vorwitzig“ vorgestellt wird, ein rares Lob zuteil:

„'Wer zum Umdenken vordringt', sagte Fried 1983, „ist zum Außenseiter-Dasein, zum Einsatz seiner ganzen Person gefordert und oft zum Scheitern verurteilt.'

Obwohl Fried in seinem Fach die großen Ehrungen empfangen hat und die mächtigen Zeitschriften mitherausgibt, ist er durch den Radikalismus seines Methodenbewußtseins ein Außenseiter geblieben.“ [Bahners]

Wenn dieser Mediävist als maßgeblicher Inhaber eines Lehrstuhls und als zeitweiliger Sprecher der deutschen Historiker gleichwohl immer Außenseiter geblieben ist, dürfen wir ihm wünschen, dass im neuen Lebensjahrzehnt der Durchbruch zum Umdenken gelingt.

Literatur

- Bahners, Patrick (2002): „Kritik und Krise. Nachdrücklich vorwiegend: Dem Historiker Johannes Fried zum sechzigsten Geburtstag“; in: *FAZ*, 23. 5. 2002
- Borst, Arno (†1995): *Das Buch der Naturgeschichte. Plinius und seine Leser im Zeitalter des Pergaments*; Heidelberg (†1993)
- Brincken, Anna-Dorothee von den (2000): *Historische Chronologie des Abendlandes. Kalenderreformen und Jahrtausendrechnungen. Eine Einführung*; Stuttgart u. a.
- cri (2002): „Hamburgs Ursprung liegt im Dunkeln. Kongress mit 600 Archäologen“; in: *Hamburger Abendblatt*, vom 22. 5. 2002
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- North, J.D. (1983): „The Western Calendar - ‚Intolerabilis, horribilis, et derisibilis‘; Four Centuries of Discontent“; in: G.V. Coyne / M.A. Hoskin / O. Pedersen (1983): *Gregorian Reform of the Calendar. Proceedings of the Vatican Conference to Commemorate its 400th Anniversary 1582- 1982*; Città del Vaticano, 75-113
- Vogtherr, Thomas (2001): *Zeitrechnung. Von den Sumerern bis zur Swatch*; München

Nachträge zur Frühmittelalterdebatte

- ◆ 7.3. *Sudetenpost* – Friedebert Volk: Phantomzeit und böhmische Geschichte
- ◆ *Aufklärung und Kritik. Zeitschrift für freies Denken und humanistische Philosophie*, Nürnberg 9 (1) 104-126 – Hans Joachim Berbig: Das umstrittene Mittelalter und seine Beiträge zu unserem Verständnis von Geschichte und Gegenwart
- ◆ 30.3. *Neues Deutschland*, Berlin – Martin Koch: Das verschwundene Jahrtausend. Russischer Forscher behauptet: In unserer Geschichte hat es nie ein Mittelalter gegeben
- ◆ 13.4. *Baden-Baden* – Vortrag HI
- ◆ 23.4. Dresden – Jan Beaufort: Zweifel am Kalender - Enthält unsere Geschichte erfundene Zeit? Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung: Aspekte der Zeit am Zentrum für *Interdisziplinäre Technikforschung der TU Dresden*
- ◆ 25.4. *Aula Carolina*, Aachen – Max Kerner: Ohne Karl den Großen? Zum Europabild des neuen Karlspreisträgers (Vortrag und Diskussion)
- ◆ 10./11.5. *Regensburg* – Jahrestreffen der *Zeitensprünge* mit zehn Vorträgen zur Phantomzeit
- ◆ 25.6. *München* – Vortrag HI

Ausgräber im Schilfboot

Nachruf auf Thor Heyerdahl (1914-2002)

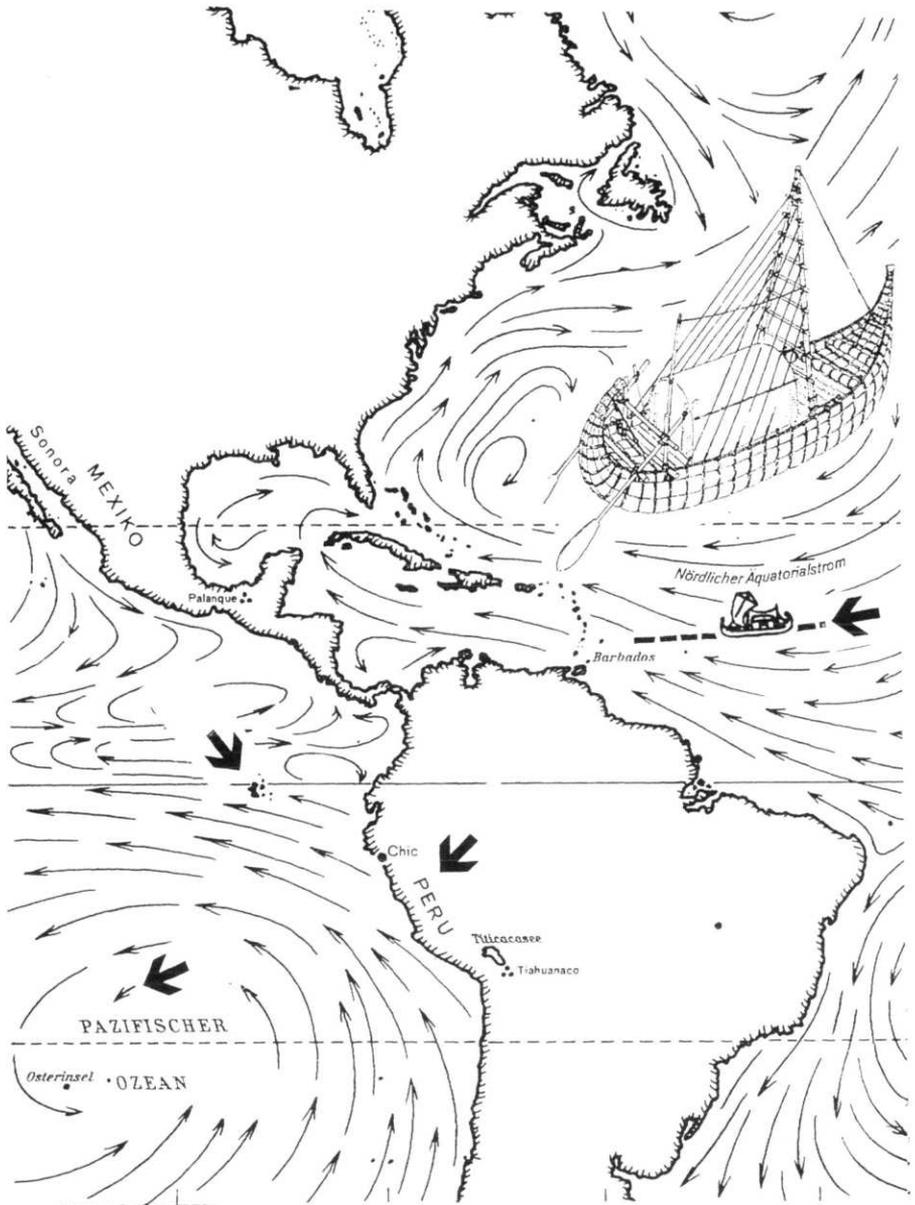
Heribert Illig

Mit Thor Heyerdahl starb ein echter Abenteurer, einer, der immer das Unbekannte suchte, ohne allerdings leichtfertig Risiken einzugehen. Ein Planer der Ungewissheit, ein rätselverliebter Forschungsreisender und für die wissenschaftliche Zunft immer ein Outlaw. Bereits als Zoologiestudent fand er zu 'seinem' Thema: Auf einer Südseeinsel herausfinden, wie die dort vertretene Tierwelt ihren Weg dahin gefunden hatte. Er gestaltete daraus bereits 1936 zusammen mit seiner ersten Frau den Ausbruch aus Zivilisation und Fortschritt, indem sie für eineinhalb Jahre unter Steinzeitbedingungen auf einer Insel der Marquesas, Fatu Hiva, lebten. Sie kehrten zurück, nachdem sie verstanden hatten, was sie der Zivilisation verdankten.

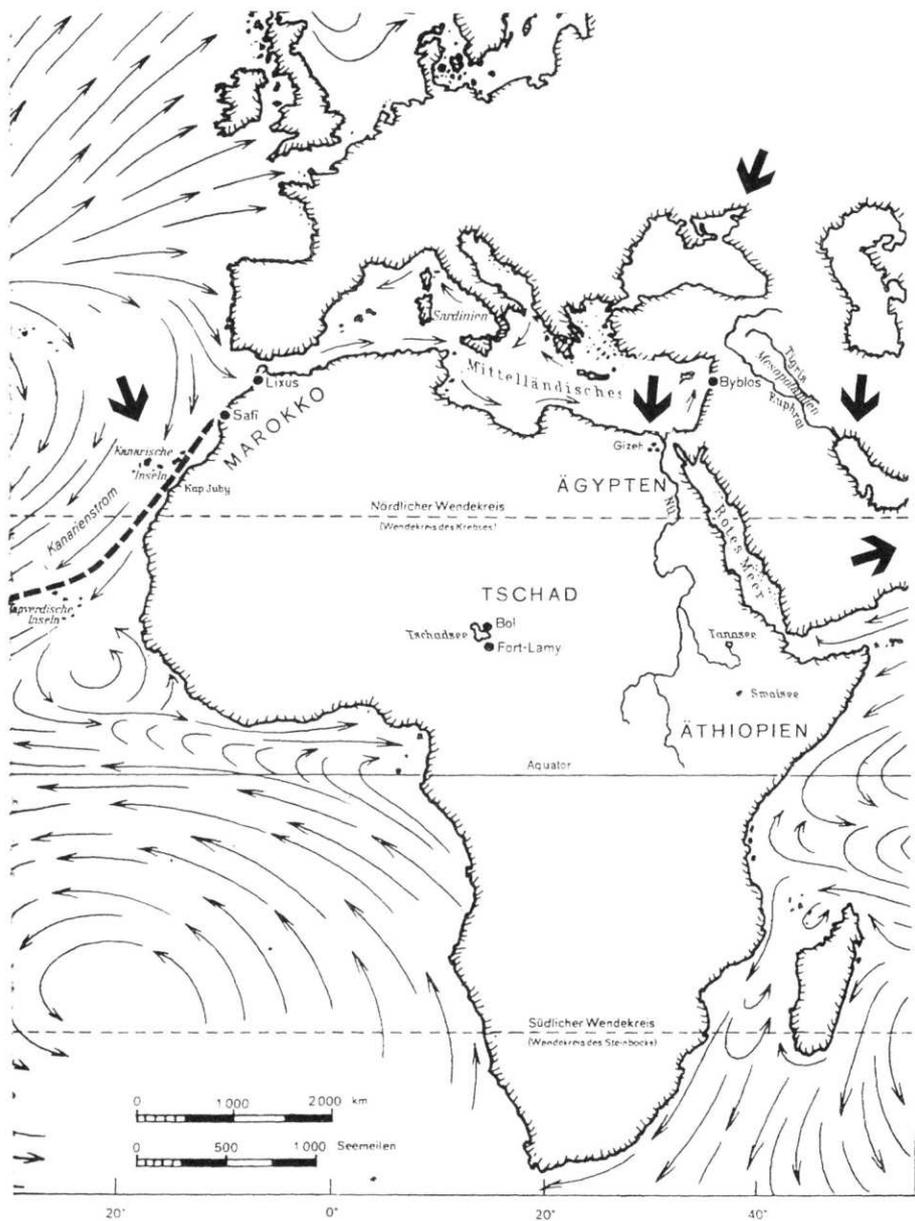
1947 bewies er mit der Kon-Tiki-Fahrt, dass die Osterinsel von der amerikanischen Küste aus viel leichter erreicht werden kann als von den sonstigen pazifischen Inseln. Ab da war er weltberühmt: sein Buch in 66 Sprachen übersetzt, sein Dokumentarfilm oscargekrönt. Für die universitäre Zunft war er jedoch erledigt: Ein Abenteurer, der auf schwankendem Balsafloß Forschungen betreibt, stellt eine permanente Kränkung dar für Schreibtischhelden, deren Ergebnisse schon bei leichtester Krängung ihres Forschungsmöbels ins Rutschen kämen. Ein Wissenschaftler auf den Wogen, obendrein populär – eine solche Zumutung wird nicht verziehen. Alles, was Heyerdahl ab da vortrug, präzisierte, mit Ausgrabungen und mit Expeditionen belegte, durfte nichts wert sein, zumal es damals einfach undenkbar war (und selbst heute für viele ist), dass Meeresströmungen Aus- und Verbreitung viel leichter ermöglichen als alle Landwege.

Als wir unser Jahrestreffen in Frankfurt am Main hatten, zeigte das Senckenberg-Museum eine Ausstellung über Osterinsel und Marquesas und präsentierte dabei auch zahlreiche Forschungsergebnisse Heyerdahls – doch wohlbedacht so, dass sein Name auch nicht einmal genannt wurde. Das war und ist symptomatisch.

So blieben seine Forschungsergebnisse verpönt: Ob die Osterinselforschung mit ihren Ausgrabungen und praktischen Experimenten, oder die auf den Galapagos-Inseln, die von ihm finanzierten Grabungen auf den Malediven oder in Peru, die Pyramidenfunde dort oder auf den Kanarischen Inseln oder zuletzt die Grabungen nahe der Krim – immer winkten die Forscherkollegen ab: Was kann schon ein Mensch beitragen, der das Meer als bestes



Segelroute der Ra [Expedition Ra, 1970, 24 f.], ergänzt um weitere weltweite Aktivitäten Thor Heyerdahls



Förderband zwischen Räumen und Zeiten ansieht? Ein Mensch, der Abenteuerromane wie ein Wikinger lebt, sie obendrein auch noch schreibt? Aber er verfasst doch auch wissenschaftliche Literatur! Das kann unbesehen ausgeschlossen werden. Schließlich beachtet er nicht einmal die politisch korrekt definierte Autochthonie der amerikanischen Ethnien!

Für unsere Arbeiten ist wohl die Ra-Expedition am interessantesten. Denn sie zeigte nicht nur, dass Befruchtungen Amerikas von Nordafrika und Europa aus sehr früh möglich waren, sondern demonstrierte auch, dass ein Schiffsboot fast 2.000 Jahre unterwegs gewesen sein müsste, um Mittelamerika den Pyramidenbau zu bringen [vgl. Illig in VFG 1/1990, 12-24]. Heyerdahl hat nie den konventionellen Zeitrahmen hinterfragt, der seinen Forschungsergebnissen so hinderlich war. Ein diesbezügliches Gespräch zwischen Gunnar Heinsohn und ihm, das vor wenigen Jahren in Peru stattgefunden hat, konnte nicht mehr auf seine Arbeiten durchschlagen.

Zuletzt kehrte er zu seinen Wikingervorfahren zurück. In einem Buch, das letztes Jahr zunächst auf Norwegisch erschienen ist, stellt er seine Grabungsbefunde an den Küsten des Asov'schen Meers vor: Wegen der Ähnlichkeiten zwischen dortigen und viel späteren Artefakten aus Schweden hat er offenbar die Saga von Snorri Sturluson (13. Jh.) neu gedeutet und ihre Handlung veraltet. Nun wird Odin zu einem realen König des +1. Jhs., der von den Römern aus den dortigen Gebieten vertrieben wird und nach vielerlei Eroberungen Schweden erreicht, wo ihm König Gylfi die Hälfte seines Reichs überlässt. Vielleicht stört auch in diesem Fall die ungeprüfte Zeitachse die Interpretation seiner Funde.

Wir werden ein Auge darauf haben, dass seine Funde und Erkenntnisse nicht unbeachtet bleiben oder nur unter geflissentlicher Negierung seines Namens akzeptiert werden.

Bibliographie

- 2001 Jakten på Odin (The Hunt for Odin)
- 2001 In the footsteps of Adam / Auf Adams Spuren. Das Abenteuer meines Lebens
- 2000 Ingen Grenser (No boundaries)
- 1999 Thor Heyerdahl und die Pyramiden auf Teneriffa
- 1997 Laßt sie endlich sprechen. Die amerikanischen Ureinwohner erzählen ihre Geschichte
- 1996 Green was the earth on the seventh day
- 1995 Pyramids of Túcume. The quest for Peru's forgotten city / Die Pyramiden von Tucumé
- 1990 The Kon-Tiki man. Thor Heyerdahl
- 1989 Easter Island. The mystery solved

- 1986 The Maldive mystery / Fua Mulaku. Reise zu den vergessenen Kulturen der Malediven
- 1979 Tigris. In search of our beginnings / Tigris. Auf der Suche nach unserem Ursprung
- 1980 Das große Heyerdahl-Buch
- 1978 Early man and the ocean. A search for the beginnings of navigation and seaborn civilizations / Wege übers Meer. Völkerwanderungen in der Frühzeit
- 1978 Zwischen den Kontinenten. Archäologische Rätsel
- 1976 Mensch und Wald im Zeitablauf
- 1975 The art of Easter Island / Die Kunst der Osterinsel. Geheimnisse und Rätsel
- 1970 Fatu Hiva. Back to nature / Fatu Hiva. Zurück zur Natur (auch: Steinzeit-Abenteuer in der Südsee)
- 1970 The Ra expeditions / Expedition Ra. Im Papyrusboot über den Atlantik
- 1966 Indians and Ancient Asiats in the Pacific. The Adventure of a Theory / Indianer und Alt-Asiaten im Pazifik. Das Abenteuer einer Theorie
- 1962/65 Reports of the Norwegian archaeological expedition to Easter Island and the East Pacific
- 1962 Archaeology of Easter Island
- 1957 Aku-Aku. The secret of Easter Island / Aku-Aku. Das Geheimnis der Osterinsel
- 1956 Archaeological evidence of pre-Spanish visits to the Galápagos Islands
- 1954 Great Norwegian expeditions
- 1952 American Indians in the Pacific. The theory behind the Kon-Tiki expedition
- 1948 Kon-Tiki Ekspedisjonen / The Kon-Tiki expedition. By raft across the South Seas / Kon-Tiki. Ein Floß treibt über den Pazifik

Aus Zeiteinsprünge/Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart:

- Görlitz, Dominique (2000): „Gegen den Wind - mit Steckschwertern - Schilfboot ABORA“; XII (3) 365-383
- Illig, Heribert (1990): „Transatlantische Kulturkontakte erst nach -600“; II (1) 12-24 (auch in Illig [1993]: *Chronologie und Katastrophismus. Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag*; Gräfelting, 167-170; Heinsohn/Illig [1997]: *Wann lebten die Pharaonen?*; Gräfelting, S. 144 f.)
- (1990): „Der unermüdliche Heyerdahl“; II (2) 117 f.
- Schildmann, Kurt (1990): „Die gemischt phönikisch-persisch-chaldäisch=sumerischen Expeditionen um -500 nach Mittelamerika“; II (1) 25-30
- (1990): „Mayas kannten das sumerisch/persische Wort für Eisen“; II (2) 115 f.

Schwindel im und mit dem Treibhaus

Eine Rezension samt Ozonloch-Zusatzfrage von Heribert Illig

Wolfgang Thüne (2002): *Freispruch – für CO₂. Wie ein Molekül die Phantasien von Experten gleichschaltet*. Mit einem Vorwort von Prof. Gerhard Gerlich; Edition Steinherz, Wiesbaden [zitiert als „T.“].

Es geht um ein sehr notwendiges Buch. Denn es muss der Öffentlichkeit klar gemacht werden, dass sie wieder einmal von Experten hinters Licht geführt wird. Es geht dabei um Experten der Physik, die alle ihre einschlägigen Kenntnisse vergessen, um einen Treibhaus-Effekt mit all seinen dramatischen zukünftigen Folgen zu postulieren, der aus physikalischer Sicht gar nicht stattfinden kann.

Gewarnt hat uns u.a. bereits 1996 Gunnar Heinsohn mit seinem Aufsatz „*Venusitze und Erderwärmung*“ [ZS 8 (2) 223-233]. Er wies damals darauf hin, wie es zu der physikalisch absurden Vorstellung des „Treibhauses Erde“ gekommen ist: Als sich Velikovskys Voraussage bestätigte, dass die Venusoberfläche nicht -25°C kalt, sondern $+520^{\circ}\text{C}$ heiß ist, benötigte man eine Erklärung. Mochte bei der dortigen, sehr dichten Atmosphäre das Treibhausmodell Sinn stiften, zumindest Velikovsky Postulat einer noch heißen, jungen Venus ins Abseits drängen, kreierte die Übernahme für ‘Mutter Erde’ nur noch Widersinn.

Diesen Widersinn erläutert der Meteorologe Wolfgang Thüne. 1998 ist sein erstes einschlägiges Buch erschienen: *Der Treibhaus Schwindel*. Nun hat er ein zweites folgen lassen, das in Aufbau und Stringenz der Abfolge keineswegs befriedigt, aber die seitdem geführte Debatte wiedergibt und die wesentlichen physikalischen Tatbestände demonstriert.

Wie soll der vielbeschworene Treibhauseffekt funktionieren? Die Atmosphäre lässt die von der Sonne kommenden, kurzwelligigen Lichtstrahlen passieren, hält aber die von der Erde reflektierten, langwelligigen Wärmestrahlen zurück – ergo Wärmestau „wie unter einem gläsernen Treibhausdach“. So haben das die ‘Experten’ 1986 vorgetragen [T. 51, 58].

Kohlendioxid absorbiert Strahlung primär von 15 und in kleinem Umfang von 4,3 Mikrometern (μm), doch es gibt im gesamten Abstrahlungsspektrum der Erde (zwischen 5 und 60 μm) [T. 131] ein Strahlungsfenster zwischen 8 und 13,5 μm , das immer offensteht und das auch der „Enquete-Kommission Vorsorge zum Schutz der Erdatmosphäre“ bekannt ist [T. 137, 163]. Noch so

viel CO₂-Emissionen können dieses Fenster nicht schließen [T. 103 f., 133 f.], da jedes Gas entsprechend seiner Spektrallinien nur ganz bestimmte, enge Abschnitte aus dem Gesamtspektrum abschirmen kann. So ist der Meteorologie die Konstruktion eines überhitzten Treibhauses mit gleichwohl stets offener Dachluke gelungen. Bewiesen wird dies durch jede Infrarotaufnahme aus großer Höhe: Nur weil Wärmestrahlung nicht von der Atmosphäre festgehalten wird, sondern zügig entweicht, ist die Infrarotthermographie von U2-Spionageflugzeugen in 20 km Höhe, sind Infrarotaufnahmen von Wettersatelliten aus möglich [T. 162]. Wissenschaftler wie Hartmut Graßl wissen das auch, wenn sie feststellen, dass z.B. die Sahara „als Wärmeabfluß für das Treibhaus Erde“ funktioniert [T. 103].

Als geistiger Vater des 'hothouse' [T. 72] gilt der Nobelpreisträger Svante Arrhenius, der 1896 versucht hat, Eis- und Warmzeiten mit Schwankungen des Kohlendioxidanteils in der Atmosphäre zu erklären. Weil Arrhenius ein zu simples Modell gewählt und es obendrein falsch berechnet hatte, war sein Ergebnis für Jahrzehnte unbeachtet geblieben und 1940 erstmals wieder aus der Versenkung geholt worden. Das 'Treibhaus Erde' ist spätestens 1957 in der Literatur errichtet worden [T. 126]. Da niemand in die Originalarbeit von Arrhenius schaute, wurde der entscheidende Rechenfehler erst 1995 von Gerhard Gerlich aufgedeckt [T. 192].

Es bleibt aber nicht bei dem Irrwitz eines geöffneten Treibhauses, das verblüffend dem Wintergarten eines Luftschlosses ähnelt. Thüne spricht weitere Verletzungen physikalischer Erkenntnisse an:

- ♦ So lässt das Newton'sche Abkühlungsgesetz keine Erde als Treibhaus zu [T. 143], so oft auch eine „Strahlungsgleichgewichtstemperatur“ der Erde imaginiert wird [T. 191, 194].
- ♦ Die Wissenschaft spricht von einer „mittleren Temperatur der Erde“, die aber nur ein willkürlich definierter Mittelwert ist, ein eben solches Konstrukt wie die „Globaltemperatur“ [T. 89] und die „Klimanormalperiode“ [T.115].
- ♦ „Klima“ ist für Thüne nur eine Fiktion ohne Eigendynamik, nachträglich errechnet aus einem gleitenden Wetterdurchschnitt [T. 122]. Da wir das Wetter bislang nicht beeinflussen können, können wir auch das Klima nicht beeinflussen. Deshalb sieht Thüne „die computergestützt numerische 'Klimaforschung'“ als „eine Art Phantomforschung“ [T. 109].

Immerhin zeitigt das vielfache Ignorieren grundsätzlicher physikalischer Logik eine beachtliche Wirkung: Allein in Deutschland fließen mittlerweile

jährlich Milliardenbeträge (DM) an Steuergeldern in immer weitere Klimaforschung [T. 160]. Nutznießer sind die einschlägigen Forschungsinstitute. Bei ihnen findet Thüne seine eigentlichen Kontrahenten: Hubert Markl, Biologie-Professor und Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, und der bereits genannte Prof. Hartmut Graßl, Direktor des Max-Planck-Instituts für Meteorologie in Hamburg, das erst 1975 gegründet worden ist. Es geht dabei um viel: „Die Behauptung eines ‘natürlichen Treibhauseffektes’ ist ein vorsätzlicher wissenschaftlicher Betrug” [T. 195].

Thüne wirft den Forschungsmanagern vor, wider besseres Wissen die Klimakatastrophe als Menetekel an die Wand zu malen. Damit ist auch das Ziel des Buchs klar: Thüne will Steuergelder für wichtigere Forschungen freisetzen, indem die Maßnahmen zur Vermeidung einer Klimakatastrophe vermieden werden. Doch das ist ohnehin schon geschehen: Die Öko-Steuer wird ja nicht zur Vermeidung der Klimakatastrophe eingesetzt, sondern zur Vermeidung der Rentenkatastrophe [T. 118].

Eine Zusatzfrage zum Ozonloch

Bei der Erderwärmung wird als zusätzliche Ursache die Zerstörung der Ozonschicht genannt. Ist sie etwa auch eine wissenschaftliche Ente?

Um antworten zu können, muss man wissen, wie die Ozonschicht entsteht und vergeht. Beides leistet die Ultraviolettstrahlung der Sonne. Nach dem Eintritt in die Erdatmosphäre, in etwa 80 km Höhe zerlegt UV-Strahlung mit Wellenlängen zwischen 125 und 170 Nanometern (nm) das zweiatomige Sauerstoffmolekül O_2 in einzelne Atome, die in dieser Zone isoliert bleiben.

In 50 bis 20 km Höhe zerlegt UV-Strahlung mit Wellenlängen zwischen 170 und 210 nm das zweiatomige Sauerstoffmolekül O_2 in einzelne Atome, die sich hier an O_2 -Moleküle anlagern können, wodurch O_3 -Moleküle entstehen, *Ozon* genannt. Dieses Ozon reichert sich zwischen 20 und 25 km als sehr dünne Schicht an (0,25 mg je Kubikmeter) und schützt die Erdoberfläche und ihre Bewohner vor der gefährlichen UV-Strahlung im Bereich von 250 nm. Hautkrebs ist eine der Folgen einer reduzierten Ozonschicht.

Doch das Ozon-Molekül ist selbst strahlungsanfällig, wird es doch durch UV-Strahlung kurzwelliger als 114 nm ‘geknackt’, wobei erneut freie Sauerstoffatome und O_2 -Moleküle entstehen. So herrscht in dieser Höhe ein Fließgleichgewicht, da in den darunter liegenden Atmosphäreschichten beliebig viele O_2 -Moleküle vorhanden sind. (Der Volumenanteil des Sauerstoffs an der Atmosphäre von 20,9 %, bleibt bis in eine Höhe von ca. 120 km unverändert; darüber existiert Sauerstoff fast nur noch in atomarer Form.)

Dieser Gleichgewichtszustand wird durch träg reagierende Gase verschoben, die in die obere Atmosphäre aufsteigen und katalytisch die O_3 -Moleküle

aufspalten. Am bekanntesten ist das Treibgas FCKW (Fluorchlorkohlenwasserstoff), das O₃-Moleküle durch die zeitweilige Bildung von Chloroxid aufspaltet. Deshalb soll sich die Ozonschicht dramatisch verringern; gefolgt vom Verlust des UV-Schutzes und einer Erwärmung gerade der Polarregionen.

Hier vermisste ich die vorhandene Selbstregulation: Denn wenn die dünne Ozonschicht reduziert wird, fällt das UV-Licht tiefer in die Atmosphäre ein und trifft auf viel zahlreichere O₂-Moleküle, die es zwangsläufig aufspaltet. Aus einem Teil von ihnen entsteht wiederum Ozon, das sich ebenso als Schutzschicht formieren kann, nur jetzt vielleicht etwas tiefer. Die Lebensbedingungen am Boden wären aber deshalb nicht verändert. Vielleicht findet ein Leser heraus, wo mein Denkfehler liegt.

Liegt kein Fehler vor, läge der Verdacht nahe, dass man nur den Ozon-Gehalt in einer vorgegebenen Höhe misst und dessen Abnahme konstatiert, ohne zu bemerken, dass er sich etwas tiefer neu aufgebaut hat. Wenn ich in dem *Neuen Lexikon der populären Irrtümer* [2001, Frankfurt, 250] lese, das größte Ozonloch klaffe über Sibirien, was mangels Messstationen lange nicht entdeckt worden sei, dann scheint es ohnehin noch an präzisen Messungen zu fehlen. Über den Ozeanen dürfte der Mangel am größten sein.

Ungeachtet dieses Gedankengangs bleibt natürlich die unsinnige Panikmache im Fall des Treibhauseffekts. Der Freispruch für CO₂ als Klimakiller muss beachtet werden. Das ist jedoch kein Freispruch für die Zivilisation dahingehend, dass die Umwelt bedenkenlos für ökonomische Zwecke ausgebeutet oder ruiniert werden dürfte. Es wäre – um nur ein nahe liegendes Beispiel zu nennen – von größerem Nutzen, den Einbau der längst konstruierten, leistungsfähigen Rußfilter für LKWs endlich zu erzwingen, anstatt ein milliardenschweres, aber inexistentes Treibhaus auszuforschen.

Und eines sollte nicht vergessen werden: Keine Angst vor Experten und Spezialisten! Die Arche wurde von Amateuren gebaut, während professionelle Spezialisten die Titanic konstruierten. Das betonen Marion und Werner Küstenmacher, Bonn, in einer ihrer Publikationen. (Das stimmt natürlich nur cum grano salis, hatte doch ein kompetenter Bauleiter die Arche-Pläne entwickelt und vorgegeben...)

Leserbriefe und ein Nachruf

Antwort auf Konrad Fischer [ZS 1/2002, 207] und andere:

Zu meinem Slawen-Beitrag erhielt ich sehr viele 'germanistische' Zuschriften, die im Wesentlichen darauf hinausliefen, dass die Slawen eigentlich Germanen waren und dass die Germanen im Frühmittelalter eine ganz bedeutende Rolle gespielt haben.

Ich bin weder hunno- noch slawophil. Da es mir um die Rekonstruktion der tatsächlichen frühmittelalterlichen Geschichte geht, kann ich das Hunnen- und Slawenproblem nicht weglassen, auch wenn das manchen 'Germanisten' missfällt. Die Weltgeschichte wurde nicht nur von Germanen bestimmt. Aber ich habe nie bestritten, dass Germanen sowohl in Südosteuropa wie in Osteuropa zeitweilig eine bedeutende Rolle gespielt haben. In meinen Bulgaren- und Magyaren-Beiträgen habe ich immer wieder auf Gepiden, Goten und Langobarden hingewiesen; im noch folgenden Pannonien-Beitrag werde ich auf die Rolle der Germanen eingehen. In meinem Kiew-Beitrag habe ich begründet, dass die frühen Rus Germanen waren.

Ich frage mich deshalb, welchen Sinn – im Interesse der Wahrheitsfindung – eigentlich diese 'germanistischen' Angriffe haben. Zu ihnen gehört auch der Leserbrief von Konrad Fischer, der mir unkonkret, gleichzeitig polemisch und damit unwissenschaftlich vorkommt. Natürlich ist mir die von ihm genannte Inschrift des Goldbechers von Nagyszentmiklos bekannt. Es gehört viel Kühnheit dazu, sie als „germanische Runenschrift“ zu deuten. Aber selbst wenn diese Deutung stimmte: Warum sollen die frühen Magyaren nicht auch die germanische Runenschrift angewandt haben?

Ich erwarte von Fischer einen sachlichen Beitrag, mit dem ich mich wissenschaftlich auseinandersetzen kann.

Dr. Klaus Weissgerber

Ergänzung: Man sollte festhalten: Das weite Gebiet südlich der Ostsee gilt als Gebiet der Ostgermanen, bis „die Slawen“ dort 'auftauchen'. Diese unterscheiden sich von den Germanen in der *Religion* – nirgends Wodan oder Odin und der bekannte Götterhimmel 'Walhalls' –, in den fehlenden *Sagas* ihrer Heldentaten, in der *Sprache*, die denn doch sehr ungermanisch ausfällt, wie ich beim Nichtlernen des Kroatischen leidvoll erfahren musste, und im *Fundmaterial*, das sich signifikant von germanischen Fundhorizonten unterscheidet. Es gibt also eine klare Trennungslinie. Selbst wenn sich die Slawen aus den Ostgermanen entwickelt hätten, wären sie nach dieser Entwicklung kaum mehr als Germanen ansprechbar.

H.I.

Replik auf Konrad Fischer [1/2002, 207]:

Dass die gesamte Beweisführung Knapps „kraus“ ist und „nicht so recht ausgeht“, scheint mir – besonders was die astronomische angeht – eine sehr gewagte Aussage, die Fischer belegen müsste, was er bisher weder in seinem Leserbrief noch in seinem ZS-Beitrag getan hat. Er nennt nicht einmal Knapps astronomische Methode, die vom synodischen Umlauf der Planeten ausgeht, was Fischer für die Potenzreihen in Anspruch nimmt, ohne den Unterschied zu erkennen: Knapps Methode führt zur *Kenntnis* der synodischen Umlaufbahn und -zeit, bei Fishers Methode muss Zeit und Potenzierung schon *bekannt* sein, um ein (halbwegs) harmonisches Zahlenbild errechnen zu können. Fischer verschweigt uns aber die gedankliche Basis, auf der die Bildung dieser Potenzreihen (für Erde keine, für Venus gleich zwei, für Saturn eine, bei der die gewollte Konstruktion besonders deutlich wird, usw.) basiert, bzw. er spricht in seinem Text lediglich vage von „seinen Untersuchungen“ – wo sind sie? (In der von ihm als Quelle genannten *Cambridge Encyclopaedia of Astronomy* gibt es diese Potenzreihen jedenfalls nicht; da war wohl nur die synodische Umlaufzeit gemeint? Wohl aber finden sich dort S. 164 abgebildet die oberen und unteren Konjunktionen und Elongationen der Venus, von denen auch Knapp spricht.)

Ich habe mit meinem Beitrag in 4/2001 vor allem zeigen wollen, dass das Pentagramm nicht im Jahreskreis der Marienfeste aufgeht, wie der Astronom Knapp etwas vorschnell annahm, weil das römische Christentum die Venusgöttin als Madonna weiterverehrt. Noch die Kreuzritter Südfrankreichs kannten die Zusammengehörigkeit von Madonna und Pentagramm, und Goethe kannte die Bedeutung des Pentagramms durch die Freimaurer-Tradition. Maria steht daher nicht, wie Fischer meint, auf der Mondsichel, sondern auf den – vermutlich erst im Mittelalter durch missverständene oder kirchlich 'zurechtgebogene' Johannesoffenbarung (dort unterwirft „das Weib“ sich den Mond, indem es seine Füße darauf stellt und ihr Haupt im Tierkreis erhebt) umgedeuteten – Venushörnern; und der türkische Halbmond ist weder halb noch ein „Mondsäbel“, sondern ziemlich sicher die umgedeutete, ehemalige Sasanidenkrone mit Hörnern und Fünzfack.

Wer Velikovsky verstanden hat, der muss das Adjektiv „böse“ bei der Venus nicht auf Mars verlagern, weil der „aggressiver“ sei. Nicht Mars, sondern Venus ist symbolmächtig, d.h. nur ihre 'Zeichen' vermögen vor jener Gefahr zu schützen, die Venus einst verkörpert hat, weil sie sie selbst enthalten; es sei denn, Fischer will alles, was Velikovsky der Venus zuschreibt, auf Mars beziehen – er trüge dann die Beweislast.

Bereits vor Knapp zeigte schon Franz Xaver Kugler (1862-1929; Jesuit und Professor für Astronomie u. Mathematik, sowie Spezialist für Assyriolo-

gie und Keilschrift) z.B. in *Vom Hohen Lied und seiner kriegerischen Braut* [Scholastik 2, 1927] die Kenntnis der astronomischen Entstehung des Fünfszacks und seine Zugehörigkeit zu Venus in babylonischen Texten. Die archaische Astronomie gewann ihre primären Kenntnisse nicht aus (Potenz)-Berechnung, sondern aus direkter Beobachtung der Planetengestalten [gut erklärt in Oskar Marcel Hinz: *Studien zum Verständnis der archaischen Astronomie*; in: *Symbolon* 5-66, 162-219]. Das ist zwar aus der Mode gekommen und deshalb ungewohnt, aber überhaupt nicht „soo kompliziert“ [ZS 1/2002, 207].

Gestaltzahlen sind die räumlich fixierte Zeitgestalt eines Planeten, die seinen Hauptphasen entsprechen (und Gestalten lassen sich graphisch darstellen); *Periodenzahlen* sind von bestimmten gewählten (Zeit-)Einheiten abhängig: Gestaltzahlen der Venus sind die 5 (das Pentagramm) und die 8 (der epizyklische Achtstern); Periodenzahl ist 4 und ebenfalls 8, da in acht (bzw. bei anderen Konjunktionen in vier) Jahren ein Pentagramm vollendet wird, d.h. Venus wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt ist. Beim Mars ist die Gestaltzahl 8 und 16, die Periodenzahl 15, da er in 15 Jahren 8 Schleifen (bzw. 8 x 2 Schleifen, wegen der Rückläufigkeit) macht. Usw.

Deshalb bedurfte archaische Astronomie nicht der *Sphärenharmonie* Keplers [ZS 1/2002, 207]. Das Pentagramm als Zeichen der Venus war im Altertum auf jeden Fall bekannt und galt als Heils- und Todeszeichen der im ☆ gebannten Göttin, sowie als Schutz-Zeichen für das 'rechte Maß'. Diese Funde sind vor Kepler zu datieren, und sobald ich Zeit dafür finde, werde ich in einem Beitrag das mir vorliegende Material dazu vorstellen.

Wenn Platons Demiurg „seine Schöpfung nach Potenzen ordnet“ [laut ZS 1-2000, 49], so gab es wohl in Griechenland zwei konkurrierende Fraktionen: Pythagoräer und Platoniker – oder gibt es andere Interpretationen? Jedenfalls war dieser Demiurg erstaunlich abstrakt, geradezu 'neuzeitlich'. Wenn – so verstehe ich Fischers Beitrag – die aus Zahlen-Potenzen gewonnene Fingerhaltung von Statuen die Identifikation der jeweils gemeinten Planetengottheit ermöglichen soll, müßte man dies ikonographisch genau belegen und in seiner zeitlichen Entstehung eingrenzen können. Vorerst halte ich die 'Logik' und die Eindeutigkeit dieser Identifikationsmöglichkeit für sehr diffus und fragwürdig (man lese dazu nochmals Fischers Text 49-51: irgend-eine Waffe z.B. tragen viele Götter und sie wird *stets* mit der ganzen Hand umfasst; Victory-oder segnende Hand?; der ganze angebliche Venus-Saturn-Komplex...); auf jeden Fall widerspricht sie in wesentlichen Punkten (Zahlen) der archaischen Astronomie im obigen Sinn.

Ich will nicht bezweifeln, dass es ikonographische Fingerstellungen gibt, die etwas bedeuten sollen (in Indien als *Mudras* bekannt, pflegte sie der Buddhismus, und vielleicht gelangten sie bis Europa); doch falls Fischers Beobachtung zutrifft, erscheint mir das spätrömisch, teilweise schon renaissance-

zeitlich; d.h. man hätte den 'Göttergestalten' ihre Zahlen und Attribute nicht nach den tatsächlichen synodisch-gestaltastronomischen Kriterien der Planeten zugeordnet, sondern nach anderen, z.B. dem der berechenbaren Regelmäßigkeit.

Angelika Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Leserbrief auf „K(r)ämpfe um Troia“ [ZS 1/2002, 5-12]:

Wer wird denn gleich in die Luft gehen oder Luftfahrt tut not.

Im neuerlichen Schlachtenlärm um Troia droht der wesentliche Aspekt völlig unterzugehen: nämlich die Erkundung der realen Ausmaße von Troia. Dies war auch mein Wunsch in einem veröffentlichten Leserbrief an die *Süd-deutsche Zeitung*, 11. 1. 02, als Reaktion auf Kolbs erneute Attacke gegen Korfmann. Darin hieß es:

„Die einzige Chance für Manfred Korfmann, die nagenden Zweifel über die Existenz von Troia – personifiziert in Gestalt des Tübinger Kollegen Frank Kolb – zu widerlegen, besteht in einer erdmagnetischen Prospektion aus der Luft. Erst wenn durch diese flächendeckende Erkundung der gesamten Landschaft um Troia herum die wahren Ausmaße der historischen Grundrisse für alle offensichtlich werden, werden auch den Zweiflern die Argumente ausgehen. Die bisherige Erkundung mit dem Magnetometer zu Fuß dauert einfach viel zu lange. Auch Kolb geht dieser vielversprechenden Möglichkeit aus dem Weg.

Allein im hethitischen Hattusa gräbt das Deutsche Archäologische Institut schon seit etwa 100 Jahren und hat immer noch erst einen Bruchteil der früheren Besiedlung kartografisch erfaßt. Ich meine, wenn überhaupt jemand eine luftgestützte Magnetometrie um Troia durchsetzen kann, dann ist es Korfmann.“

Von 1992 bis 1994 begab sich der Geophysiker und Archäologe Dr. Helmut Becker vom Bayerischen Landesdenkmalamt in seiner Freizeit, auf eigene Initiative hin, zu Fuß und bei sengender Hitze mit einem von ihm entwickelten magnetometrischen Prospektionsgerät in die nähere Umgebung des Burgbergs Hisarlik und entdeckte dadurch Troias Unterstadt. (Eine vorzügliche Einführung in Beckers Arbeit nebst seiner Stellungnahme zum Troiastreit ist auf diesem ZDF-Video im Internet abrufbar:

http://abenteuer.wissen.de/wissen/abenteuerwissen/53198/zdfaw_content.shtml

Vielleicht würde sich Korfmann bis heute noch damit zufrieden geben, eine Scherbe nach der anderen auf dem Grabungshügel umzudrehen und mit deren Katalogisierungen einen Band der „*Studia Troica*“ nach dem anderen zu füllen.

„Mehr als 15 Jahre lang haben Manfred Korfmann und sein Team in und um [!] Troia gegraben und geackert. Stein für Stein umgedreht. Und mit jedem Stein wuchs die Erkenntnis.“ [Schwäbisches Tagblatt, 9.1.1999]

Wie wir von seinem Mitstreiter Latacz wissen, musste Korfmann erst von dem Altphilologen Latacz dazu überredet werden, überhaupt auf Schliemanns Hügel zu graben. Gewiss ist es kein leichtes Unterfangen für einen deutschen Archäologen, ausgerechnet auf den Spuren des Gründungsvaters der deutschen Archäologie zu wandeln. Es bedurfte also immer neuer Anstöße von außen, damit Korfmann seine Zweifel und Bedenken überwindet und damit dem „Projekt Troia“ zu neuen Perspektiven verhilft. Bisher ging das noch jedes Mal gut aus, und das spricht auch sehr für Korfmann, denn nach anfänglicher Abwehr ist er letztlich immer offen für neue Perspektiven und Vorschläge geblieben.

Mein eigenes Bangen und Hoffen richtet sich nun darauf, ob sich Korfmann zu einem nächsten und damit abschließenden Kraftakt durchringen kann, nämlich Projektgelder für eine erdmagnetische Prospektion von einem Hubschrauber aus zu organisieren. Bereits beim Tübinger Schaukampf zeigte Korfmann Wirkung ob der massiven Einschüchterungskampagne durch die Philologenkaste. Geknickt und bereitwillig konzedierte er kleinere Dimensionen für Troia – aber trotzdem noch groß genug für weitere (Grabungs-) Kampagnen. Diese neu-alte Bescheidenheit wird aber nur den Schreibstubengelehrten nützen.

Ein Größenvergleich soll die unterschiedlichen Dimensionen der jeweiligen Meßmethoden verdeutlichen: ein Hubschrauber mit einem Magnetometer braucht für parallele Flugbahnen mit jeweils hundert Meter Abstand in einer Fläche von zehn mal zehn Kilometern (= 10.000 [zehntausend] ha) tausend Flugkilometer, was bei zwei mal zwei Stunden täglich in etwa einer Woche abgeflogen wird (persönliche Mitteilung von Dr. Greinwald, Bundesanstalt für Geowissenschaften). Becker und seine Kollegen schaffen dagegen in einem ganzen Jahr mit magnetometrischen Messungen zu Fuß gerade mal 200 (zweihundert) ha – und das noch auf verschiedene Regionen verteilt.

Bisher hat die Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe in Hannover (BGR, Referat Aerogeophysik:

<http://www.bgr.de/b314/htm/homepage.htm>

nur Erzlagerstätten, Wasserquellen und Altlastenareale per Hubschrauber erkundet. Der Einsatz der Magnetfeldmessung macht sich dabei das Prinzip zunutze, dass Steine und Lehmziegel im Erdreich etwas mehr magnetisiert sind als die sie umgebende Erde. Nun liegt es einzig und allein an Korfmann, weil nur er persönlich die Grabungs- und Erkundungsrechte für die Troas hat, diesen Hubschrauber mitsamt der luftgestützten Magnetometrie für das „Projekt Troia“ im nächsten Sommer zu nutzen. Eine solche ‚Amtshilfe‘ wäre

zweifellos ein wahrlich Aufsehen erregendes Prestigeprojekt für die deutsche Archäologie, und es würde auch allen anderen Grabungen erheblichen Auftrieb und eine neue Perspektive geben.

Dr. Ulrich Franz, Heidelberg

Zu „Münchner Kindl und Buddenbrooks“ von Axel und Herwig Brätz

[ZS 1/02, 187–193]:

A. und H. Brätz werfen den Autoren von „Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung“, Klaus Humpert und Martin Schenk, eine verengte Sichtweise vor, wenn sie schreiben:

„Die [...] Autoren halten sich – wie in akademischen Kreisen häufig – streng an ihr Fachgebiet (Vermessung) und vermeiden jeden Blickkontakt zur sozialen, wirtschaftlichen und ideologischen Basis der [...] beschriebenen Techniken.“

Die Autoren Humpert/Schenk sind in der Tat Vermesser und äußern sich nur über das, wovon sie tatsächlich mit Sachverstand reden können. Sie haben sich ganz bewusst nicht etwa an die engen Grenzen ihres Fachgebietes gehalten, sondern daran, was sie mit den Methoden der Vermessungstechnik auch beweisen können. Es ist ja auch unsinnig, mit einem einzigen Buch die Welt erklären zu wollen.

In ihrem Buch geht es um Messtechniken und den Nachweis, dass die mittelalterlichen Städte nicht wild gewachsen, sondern planvoll gegründet wurden und wie das geschah. Mehr wäre Hybris. Die Autoren tun also gut daran, sich an Ludwig Wittgenstein zu halten, der bekanntlich meinte: „Wovon man nicht sprechen kann, davon muß man schweigen.“ Es ist ja nicht so, dass die soziale, wirtschaftliche und ideologische Basis des frühen Mittelalters allgemein klar wäre und man bloß den einen oder anderen Seitenblick zu wagen hätte, um derlei Erkenntnis in die Betrachtung einfließen zu lassen.

Der tiefere Sinn der Stadtgründungswelle sei den Autoren nach Meinung der Gebrüder Brätz durch die Abgrenzung von jeglicher Esoterik entgangen. In dem zitierten Spiegel-Artikel sagen die Autoren lediglich, dass sie das Warum von Bogenkonstruktionen nicht beweiskräftig erklären können. Für die Rezensenten dagegen scheint Stadtgründungswelle und Bogenkonstruktion eine Einheit und darüber hinaus einfach zu verstehen. In ihrer astrologischen Sicht bedingt das eine das andere. Dabei handelt es sich bei Gründungswelle und Bogen um zwei Dinge, die ursächlich nichts miteinander zu tun haben. Es gibt nämlich unter den etwa 3.000 Städten solche mit und solche ohne Bogenkonstruktionen. Humpert kann sogar eine Entwicklungslinie aufzeigen, die von geraden Straßenverläufen über Bogenkonstruktionen zurück zum geraden Rastersystem verläuft. Außerdem findet er die gleichen Konstruktionsmethoden auch im außerchristlichen Bereich, etwa in Milet,

Alexandria und Damaskus. Die von den Rezensenten vorgestellte Behauptung, die Stadtgründungswelle sei der Versuch gewesen, auf Erden den Sternenhimmel abzubilden, scheint mir nicht nur völlig aus der Nase gezogen, sondern gerade auch sozial und ökonomisch vollständig absurd.

Ich habe in meiner Rezension die Situation zwischen 1000 und 1300 mit der Situation in Nordamerika zwischen 1600 und 1900 verglichen. Meiner Ansicht nach handelte es sich bei dem Gebiet, welches heute Deutschland darstellt, im Jahr 1000 um etwas, das in der Weise besiedelt war, wie Nordamerika um 1600: Ein weiträumiges, unstrukturiertes Areal von diversen Stammesgesellschaften. Kein fränkisches Kaiserreich hatte vorher dort geherrscht und die für die Herrschaft notwendigen Verwaltungs- und Siedlungsstrukturen geschaffen. Das ist der wesentliche Punkt. In dieses Gebiet drängten unaufhörlich neue Menschenmassen, die untergebracht, versorgt und einer politischen Ordnung unterstellt werden mussten. Dazu war es notwendig, dieses riesige Gebiet erst einmal zu erschließen und zu strukturieren. Genau wie in Nordamerika und auch sonst bei jeder systematischen Besiedlung wurden dazu Städte gegründet, die gleichzeitig dazu dienten, strategische Positionen zu besetzen und Herrschaftsansprüche zu sichern. Die damit befassten Personen hatten mit ziemlicher Sicherheit auch eine ebensolche Mentalität wie die Siedler Nordamerikas, sie waren bis auf die Knochen pragmatisch.

Es ist verständlich, dass Anhänger einer astrologischen Sichtweise mit Pragmatik, die mit politischen, sozialen und ökonomischen Fragestellungen umgeht, nicht sehr viel anfangen können. Das was sie für eine Erweiterung des Blickfeldes halten, entpuppt sich jedoch erst recht als Einengung. Sie stehen gewissermaßen unter dem Zwang, in allem und jedem einen astrologischen Zusammenhang finden zu müssen, dessen Vagheit sie energisch als Gewinn an Klarheit vortragen. Das führt dann 'zwingend' zu solch ebenso kryptischen wie amüsanten Schlussfolgerungen wie Christus bedeute u.a. Kreis-Tuer und ähnliche Spielereien mit scheinbaren Gleichklängen. Der Begriff Christos stammt nun mal aus dem Griechischen, der Sprache der Evangelien und bedeutet Gesalbter. Man ändert diese Bedeutung nicht einfach dadurch, dass man es in einer Weise zerlegt, die zwar althochdeutsch erscheint, es aber nicht ist. Das ist so als wolle man das amerikanische Wort für Schabe, cockroach, in seine vermeintlichen Bestandteile zerlegen, in Hahn und Plötze also und folglich als Hahnenfisch interpretieren. Es ist aber nur die englische Verballhornung des spanischen cucaracha. Oder als wolle man verballhornen (nach dem Buchdrucker Ballhorn) selbst in verbal und Horn zerlegen, um damit zur angeblichen Bedeutung „Sprachrohr“ fortzuschreiten.

Wie Humpert in seinem Kapitel über die Gebäude aufzeigt, denn vom Bauen kommen die Messmethoden, finden sich die Verfahren bereits beim

Tempel D in Uruk (konvent. -4. Jtsd.) oder im großen Amuntempel in Karnak (konv. -2. Jtsd). Es sind uralte Vorgehensweisen, die sich aus den Notwendigkeiten von Planung und Konstruktion ergeben und streng pragmatisch sind, auch wenn sie im Nachhinein mit esoterischen Interpretationen überlagert worden sein mögen. Die den Grundrissen überlagerten Risslinien der Konstruktion zeigen denn auch jedes Mal deutlich ihren Zweck, nämlich Anschlagkanten für Wände und Pfeiler zu erzeugen, ein handwerkliches Verfahren von ausgesuchter Nüchternheit. Darin sind sie den Risslinien eines Schnittbogens vergleichbar, aus denen ein phantasiebegabter Interpret sicherlich ebenfalls „Urbanoglyphen“ herauslesen könnte.

Das Kapitel über die Metamorphose der mittelalterlichen Stadt zeigt die Entwicklung der Typologie auf. Es bringt unter anderem etliche Städte des Typs langegezogene Marktstraße, zu dem auch Lübeck gehört, als Weiterentwicklung hin zu einem leiterartigen Straßensystem. So zum Beispiel Bern, Friedberg, Straubing, Neustadt am rauen Kulm, Lauingen und Hassfurt. In ihnen müssten nun Verfechter der Urbanoglyphen folgerichtig ebenfalls Abbildungen eines Butts erkennen.

Die von Humpert auf S. 62 dargestellte Gründungsgeschichte Lübecks zeigt zum einen, dass der Ortsname Lübeck älter als die mittelalterliche Stadt ist und weiter, dass dieser Name drei aufeinander folgenden und in ihrer Konstruktion unterschiedlichen Städten eigen war:

1143: Die Siedlung Alt Lübeck wird von Adolf von Schauenburg aufgegeben und ca. zehn Kilometer landeinwärts verlegt.

1156: Heinrich der Löwe möchte von seinem Grafen Adolf von Schauenburg die Stadt Lübeck übereignet haben. Der Graf wehrt sich und bekommt dafür vom Herzog das Privileg der Fernhandelsrechte entzogen.

1157/58: Als weitere Gegenmaßnahme wird von Heinrich dem Löwen an der Wakenitz eine weitere Stadt mit dem imponierenden Namen Löwenstadt gegründet.

1157: Lübeck brennt ab.

1159: Die Neugründung erweist sich als Fehlschlag, die Löwenstadt wird wieder aufgegeben. Heinrich kommt nun doch in den Besitz Lübecks und beginnt sofort mit der Neugründung der Stadt.

Die bemühten pseudoetymologischen Anspielungen – von Lübeck über Buckelbutt und Bückling bis hin zu Buddenbrooks und Grass' Der Butt – ignorieren nicht nur, dass ein Bückling eben kein Butt, sondern ein Hering und Grass kein Lübecker, sondern ein Danziger Nobelpreisträger ist. Sie scheinen auch nicht zu wissen, dass viele der gerade in den norddeutschen Handelsstädten verbreiteten merkwürdigen Namen lediglich plattdeutsche Eingemeindungen bzw. Verballhornungen ursprünglich ausländischer Namen

sind, wie etwa Dünnebier, Schlotterhose oder Dunekake in Bremen. Mein alter Architekturprofessor in Bremen heißt Buttman. Das wäre dann doch mal etwas Eindeutiges für die Rezensenten. Leider aber ist es ein französischer Name, Boudemont, der im 18. Jh. für norddeutsche Zungen mundgerecht gemacht wurde.

Die Sichtweise der Rezensenten trägt also leider gar nichts zur Aufklärung der Geschichte bei. Humpert und Schenk dagegen machen handwerkliche Methoden zur Grundlage ihrer Forschung, so wie Heinsohn und Illig in ihrem Pharaonenbuch. So liefern sie den Beweis, dass das deutsche Staatsgebiet erst von 1000 an den Wandel von einer stammesgesellschaftlichen Siedlungsstruktur zu einer Reichsstruktur durchmacht und untermauern dadurch in anschaulicher und überzeugender Weise, ohne davon zu wissen, Illigs These von der Fiktionalität eines mächtigen, entwickelten Frankenreichs unter Karl dem Großen.

Hanjo Schmidt, Stuttgart

Ergänzung: Wenn in der Rezension von „stolzem Preis“ die Rede war, so muss hier widersprochen werden. Das ausgesprochen instruktive Buch bietet 389 großformatige Kunstdruckseiten mit zwei bis fünf mehrfarbigen Plänen und Fotos auf jeder Doppelseite, dazu noch eine CD – da musste wirklich beneidenswert viel Sponsoring sein, um diesen niedrigen Preis zu realisieren. Ich darf auch loben, was die Rezensenten und Hanjo Schmidt übergehen: Das ausgezeichnete Lay-out dieses nun wirklich grundlegenden Buches stammt von Letztgenanntem.

H. Illig

In seinem Nachruf auf *Stephen Jay Gould* (1941-2002) schrieb ihm Josef Reichholf [*Süddeutsche Zeitung*, 22. 5. 2002] zwei Hauptbeiträge zur Evolutionstheorie zu: Die Evolution kennt so gut wie keinen Fortschritt und sie folgt

„dem Konzept des von ihm so genannten ‘unterbrochenen Gleichgewichts’ [...], für das sich unschwer auch aus der deutschen evolutionsbiologischen Fachliteratur lange vor Goulds Entdeckung die betreffenden Grundlagen entnehmen [lassen]. In holprigem, sprachlich schwer nachvollziehbarem Fachjargon hatte Otto Heinrich Schindewolf ein halbes Jahrhundert vor Gould aufgezeigt, dass die Evolution nicht in Darwins Sinne allmählich (graduell) verläuft, sondern dass auf Phasen kurzer Neuentstehung lange Zeiten mit nur geringem Wandel oder nahezu keinen Veränderungen folgen: das ‘unterbrochene Gleichgewicht’ Goulds.“

Auch Gunnar Heinsohn baut in „*Wie alt ist das Menschengeschlecht?*“ [62 ff., 123 f.] auf Otto Schindewolf. Allerdings hat Gould dessen Theorie der kosmischen Strahlung als entscheidenden mutativen Faktor nicht aufgegriffen. H.I.

Mantis Verlag (Preise inkl. Versandkosten)

Franz Siepe (2002): Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen (*voraussichtlich August*)

Ca. 240 Seiten, davon 16 Kunstdruckseiten, Pb.; für Abonnenten 15 €

Heribert Illig · Gerhard Anwander (2002): Bayern in der Phantomzeit.

Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters Eine systematische Studie in zwei Bänden (*voraussichtlich August*)

Insges. mehr als 850 S., mehr als 150 Abb., 2 Pb.; für Abonnenten 45 €

Heribert Illig · Franz Löhner (⁵2001): Der Bau der Cheopspyramide

nach der Rampenzeit

270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abonnenten 16 €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁴2001): Wann lebten die Pharaonen?

Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt

503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abonnenten 24 €

Gunnar Heinsohn (³2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?

Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit

158 S., 42 Abb., Paperback, 11,25 €, für Abonnenten 11 €

Alfred Tamerl (1999): Hrosvith von Gandersheim.

Eine Entmystifizierung

327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abonnenten 18 €

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!

Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich

276 S., 85 Abb., Pb., 18,41 €, für Abonnenten 16 €

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indus?

Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser

102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abonnenten 10 €

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?

405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 5 €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt

in archaischen Gesellschaften

131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abonnenten 11 €

Egon Friedell: Essaybände (bis 1918, ab 1919): Abschaffung des Genies und Selbstanzeige (Hg. H. Illig), gebunden, jeweils 9,50 €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 14, Heft 2, Juni 2002

- 212 Heribert Illig: Das Regensburger Dutzend. Zur Jahrestagung
- 219 Andreas Birken: Der Höhenflug des Flinders Petrie
- 234 Heribert Illig: Straßen durch Germaniens Urwälder
- 247 Paul C. Martin: Was las man denn zur Karolingerzeit ? Teil IV
- 278 Gunnar Heinsohn: Karl als Kartograph ?
- 307 Hans Künkel: Das Auffindungswunder
- 309 Gerald Schmidt: Karolingische Spuren auf der „Straße der Romanik“ ?
- 325 Ulrich Becker: Hidzra und Hunnen. Ist die muslimische Zeitrechnung als „phantomzeitbereinigt“ zu sehen?
- 341 Angelika Müller: Yesdegird und Djalali. Zu persischen und islamischen Kalendern
- 365 Klaus Weissgerber: China, Japan und Korea im Frühmittelalter (Sinaica II)
- 393 H. Illig: Zwischen Hamburg und der Jahreslänge. Bericht zur Phantomzeitdebatte
- 401 H. Illig: Ausgräber im Schilfboot. Nachruf auf Thor Heyerdahl (1914-2002)
- 406 H. Illig: Schwindel im und mit dem Treibhaus. Eine Rezension samt Ozonloch-Zusatzfrage
-
- 211 Editorial
- 400 Nachträge zur Frühmittelalterdebatte
- 410 Leserbriefe und ein Nachruf
- 419 Verlagsnachrichten

ISSN 0947-7233